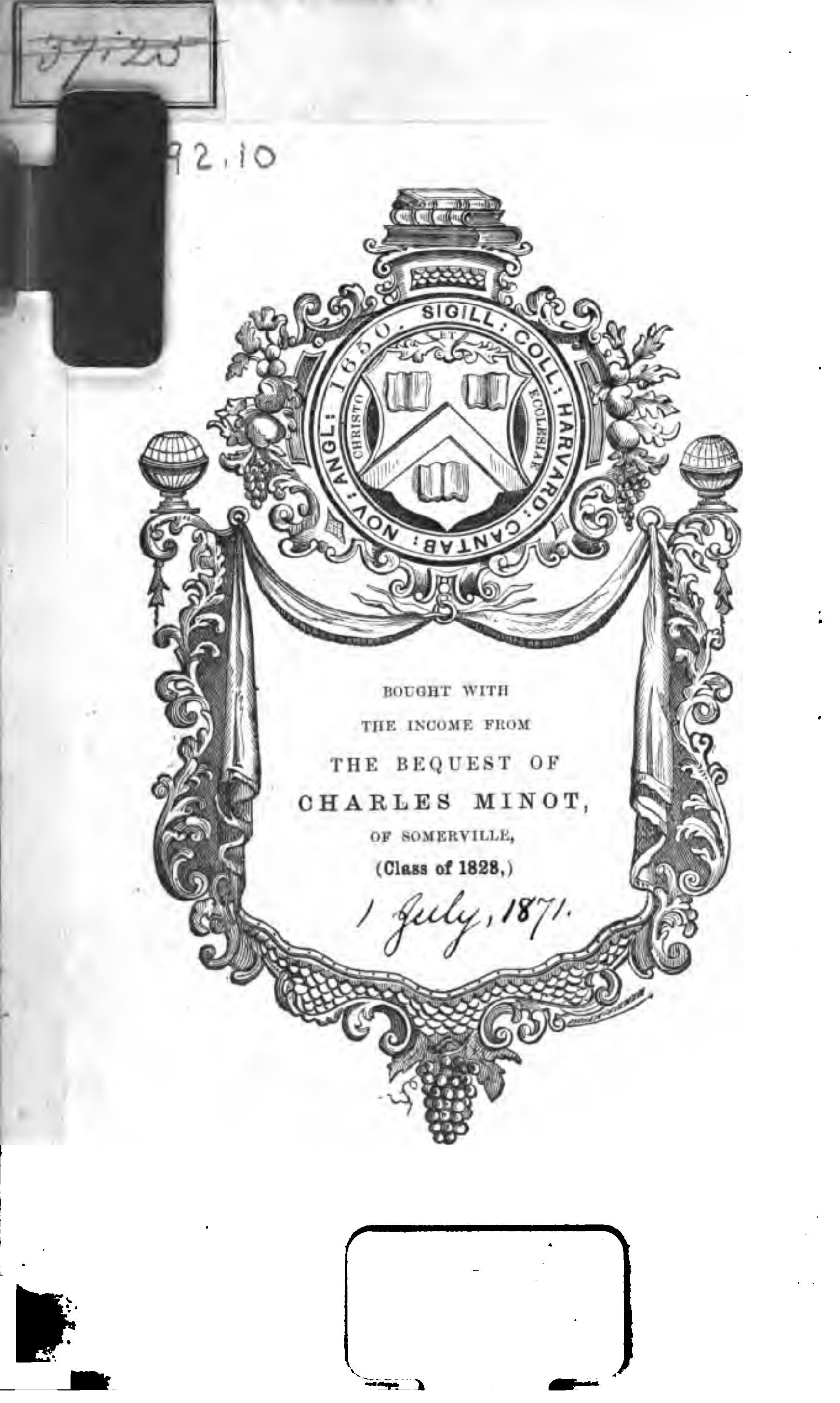
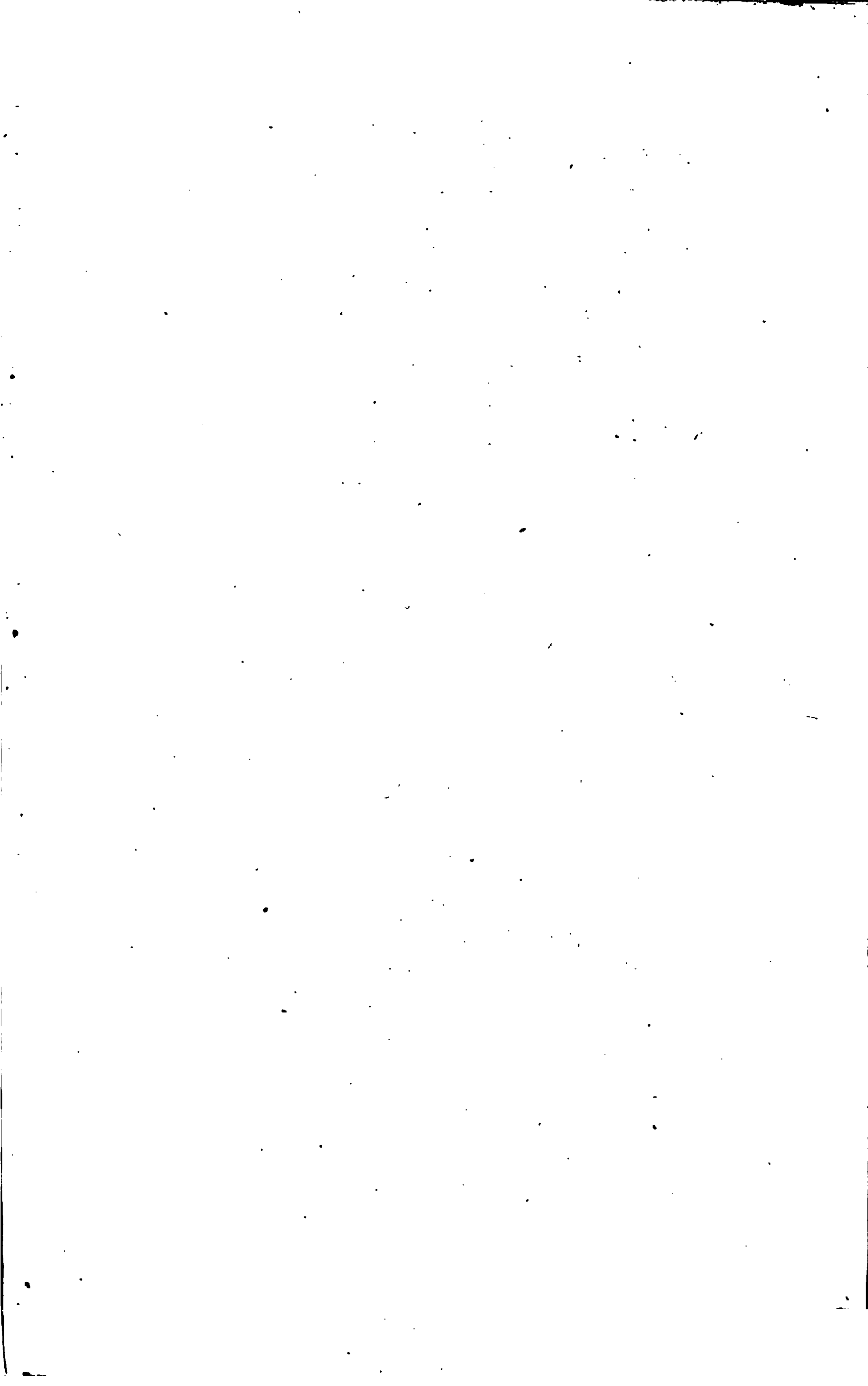
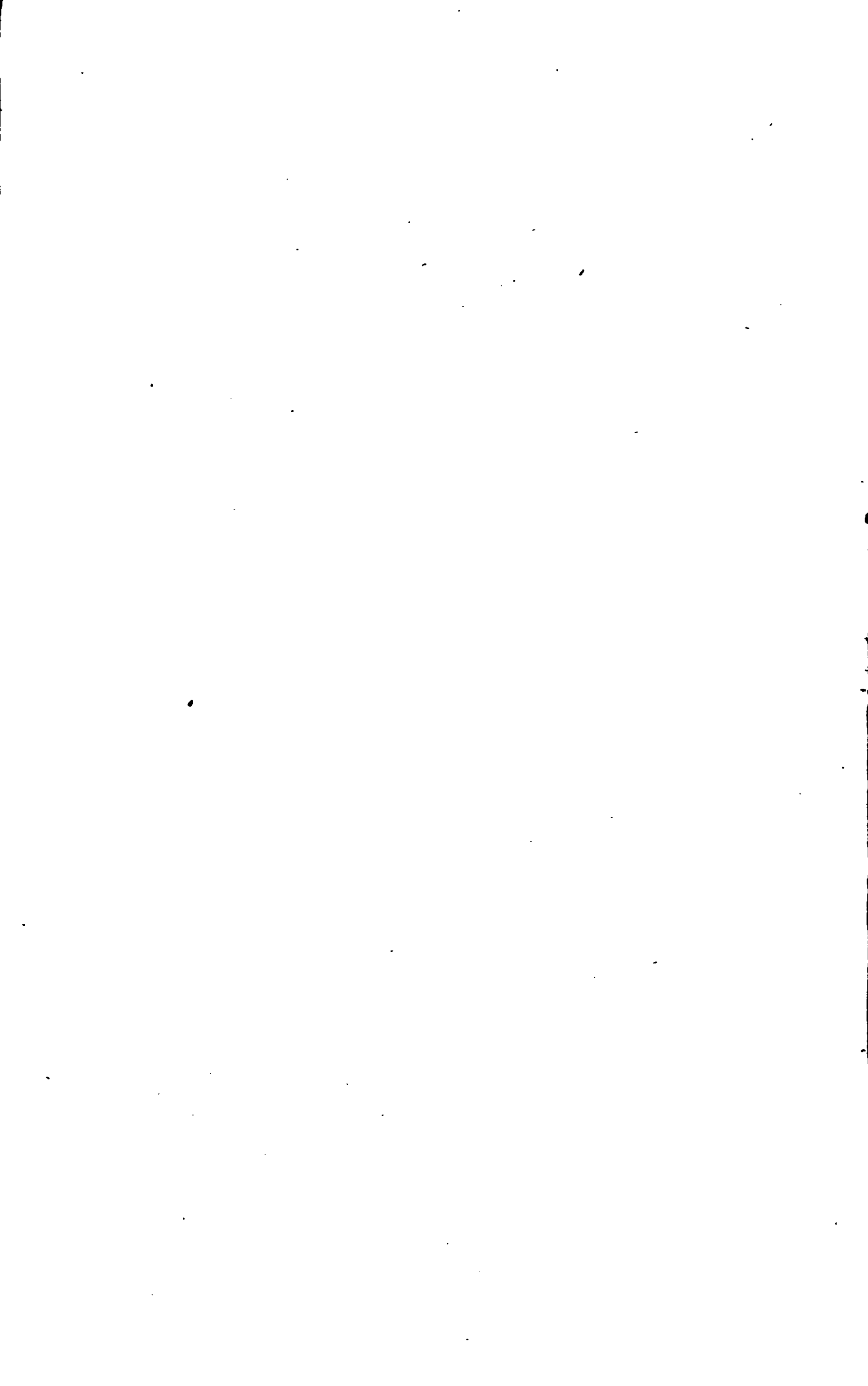
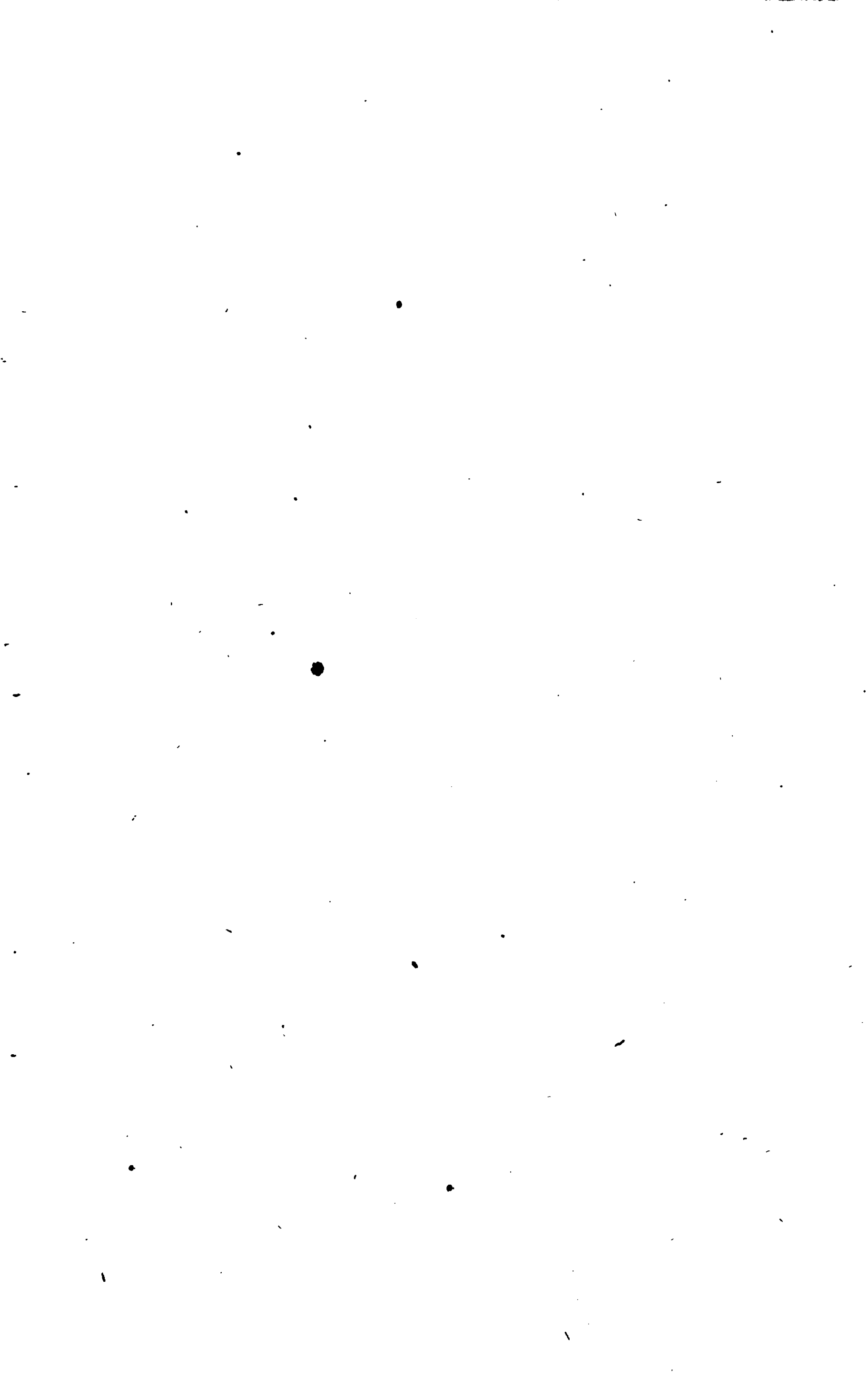

HD WIDENER
HW SQTD G


SIGILL: COLL: HARVARD: CANTAB: NOV: ANGL: 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE
BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
1 July, 1871.







Bilder

aus der

deutschen Vergangenheit.

Herausgegeben

von

Gustav Freytag.

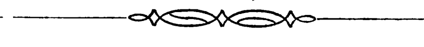
Fünfte vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Zweite Abtheilung.

Aus dem Jahrhundert der Reformation.

(1500—1600.)



Leipzig

Verlag von S. Hirzel.

1867.

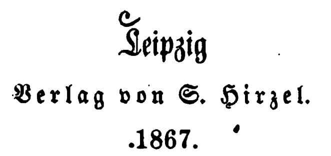
Aus dem

Jahrhundert der Reformation.

Bilder

von

Gustav Freytag.



Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1867.

I.

Ein fahrender Schüler.

(1509 und folgende Jahre.)

Das fünfzehnte Jahrhundert versank. Uns Deutschen erscheint es wie Einleitung zu den großen Begebenheiten der Folge, als eine Zeit der Versuche, eifriger aber unfertiger Bildungen. Die Aufregung der Massen in einem großen halbslavischen Volksstamm des römischen Reiches hatte Tod und Verderben über die deutschen Landschaften gebracht, aber der Fanatismus der Hussiten schien auf der Brandstätte von hundert deutschen Städten und Dörfern verkohlt. Und doch zitterte die Bewegung fort in dem Herzen zweier Generationen und im nächsten Jahrhunderte loderte die Flamme von neuem auf, mächtiger, unvertilgbar, eine Feuersäule für ganz Europa. Auch das Haus der Luxemburger war vergangen, seine letzten Erben hatten einst die ungarische Krone an die österreichischen Habsburger verpfändet, scheidend überließen sie diesen ihre Ansprüche auf die weiten und unsichern Erwerbungen ihres Stammes. Aber noch stand das Geschlecht der Habsburger in Deutschland nicht fester als andere deutsche Fürstenhäuser, als die Wittelsbacher, die Wettiner, die Hohenzollern. Und doch machte das nächste Jahrhundert Karl V. zum größten Dynasten der Erde. Vergebens hatte man auf den Concilien zu Costnitz und Basel gearbeitet, die Schäden der römischen Kirche zu heilen, fruchtlos mühte man sich am Ende des Jahrhunderts, das zerfallene Haus des deutschen

Reiches durch neue Pfeiler zu stützen, während doch Ludwig XI. in Frankreich, der erste Tudor in England ihr Königthum hoch über den Trotz der großen Vasallen erhoben. Es war ein Jahrhundert der Fehden und eines rücksichtslosen Egoismus, und wieder der freien Föderation zu praktischen Zwecken, überall Städtebünde und Ritterbünde. Es war aber auch die Zeit, wo der deutsche Geist, auf Erreichbares und Endliches scharf gerichtet, zu der größten aller neuen Erfindungen kam, zur Kunst Bücher zu drucken; wo trotz den Kämpfen auf der Landstraße und blutigem Hader hinter den Stadtmauern Handel und Handwerk zu reichlicher Blüte kamen, wo der Bürger und Bauer sich als Kriegsmann fühlen lernte, wo der deutsche Kaufmann die nördlichen Meere seiner Herrschaft unterwarf, während der romanische Seefahrer durch die Nebel eines ungeheuren Oceans zu unbekannten Erdtheilen drang. Es war endlich die Zeit, in welcher die Saumthiere der Alpen mit den Gewürzen des Orients und den Bullen des Papstes auch die Handschriften fremder Werke zutrugen, aus denen sich über Deutschland eine neue Wissenschaft, die Morgenröthe des modernen Lebens verbreitete.

Das sechzehnte Säculum kam herauf, und mit ihm die größte geistige Bewegung, welche je eine Nation in den innersten Tiefen aufgewühlt hat. Für immer hat nach menschlichem Ermessen dies Jahrhundert dem Geist und Gemüth der Deutschen sein Gepräge aufgedrückt. Eine einzige Zeit, wo eine große Nation emsig und angstvoll ihren Gott suchte, Frieden für die beängstigte Seele, sittlichen und gemüthlichen Inhalt für ein Leben, das ihr reizlos, trübe, arm und verdorben erschien. — Sehnsucht nach Erkenntniß der Wahrheit und heißes Ringen nach der ewigen Liebe, das sollte auf lange die herrschende Leidenschaft der Deutschen werden.

Solche Anstrengung der Volksseele, das gesammte Leben neu zu gestalten durch ein tiefes Erfassen des Ewigen, hat auch die politische Entwickelung der Deutschen in einen Lauf gebracht,

welcher dem anderer großer Culturvölker scharf entgegengesetzt ist. Denn dieser leidenschaftliche Kampf hat die volle Kraft der Nation in Anspruch genommen bis zur äußersten Erschöpfung, er hat die politische Concentration Deutschlands um Jahrhunderte aufgehalten, die furchtbarsten innern Kriege, eine totenähnliche Ohnmacht sind ihm gefolgt; er hat einen tiefen Riß gemacht zwischen Deutschen und Deutschen, zwischen der neuen Zeit und dem Mittelalter. Er hat verursacht, daß ein großer Theil des deutschen Volkes, welches seine Geschichte in ununterbrochener Continuität bis auf die Kämpfe Ariovist's und Armin's zurückführen kann, jetzt die Hohenstaufenzeit, ja das Reichsregiment des ersten Maximilian betrachten darf wie eine dunkle Sage, denn seine Staatenbildung, seine Rechte, seine Gemeindegesetze sind kaum so alt als die der nordamerikanischen Freistaaten. Die älteste unter den stolzen Nationen, welche auf den Trümmern des Römerreichs entstanden, ist jetzt in vieler Beziehung das jüngste Mitglied der Staatenfamilie Europa's. Aber wie verhängnißvoll auch jene Arbeit des sechzehnten Jahrhunderts für die politische Gestaltung des Vaterlandes geworden ist, dennoch soll jeder Deutsche mit Ehrfurcht darauf zurücksehen, denn ihm verdanken wir alles, was jetzt unsern Stolz und unsere Hoffnung ausmacht, unsere Opferfähigkeit, Sittlichkeit, die Freiheit des deutschen Geistes, einen unwiderstehlichen Trieb nach Wahrheit, die unerreichte Methode unserer Wissenschaft, unsere Kunst; zuletzt auch die große Verpflichtung, welche die Ahnen auf unsere Seele gelegt haben, die Pflicht das zu vollenden, was ihnen mißlang. Gerade jetzt, wo wir mitten im politischen Kampfe für deutsches Wesen stehen, wird es nützlich sein zu gedenken, wie dieser Streit vor vierthalbhundert Jahren im Volke begonnen hat.

Wer in die Seele der Deutschen zu blicken versucht, zu jener Zeit, wo das sechzehnte Jahrhundert emporstieg, der wird in den untern Schichten des Volkes eine geheimnißvolle Unruhe erkennen, etwa wie bei den Wandervögeln, wenn der Frühling herannaht. Auch wurde dieser unbestimmte Drang häufig zur uralten deutschen Wanderlust. Die Zahl der Landläufer, junger und alter, der Kleinkrämer, Pilger, Bettler, fahrenden Schüler war sehr groß, durch alle deutschen Stämme bis in die Slavenländer des Ostens, nach Frankreich und vor allem nach Italien ging der abenteuerliche Zug. Vieles wirkte zusammen, die Armen unruhig, aufsässig, nach Neuem begierig zu machen.

Wunderbare Nachrichten klangen aus der Ferne. Hinten im fernen Mittelmeer auf dem Wege nach Jerusalem, den deutsche Pilger noch alljährlich suchten, hatte sich ein neuer Stamm, ein neuer Glaube eingedrängt, unheimlich und grauenhaft. Jeder Pilger, der aus dem Süden kam, berichtete in den Herbergen von der wilden Streitkraft des Türken, von seiner Vielweiberei, von den Christenkindern, die er raubte und sich zu Sklaven erzog, von den Gefahren der christlichen Inseln und Seestädte. Und wieder auf der andern Seite tauchten der Phantasie aus dem Grauen des unendlichen Meeres neue Goldländer herauf, Landschaften wie das Paradies, braune Völker, die von Gott nichts wußten, eine unendliche Beute und Herrschaft für die gläubigen Christen. Dazu kamen die Botschaften aus Italien selbst, wie unzufrieden die Südländer mit dem Papst seien, wie arg die Simonie, wie lasterhaft die Fürsten der Kirche.

Und die von solchen Dingen zu erzählen wußten, in Stadt und Land, waren nicht mehr furchtsame Handelsleute, arme Pilger, sondern sonnenverbrannte feste Gesellen mit kühnem Antlitz und scharfer Wehr, Nachbarkinder und sichere Leute, die als Söldner des Kaisers nach Welschland gezogen waren, sich dort mit Italienern, Spaniern und Schweizern gerauft hatten und

jetzt mit Beute zurückkehrten, Goldstücke im Seckel und goldne Ritterketten am Halse. Mit Ehrfurcht starrte die Jugend des Dorfes auf den Landsknecht, der seine Hellebarde vor der Schenke in den Boden stieß und die Herberge für sich und seine Gäste in Beschlag nahm wie ein Edelmann oder Fürst; denn er, der Bauernsohn, hatte die welschen Ritter unter seine Füße getreten; er hatte tief in die Geldkasse eines italienischen Fürsten gegriffen, er hatte für seine deutschen Hiebe vom Papste Ablaß vollauf bekommen, ja, wie man raunte, einen geheimen Segen, der ihn unverwundbar machte gegen Hieb und Stich. Eine Ahnung der eigenen Kraft und Tüchtigkeit zog nach langer Zeit zum ersten Mal durch die Seele der Gemeinen. Auch sie waren Männer, in ihrer Hütte hing der Knebelspieß und an ihrem Gürtel das lange Messer. Und wie war ihre Lage in der Heimat! Ihre Hände und Gespanne forderte der adliche Junker für seinen Acker, ihm gehörte Holz und Wild im Walde, der Fisch im Wasser; selbst wenn der Bauer starb, nahm jener dem Erben das beste Haupt der Heerde oder Geld dafür. Auch die Bauern hatte Christus durch seinen Tod erlöst und frei gemacht, und jetzt waren sie in der Mehrzahl eigene Leute des Gutsherrn. In jeder Fehde, die dem Junker auflag, waren sie die Opfer, dann fielen fremde Reisige in ihr Vieh, schossen gegen sie selbst den Bolzen und warfen sie in ein finsteres Loch, bis sie Lösegeld zahlten. Und wieder nach ihren Garben und nach jedem versteckten Gulden spähte die Kirche. Unredlich, listig und üppig wie die Welschen, war auch der Dechant, der mit dem Jagdfalken, mit Dirnen und Reisigen durch ihr Dorf ritt; ihr Pfaffe, den zu wählen und zu entlassen sie kein Recht hatten, der ihre Weiber verführte oder in ärgerlichem Haushalt mit Wirthin und Kindern lebte; der Bettelmönch, der sich in ihre Küche einnistete und für sein Kloster das Fleisch im Rauchfang, die Eier im Korbe verlangte. Eine dumpfe Gährung kam in die Landgemeinden des südlichen Deutschlands, schon am Ende des fünf-

zehnten Jahrhunderts begannen lokale Aufstände, Vorboten des Bauernkrieges.

Aber noch größere Einwirkung übte die neue Kunst, durch welche auch der Aermste klug und gelehrt werden konnte. In der Mitte des letzten Jahrhunderts war am Rheinstrom erfunden worden, geschriebene Worte ins Tausendfache zu vervielfältigen. Schon seit mehren hundert Jahren hatte man mit Holztafeln Muster gedruckt, manchmal einzelne Seiten Schrift darin ausgeschnitten, endlich ersann ein Bürger, daß man mit gegossenen Lettern ganze Bücher drucken könne. Es war für die nächste Folge wichtig, daß die neue Erfindung sich unabhängig vom geistlichen Stand, ja in Opposition gegen die mönchischen Abschreiber ausbildete, als eine Erfindung des Bürgerstandes. Denn sie gelangte dadurch sogleich zu der gesunden industriellen Stellung, welche Intelligenz und Technik des Handwerks zu geben vermochte, mit wunderbarer Schnelligkeit wurde sie durch die wandernden Gesellen in viele deutsche Städte und in das Ausland getragen. Ihr zur Seite der neue Bilderdruck von Holztafeln. Neben den großen Druckwerken des fünfzehnten Jahrhunderts, deren Technik wir noch jetzt bewundern, verbreiteten sich bald kleine, billige in den Häusern der Handwerker, ja in den Hütten der Bauern. Kalendertafeln, Arzneimittel gegen Krankheiten, Organisationen frommer Brüderschaften, moralische und Gebetbücher, dazwischen schnell kleine Staatsschriften und die komische Literatur: Fastnachtsscherze, Narrenstreiche, volksthümliche Gedichte. Der Trieb lesen zu lernen wurde mächtig, auch der Landmann erfuhr mit einer Genauigkeit, die der zufällige mündliche Bericht selten gehabt hatte, von einer geheimnißvollen Weissagung oder Geistererscheinung, einem Fastnachtsspiel zu Nürnberg, gläubig buchstabirte er neue Gebete und Verheißungen seiner Kirche und verwundert nahm er in sich auf, so deutlich, als hätte er's selbst gesehen, daß sich die Baiernherzöge der Gewalt des Königs Maximilian unterworfen hatten.

Dem Volk war die Pforte geöffnet für geistigen Erwerb, und mit Eifer suchte die Masse ihr Heil in dieser Richtung.

Aber die alte Wissenschaft der Kirche, welche sonst den lernbegierigen Sohn des Volkes im Chor und Kreuzgang aufgenommen hatte, war in tiefem Verfall. Noch saß die Gelehrsamkeit des Mittelalters anspruchsvoll in den Lehrstühlen der deutschen Universitäten, aber sie war in geistlosen Formeln und scholastischer Spitzfindigkeit verknöchert. Die Kunde alter Sprachen war gering, Hebräisch und Griechisch fast unbekannt; in barbarischem Mönchslatein wurde geschrieben und gelehrt, die alten Quellen ernster Wissenschaft, Bibel und Kirchenväter, römische Historiker, Institutionen und Pandecten, die griechischen Texte des Aristoteles und der Schriftsteller über Natur und Heilkunde lagen in bestäubten Handschriften, nur die mittelalterlichen Erklärer und Systematiker wurden immer wieder erläutert, auswendig gelernt und bekämpft. So in Deutschland. In Italien aber war seit länger als hundert Jahren aus dem Studium einiger römischen und griechischen Dichter, Historiker und Philosophen eine Bildung aufgegangen, welche Adel der Seele und Freiheit fern von den Pfaden der christlichen Kirche suchte. Die Freude über die Schönheit lateinischer Sprache und Poesie, Bewunderung der gewandten Dialektik des Cicero, Erstaunen über das mächtige Leben des römischen Volkes erhob die Besten jenseits der Alpen. Behend rankte ihre Poesie, Geschichtschreibung, Rechtskunde, Heilkunst an den antiken Stützen empor. Ja es schien dort, als sollte das alte römische Leben aus seinem Grabe wieder auferstehn, und ein zweihundertjähriger Kampf begann zwischen den Schatten des August und Virgil und dem Schatten des heiligen Petrus, der finster über der Siebenhügelstadt schwebte. Das geistliche Wesen, tyrannisch, beschränkt und sittenlos, wie es auch in Italien war, sank in tiefste Verachtung, die vornehmen Geistlichen selbst, arm an Zucht und Pflichtgefühl, wurden von dem Zauber der neuen Bildung ergriffen. Und die

römische Kirche bot das seltsame Schauspiel, daß ihre höchsten Würdenträger den Glauben an den Gekreuzigten, dessen Stellvertreter auf Erden sie sein wollten, innerlich verlachten und die Gläubigkeit der Christen schamlos ausmünzten zur Befriedigung verruchter Sinnlichkeit oder ihres Familieninteresses.

Erst seit Erfindung des Bücherdrucks, während der Kriege, welche die Deutschen auf den Schlachtfeldern der Halbinsel ausfochten, kam die neue Humanistenbildung allmälich nach Deutschland. Aber sie fand hier ein anderes Volksthum. Der redliche Sinn und das einfache Gemüth der Deutschen verarbeitete sie nüchterner und doch inniger, und so wie damals deutsche Art war, methodisch, zunftmäßig, maßvoll. Emsig wurde die lateinische Sprache, welche den Deutschen wie ein neuer Fund erschien, in lateinischen Schulen studirt und durch Lehrbücher verbreitet. Die angestrengte und lange Arbeit über der fremden Grammatik, welche in Deutschland nöthig war, diente den Geistern zur Zucht. Scharfsinn und Gedächtniß wurden kräftig angestrengt, die logische Seite der Sprache wirkte stärker als die phonische, die Größe und Weisheit des antiken Inhalts mehr als die Schönheit und Eleganz der Form; die Gymnastik des lernenden Geistes in Deutschland mußte angestrengter sein, dafür war der Gewinn dauerhafter, schon deshalb, weil jetzt die Herrschaft über zwei grundverschiedene Sprachen gewonnen wurde. Eine Anzahl ernster Sprachlehrer verbreitete zuerst die neue Bildung. Jacob Wimpfeling schrieb seine lateinischen Lehrbücher für Knaben und Jünglinge, Alexander Hegius lehrte in Deventer, unter ihnen zahlreiche Schulmeister: Crato von Udenheim und Sapidus in Schlettstadt, Michaelis Hilspach zu Hagenau, so viele andere. Dazu die Dichter Heinrich Bebel in Tübingen, Conrad Celtes in Wien, der Jurist Ulrich Zasius in Freiburg und andere. In enger Verbindung mit ihnen standen fast alle kräftigen Talente Deutschlands, Sebastian Brand, Verfasser des Narrenschiffs, auch der große Prediger

Johann Geiler von Kaisersberg, obgleich seine eigene Bildung noch in dem scholastischen Wesen wurzelte*).

In kurzem war die deutsche Gelehrsamkeit der romanischen mehr als ebenbürtig. Für ihre vornehmsten Vertreter aber galten allgemein Johann Reuchlin, der die erste hebräische Grammatik schrieb, und Erasmus von Rotterdam, der durch den Zauber seiner Bildung der ganzen Humanistenschule Deutschlands, wenige ausgenommen, das Gepräge eines feinen ironischen Geistes aufgedrückt hat. Auch die deutschen Humanisten ergossen ihre Begeisterung in lateinischen Versen, auch bei ihnen traten Jupiter, Minerva und der Sonnenlenker Sol wunderlich an die Stelle des Christengottes, der Jungfrau Maria und des großen Lichtes der mosaischen Urkunde. Auch sie wurden zuweilen durch die Bekanntschaft mit alter Philosophie bis zu heimlicher Speculation über das Wesen der Gottheit geführt, auch sie standen sämmtlich in geharnischter Opposition gegen die Verderbnisse der römischen Kirche, aber ihre Opposition hatte einige Momente, welche sie von der italienischen unterschied. Sie wurde durch deutsche Gesinnung geadelt. Zwar galt manchem humanistischen Schullehrer die deutsche Sprache für eine barbarische, sie latinisirten ihre Namen und nahmen sich die Freiheit, in vertraulichen Briefen ihre Landsleute ungehobelt zu nennen; aber sie, die Vertreter römischer Wissenschaft, waren die eifrigsten Hasser italienischer List und Unsittlichkeit und des despotischen Hochmuthes, mit welchem der römische Priester auf ihr deutsches Volksthum blickte. Und sie selbst hörten nicht auf gute Christen zu sein. Während sie die einfältigen Pfaffen verhöhnten oder schälten, suchten sie sorgfältig aus dem Alterthum Beispiele der Frömmigkeit, gottseliger Gesinnung und männlicher Tugend. Und neben den unaufhörlichen Angriffen auf die italienischen Laster der Geistlichkeit wagten sie auch zögernd,

*) Der Schüler Geiler's, Eberlin von Günzburg, bezeugt es.

vorsichtig und gewissenhaft eine historische Kritik der Quellen, auf welche sich die Ansprüche des Papstes stützten. Ein herzliches Freundschaftsband schloß sie zu einer großen Gemeinde. Bösartig verfolgt von den Vertretern der alten Scholastik und ihren Verbündeten, den „Romanisten und Courtisanen“, gewannen sie auch Bundesgenossen überall, in den Bürgerhäusern der Reichsstädte, an den Fürstenhöfen, in der Nähe des Kaisers, sogar in Domcapiteln und auf Bischofstühlen.

Aber freilich fand die Bildung der Humanisten in dem deutschen Leben selbst noch wenig Bürgschaften der Dauer. Zu fremd war die Grundlage ihrer Cultur den realen Bedürfnissen und dem Gemüthsleben des Volkes, zu willkürlich und unklar die Ideale, welche sie für ihr Leben aus der antiken Welt geholt hatten, nicht günstig für die Entwickelung ihres Charakters war die immer noch dilettirende und phantastische Beschäftigung mit einer versunkenen Welt, deren realen Inhalt sie zu wenig kannten. Als die Zeit kam, wo die ganze Nation für das, was ihr das Höchste war, in zwei feindliche Heerlager zerrissen wurde, als es für die Gebildeten nothwendig war, in solchem Kampfe Partei zu nehmen und das eigene Wollen in bestimmten Forderungen zu concentriren, als die Gluth männlicher Ueberzeugung wichtiger wurde als das souveräne Lächeln von freiem Standpunkt, da gelang der Mehrzahl nicht, sich rein und sicher zu erhalten. Einige zwar wurden Vorkämpfer in dem Glaubenskampfe, andere aber, durch Unholdes und Beschränktes einer neuen Lehre verletzt, fielen zur alten Kirche zurück, die sie früher so strenge beurtheilt hatten. Dem enthusiastischen und hochsinnigen Talent dieser Schule aber, Ulrich von Hutten, der am leidenschaftlichsten deutsch war und sich am leidenschaftlichsten an die Lehre Luther's anschloß, wurde seine Hingebung an die populäre Richtung zum tragischen Verhängniß.

Im Anfang des Jahrhunderts aber führten die Humanisten fast allein den Kampf gegen den feindseligen Druck, unter

welchem die Nation stöhnte. Die Wetterwolken, welche sie in ihrer luftigen Region gegen die Feinde deutscher Selbständigkeit sammelten, sanken in zahllosen Tropfen befruchtend auf das Volk hernieder; selbst was sie lateinisch schrieben, ging der Menge nicht ganz verloren, die behaglichen Reimer der Städte wurden nicht müde, Witzworte und derbe Angriffe der Humanisten in der Form von Lehrsprüchen, Schwänken, Spielen auszubreiten.

In den lateinischen Schulen konnte man die geheimnißvollen Kenntnisse erwerben, welche den Besitzer aus der gedrückten, armen und freudenleeren Masse des Volkes hervorhoben. So wurde die Begierde gelehrt zu werden in der Seele des Volkes mächtig. Kinder und halbwüchsige Burschen liefen aus den entlegensten Thälern hinein in die unbekannte Welt, die Wissenschaft zu suchen. Wo eine lateinische Schule war, bei einem Stift oder im reichen Kirchspiel einer großen Stadt, dahin schlugen sich die Kinder des Volkes, oft unter den größten Leiden und Entbehrungen, verwildert und entsittlicht durch das mühevolle Wandern auf der Straße, wie durch die Unsicherheit ihres Lebens in dem Bereich der Schule. Denn die Stifter, welche die Schule eingerichtet hatten, oder die Bürgerschaften der Städte gaben solchen Fremden zwar zuweilen Obdach und Lager in besondern Häusern, aber ihren Lebensunterhalt mußten diese sich zum größten Theil erbetteln. Die Aufsicht, welche über sie geübt wurde, war sehr gering, nur darauf hielt man streng, daß in der Zügellosigkeit ihres Lebens Methode war; unter bestimmten Formen und nur in gewissen Stadttheilen war zu betteln erlaubt. Wenn der fahrende Schüler an einen Ort kam, wo eine lateinische Schule bestand, war er verpflichtet in die Genossenschaft der Schüler einzutreten, damit er nicht zum Schaden des Schulmeisters und der vorhandenen Schüler die Mildthätigkeit der Einwohner in Anspruch nehme. Wie überall, wo sich Deutsche im Mittelalter zusammenfanden, so bildete sich auch unter diesen Schülern eine Organisation aus, ein Pennalis-

mus, der eine Menge von Bräuchen und unsittlichen Gesetzen hatte, dem aber jeder einzelne verfiel, und neben demselben die rohe Poesie eines abenteuerlichen Lebens, welche viele verdarb und nur von guten Naturen ohne Schaden für ihr späteres Leben überwunden wurde. Die jüngeren Schüler, Schützen genannt, waren wie die Lehrlinge der Handwerker, ihren ältern Kameraden, den Bacchanten, zu erniedrigenden Diensten verpflichtet, sie mußten für ihre Tyrannen betteln, oft stehlen, und genossen dafür den Schutz, welchen die Fäuste der Stärkeren geben konnten. Für den Bacchanten war es Ehrensache und Vortheil viele Schützen zu haben, welche ihm die milden Gaben der Einwohner zutrugen. Von diesen lebte er. Aber wenn der grobe Bacchant bis zu der Universität, der hohen Schule empordrang, dann wurde er bezahlt für alle tyrannische Unbill, die er gegen jüngere Schüler geübt hatte, dann mußte er deponiren, sein Schülerkleid und ungehobeltes Wesen ablegen, unter demüthigenden Ceremonien wurde er in die vornehme Genossenschaft der Studenten aufgenommen, er selbst mußte wieder dienen, wilde Scherze und Rohheiten wie ein Sklave erdulden. Eigenmächtig wechselten die Schüler die Schulen; vielen wurde das Lungern auf der Landstraße die Hauptsache, und die Jugendjahre vergingen ihnen in einem wüsten Umhertreiben von Schule zu Schule, unter Bettelei und Raub und roher Liederlichkeit. Wenn wir uns noch jetzt über die Kraft und sichere Tüchtigkeit einzelner freuen, welche sich damals von unten herauf zu geistiger Bedeutung emporgearbeitet haben, so müssen wir auch daran denken, wie manches Mutterkind in kindlichem Gemüth dasselbe Ziel zu erreichen hoffte, und doch elend hinter dem Zaune oder in dem Siechhause einer fremden Stadt verdorben ist.

Unbehilflich war der Unterricht in den lateinischen Schulen. Die Lehrbücher waren schwer zu erwerben, oft schrieben die Knaben den Text derselben für sich ab, ein Buch war ihnen ein

Schatz. Zur Grundlage diente noch die alte Grammatik des Donat, an ihr lernten die Knaben lateinisch lesen. Decliniren, Conjugiren und leichte Satzbildung wurde aus dem Sulpicius oder einem andern kleinen Handbuch und in Exercitien der Knaben geübt. Dann sollte eine kleine leichte lateinische Schrift erklärt werden, etwa der Brief des Aeneas Sylvius an den König Ladislaus, darauf vielleicht die Anthologie Jacob Wimpfeling's: Adolescentia, dann wurde zu den römischen Prosaikern, Cicero, Sallust übergegangen. Noch war in Grammatik und Erklärung viel unnützer scholastischer Kram, ob z. B. die Präposition ad personalis, localis, temporalis u. s. w. sei, wurde sorgfältig definirt; durch lateinische versus memoriales suchte man dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, und noch hat auch, was man damals als elegantes Latein bewunderte, einen mönchischen Beigeschmack. Aber schon mahnt der große Lehrer Wimpfeling, bei jeder Gelegenheit Beispiele zu wählen, welche die Knaben zur Ehrbarkeit, Gottesfurcht, zu redlicher Gesinnung anfeuern; nicht die Kenntniß der Formen und Wörter thue es, nicht die subtile Distinction der Worte, sondern der Geist, der aus dem Alterthum einströme. Die Gesinnung solle geadelt werden, das Verständniß der Welt und des Glaubens gefördert, zur Größe der Staaten, zur Reformation der katholischen Kirche, zum Ruhme im Frieden, zur Abwehr des Krieges müsse die Wissenschaft dienen, denn Erkenntniß der Wahrheit sei ihr Ziel *).

Von dem Leben der fahrenden Schüler ist uns eine oft ausgezogene Beschreibung durch Thomas Platter erhalten worden, den armen Hirtenknaben aus dem Vispertthale in Wallis, später angesehenen Buchdrucker und Schulrector in Basel. Aus seiner Selbstbiographie wird hier nach der Ausgabe von Dr. D. A. Fechter (Basel 1840) Einiges mitgetheilt. In dem wilden Ge-

*) Adolescentia Jacobi Wimphelingii, Hagenau, 1508, in der Einleitung.

birgsthal, aus welchem die Visp zur Rhone hinabbraust, zog damals noch kein schaulustiger Reisender nach der Zermatt, dem Matterhorn und den Gletschern des Monterosa. Einsam wuchs der Knabe auf zwischen Felsen und seinen Ziegen; wenn ihm die Heerde in ein Saatfeld lief, wenn ein Adler drohend über ihm schwebte, wenn er sich selbst auf steilem Felsen verstieg oder von seinem harten Herrn gestraft wurde, das waren die Eindrücke seines Kinderlebens. Wie er aus solcher Einsamkeit in die weite Welt hinausgeworfen wurde, soll er jetzt selbst erzählen.

„Als ich bei dem Bauer war, kommt eine meiner Basen, hieß Fransy, die wollte mich zu meinem Vetter Herrn Antony Platter thun, daß ich sollte die Schriften lernen. So reden sie, wenn man einen in die Schule thun will. Der Bauer war damit übel zufrieden, er sprach, ich würde nichts lernen, und setzte den Zeigefinger der rechten Hand mitten in die linke Hand und sprach: „So wenig wird der Bub lernen, als ich den Finger da durchstoßen kann.“ Das sah und hörte ich. Da sprach die Bäsin: „Wer weiß, Gott hat ihm seine Gaben nit versagt, es kann noch ein frommer Priester aus ihm werden.“ Sie führte mich also zu dem Herrn, ich war, wenn ich's gedenke, um die neun Jahre oder zehnthalb alt. Da ging es mir erst übel, denn der Herr war gar ein zorniger Mann, ich aber ein ungeschicktes Bauerbüblein. Der schlug mich grausam übel, nahm mich vielmal bei den Ohren und zog mich vom Herd auf, daß ich schrie wie eine Geis, die am Messer steckt, daß oft die Nachbarn über ihn redeten, ob er mich wollte morden.

Bei dem war ich nit lange. Denn in derselben Zeit kam mein Geschwisterkind, der war den Schulen nachgezogen auf Ulm und München in Baierland, derselbe Student hieß Paulus Summermatter. Dem hatten meine Verwandten von mir gesagt, und er verhieß ihnen, er wollte mich mit sich nehmen und in Deutschland der Schule nachführen. Da ich das vernahm, fiel ich auf meine Knie und bat Gott den Allmächtigen, daß er

mir von dem Pfaffen Hülfe, der mich schier gar nichts lehrte und aber jämmerlich übel schlug. Denn ich hatte eben ein wenig das Salve singen gelernt und um Eier bitten mit andern Schülern, die auch in dem Dorf bei dem Pfaffen waren.

Als nun Paulus wieder wandeln wollte, sollte ich zu ihm nach Stalden kommen. Vor Stalden wohnte Simon zu der Summermatten, meiner Mutter Bruder, der sollte mein Vogt sein; der gab mir einen Goldgulden, den trug ich im Händlein bis nach Stalden, lugte oft unterwegs, ob ich ihn noch hätte, gab ihn dem Paulus. So zogen wir zum Land hinaus. Da mußt' ich für mich betteln und meinem Bacchanten, dem Paulus, auch geben, denn wegen meiner Einfalt und ländlichen Sprache gab man mir viel. Als wir über den Berg Grimsel Nachts in ein Wirthshaus kamen, hatte ich nie einen Kachelofen gesehen und der Mond schien an die Kacheln, da wähnte ich, es wäre so ein großes Kalb, denn ich sah nur zwei Kacheln scheinen, das waren, so meinte ich, die Augen. Am Morgen sah ich Gänse, deren ich nie keine gesehen hatte; da meinte ich, als sie mich anheiserten, es wäre der Teufel und wollte mich fressen, floh und schrie. Zu Luzern sah ich die ersten Ziegeldächer.

Darnach zogen wir auf Meißen zu, es war mir eine weite Reise, da ich nicht gewohnt war so weit zu ziehen, und dazu unterwegs das Essen zu gewinnen. Wir zogen also unser mit einander acht oder neun, drei kleine Schützen, die andern große Bacchanten, wie man sie nennt, unter welchen ich der allerkleinste und jüngste Schütz war. Wenn ich nicht gut zu gehn vermochte, ging mein Vetter Paulus hinter mir mit der Ruthe oder dem Stöcklein, und zwickte mich an die bloßen Beine, denn ich hatte keine Hosen an und schlechte Schühlein. Ich weiß auch nit mehr alle Dinge, die uns auf der Straße begegnet sind, doch etlicher bin ich eingedenk. Als wir nämlich auf der Reise waren und man so allerlei redete, sprachen die Bacchanten untereinander, wie in Meißen und Schlesien der Brauch wäre,

daß die Schüler Gänse und Enten, auch andere solche Speise rauben dürften, und thäte man einem nichts darum, wenn man dem entronnen sei, dem das Ding gehört hätte. Eines Tages waren wir nit weit von einem Dorf, da war ein großer Hauf Gänse beieinander und war der Hirt nicht dabei, da fragte ich meine Gesellen, die Schützen: „Wann sind wir in Meißen, daß ich Gänse tot werfen darf?“ Da sprachen sie: „Jetzt sind wir drinnen.“ Da nahm ich einen Stein, warf eine Gans und traf sie an ein Bein, die andern flogen davon, die hinkende aber konnte nicht aufkommen. Ich nahm noch einen Stein, traf sie an den Kopf, daß sie niederfiel, lief hinzu und erwischte die Gans bei dem Kragen, fuhr mit ihr unter das Röcklein und ging die Straße durch das Dorf. Da kam der Gänsehirt nachgelaufen und schrie im Dorf: „Der Bub hat mir meine Gans geraubt!“ Ich und meine Mitschützen flohen und der Gans hingen die Füße unter meinem Röcklein hervor. Die Bauern kamen hervor mit Spießen, die sie werfen konnten, und liefen uns nach. Als ich sahe, daß ich nicht mit der Gans entrinnen konnte, ließ ich sie fallen und sprang vor dem Dorf vom Wege ab in ein Gesträuch, zwei meiner Gesellen aber liefen der Straße nach, die wurden von zwei Bauern ereilt. Da fielen sie nieder auf die Knie und begehrten Gnade, sie hätten ihnen keinen Schaden gethan; und da auch die Bauern sahen, daß sie nicht der waren, der die Gans hatte fallen lassen, so gingen sie wieder in das Dorf und nahmen die Gans. Ich aber sah, wie sie meinen Gesellen nacheilten und war in größten Nöthen und sprach zu mir selbst: „Ach Gott, ich glaube, ich habe mich heut nit gesegnet!“ (wie man mich denn gelehrt hatte, ich sollte mich alle Morgen segnen.) Als die Bauern wieder in das Dorf kamen, fanden sie unsre Bacchanten im Wirthshaus, denn diese waren voraus in das Wirthshaus gegangen, die Bauern wollten, sie sollten die Gans zahlen; es wäre etwa um zwei Batzen zu thun gewesen; ich weiß aber nit, ob sie bezahlt haben oder

nit. Als sie nun wieder zu uns kamen, lachten sie und fragten, wie es gegangen wäre. Ich entschuldigte mich, vermeinte, es wäre so Landesbrauch; da sprachen sie, es wäre noch nicht Zeit.

Ein ander Mal kam ein Mörder zu uns in den Wald, elf Meilen diesseit Nürnberg, da waren wir alle beieinander; der wollte alsbald mit unseren Bacchanten spielen, daß er uns hinhielte, bis daß seine Gesellen zusammenkämen; wir aber hatten gar einen redlichen Gesellen, mit Namen Antoni Schallbether, der dräuete dem Mörder, er sollte sich von uns machen; das that er. Nun war es spat, daß wir blos bis in das Dorf kommen konnten, und waren zwei Wirthshäuser daselbst, sonst wenig Häuser. Da wir in eins kamen, war der Mörder vor uns da und andere mehr, ohne Zweifel seine Gesellen; da wollten wir nicht dort bleiben und gingen in das andere Wirthshaus. Als man daselbst zu Nacht gegessen hatte, war jeder so geschäftig im Haus, daß man uns kleinen Buben nichts geben wollte; denn wir saßen niemals mit am Tische beim Mahl, man wollte uns auch nicht in eine Schlafkammer führen, sondern wir mußten im Roßstall liegen. — Als man aber die Großen zu ihrer Schlafkammer führte, sprach Antoni zum Wirth: „Wirth, mich dünkt, du habest seltsame Gäste, und du seiest nit besser; ich sage dir Wirth, lege uns, daß wir sicher sind, oder wir werden dir ein Wesen machen, daß dir das Haus zu eng werden soll.“ Denn im Anfang begehrten die Schelme mit unseren Gesellen zu spielen, Schachzabel, so nannten sie das Schach, das Wörtlein hatt' ich nie gehört. Als man sie nun zur Ruh führte, ich aber und die andern kleinen Buben ohne Abendbrot im Roßstall lagen, waren in der Nacht etliche, vielleicht der Wirth selber, an die Kammer gekommen und haben wollen aufschließen; da hat Antonius inwendig eine Schraube eingeschraubet vor das Schloß, das Bett vor die Thür gerückt und ein Licht angeschlagen, — denn er hatte allweg Wachskerzen und ein Feuerzeug bei sich, — und hat die anderen Gesellen schnell aufgeweckt.

Wie das die Schelme hörten, sind sie gewichen. Am Morgen fanden wir weder Wirth noch Knecht; das sagten sie uns Buben, wir waren auch alle froh, daß uns im Stall nichts geschehen war. Nachdem wir von da wol eine Meile gegangen waren, kamen wir zu Leuten; als die gehört, wo wir die Nacht gewesen waren, verwunderten sie sich, daß wir nicht alle ermordet waren; denn fast das ganze Dörflein war der Mörderei verdächtig.

Ungefähr eine Meile vor Naumburg waren wieder unsere großen Gesellen in einem Dorf zurückgeblieben; denn wenn sie zusammen zehren wollten, schickten sie uns voran. Wir waren unser fünf, da kamen auf weitem Feld acht Mann auf Rossen an uns mit gespannten Armbrüsten, umritten uns, begehrten von uns Geld und kehrten die Pfeile gegen uns, denn da führte man noch keine Büchsen zu Roß. Und einer sprach: „Gebt Geld;“ da antwortete einer unter uns, der war ziemlich groß: „Wir han kein Geld, sind arme Schüler.“ Da sprach der Reiter noch zweimal: „Gebt Geld;“ so sagte unser Gesell wieder: „Wir han kein Geld, und geben euch kein Geld, und sind euch nichts schuldig.“ Da zückte der Reiter das Schwert, hieb ihm stracks am Kopf hin, daß er ihm die Schnüre am Bündel zerhieb. Sie ritten davon wieder ins Holz, wir aber gingen auf Naumburg zu, bald kamen unsere Bacchanten, die hatten die Schelme nirgend gesehen. — Wir sind auch oft in Gefahr gewesen der Reiter und Mörder halb, als im Thüringerwald, in Frankenland, in Polenland. Zu Naumburg blieben wir etliche Wochen, wir Schützen gingen in die Stadt; etliche Schützen, die singen konnten, sangen, ich aber ging heischen *). Wir gingen da aber in keine Schule. Das wollten die andern Schüler nicht leiden, und drohten, sie würden uns in die Schule zu gehn zwingen. Der Schulmeister entbot auch unseren Bacchanten: sie sollten

---

*) Betteln. — Die Schützen „heischen,“ und „präsentiren“ den Bacchanten.

in die Schule kommen, oder man würde sie fassen; Antoni entbot ihm wieder: er möchte nur kommen! Und da auch etliche Schweizer da waren, ließen diese uns wissen, auf welchen Tag man kommen würde, damit man uns nicht unversehens überfiele. Da trugen wir kleinen Schützen Steine auf das Dach, Antoni aber und die andern nahmen die Thür ein. Da kam der Schulmeister mit der ganzen Procession seiner Schützen und Bacchanten, aber wir Buben warfen mit Steinen auf sie, daß sie weichen mußten. Als wir nun vernommen, daß wir vor der Obrigkeit verklagt wären, hatten wir einen Nachbar, der seiner Tochter einen Mann geben wollte, der hatte einen Stall mit gemästeten Gänsen, dem nahmen wir Nachts drei Gänse, und zogen in den anderen Theil der Stadt, eine Vorstadt, wieder ohne Ringmauern, wie auch die Stadtecke war, wo wir bisher gewesen waren; da kamen die Schweizer zu uns, sie und die unsern zechten miteinander, und zog von da unser Haufe auf Halle in Sachsen, dort gingen wir in die Schule zu St. Ulrich. — Da sich aber unsere Bacchanten so ungebührlich gegen uns hielten, besprachen sich etliche von uns mit Paul, meinem Vetter, den Bacchanten zu entlaufen, und zogen wir gen Dresden; dort war aber durchaus keine gute Schule, und auf der Schule in den Habitazen*) alles voll Läuse, daß wir sie zu Nacht im Stroh unter uns knistern gehört haben. Wir brachen auf, und zogen auf Breslau zu; mußten unterwegs viel Hunger leiden, also daß wir etliche Tage nichts als rohe Zwiebeln mit Salz aßen, etliche Tage gebratene Eicheln, Holzäpfel und Birnen; manche Nacht lagen wir unter heiterem Himmel, denn nirgend wollte man uns bei den Häusern leiden, wie früh wir auch um Herberge baten; manchmal hetzte man die Hunde auf uns. Als wir aber nach Breslau kamen, da war alles in Hülle, ja so wohlfeil, daß sich die armen Schüler überaßen und oft in große Krankheit

*) Schlafkammern der fremden Schüler.

fielen. Da gingen wir zunächst auf den Dom in die Schule zum heiligen Kreuz. Als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dorthin. Die Stadt Breslau hat sieben Pfarren und jegliche eine besondere Schule; es durfte kein Schüler in eines anderen Pfarre singen gehn, oder sie schrieen: ad idem, ad idem! und dann liefen die Schützen zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind, wie man sagt, auf einmal in der Stadt etliche tausend Bacchanten und Schützen gewesen, die sich alle durch Almosen ernährten; man sagte auch, daß etliche von zwanzig, dreißig und mehr Jahren wären, die ihre Schützen hätten, die ihnen präsentirten; ich hab meinen Bacchanten oft an einem Abend fünf oder sechs Trachten heim auf die Schule getragen, wo sie damals wohnten; man gab mir auch recht gern, darum daß ich klein war und ein Schweizer, denn man hatte die Schweizer sehr lieb.

Blieb also eine Zeitlang da; ich war in einem Winter dreimal krank, daß man mich in das Spital führen mußte; die Schüler hatten ein besonderes Spital und eigene Doctores. Auch giebt man auf dem Rathhaus für einen Kranken sechszehn Heller die Woche, damit erhält man einen gar wohl. Man hat dort gute Wartung, gute Betten, aber große Läuse darinn, daß es nit zu glauben, wie Hanfsamen, so daß ich viel lieber in der Stube auf dem Herde lag, wie andre auch, als in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, sind so voll Läus, daß es nicht glaublich ist, ich hätte schier, so oft man gewollt hätte, drei Läuse mit einander aus dem Busen gezogen. Bin auch oftmals, besonders im Sommer, hinaus an die Oder, das Wasser, das da vorüberfließt, gegangen, habe mein Hemdlein gewaschen, habs an eine Staude gehenkt und getrocknet, und den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läus darein geworfen, mit Boden zugedeckt und ein Kreuz darauf gesteckt. Den Winter liegen die Schützen auf dem Herd in der Schule, die Bacchanten aber in den Kämmer-

lein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer am Sonntag in den Herrengassen vor die Häuser breitet; das trugen etliche in eine Ecke auf den Kirchhof zusammen, lagen darin wie Säue in der Streu; wann es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht Responsoria und anderes mit dem Subcantore. Manchmal gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser Bier zu heischen, da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich, oft ohne es zu wissen, so voll geworden bin, daß ich nicht habe wieder in die Schule kommen können, wenn ich schon nur einen Steinwurf von der Schule entfernt war. Summa, da war Nahrung genug, aber man studirte nit viel.

In der Schul zu St. Elisabeth lasen allwege zugleich zu derselben Stunde in einer Stube neun Baccalaurei, doch war graeca Lingua noch nirgend im Land; desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, nur der Präceptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte man erstlich dictiren, dann distinguiren, dann construiren, zuletzt exponiren, so daß die Bachanten große Scharteken mit sich heim zu tragen hatten, wenn sie hinweg gingen.

Von dort zogen unser acht wieder hinweg auf Dresden zu; kamen wieder in Noth, daß wir wieder großen Hunger litten. Da beschlossen wir, uns auf einen Tag zu theilen; etliche sollten nach Gänsen aussehen, etliche nach Rüben und Zwiebeln, einer nach einem Topf, wir Kleinen aber in die Stadt Neumarkt gehen, die nicht weit davon an der Straße war, und sollten nach Brot und Salz sehen, auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zusammenkommen, wollten vor der Stadt das Lager schlagen und kochen, was wir dann hätten. Da war einen Büchsenschuß von der Stadt ein Brunnen, dort wollten wir die Nacht bleiben, aber wie man in der Stadt das Feuer

gesehen hatte, schoß man zu uns heraus, sie trafen uns jedoch nicht. Da wichen wir hinter einen Rain zu einem Wässerlein und Wäldlein; die großen Gesellen hieben Stangen ab, machten eine Hütte, ein Theil rupfte die Gänse, deren hatten sie zwei; andere bereiteten Rüben im Topf, thaten Kopf und Füße, item die Därme hinein; andere machten zwei hölzerne Spieße und fingen an zu braten, und als das Fleisch ein wenig roth war, huben wir es am Spieß ab und aßens; so auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas schnattern; da war neben uns ein Weiher, den hatte man am Tag abgelassen, und sprangen die Fische auf dem Morast; da nahmen wir Fische, so viel wir in einem Hemde am Stecken tragen konnten, und zögen davon, bis in ein Dorf, da gaben wir einem Bauer Fische, daß er uns die andern in Bier kochte.

Als wir wieder gen Dresden gekommen, da schickten der Schulmeister und unsere Bacchanten etliche von uns Buben aus, wir sollten nach Gänsen auslugen; da wurden wir eins, ich sollte die Gänse werfen, sie aber sollten sie nehmen und hinwegtragen. Nachdem wir nun einen Haufen Gänse gefunden und sie uns ersehen haben, sind sie aufgeflogen, da hab ich einen kleinen Knüttel gehabt, und diesen unter sie in die Luft geworfen, hab eine getroffen, daß sie herab gefallen ist; als aber meine Gesellen den Gänsehirten ersahen, trauten sie sich nicht hinanzulaufen, obgleich sie doch dem Hirten wol hätten vorlaufen können. Da ließen sich die andern Gänse wieder nieder, standen um die Gans, gagaiten, als sprächen sie ihr zu, sie stand auch wieder auf und ging mit den anderen davon. Ich war über meine Gesellen übel zufrieden, daß sie ihrer Zusage nicht genug gethan hatten, aber sie hielten sich darnach besser, denn wir brachten zwei Gänse davon, die verzehrten die Bacchanten mit dem Schulmeister zum Abschied, und zogen dann auf Nürnberg zu.

Bald darnach zogen wir wieder davon auf Ulm zu; da nahm Paulus noch einen Buben mit, der hieß Hildebrand

Kalbermatter, eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung, dem gab man Tuch, wie man solches im Lande macht, zu einem Röck-lein. Als wir nach Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem Tuch umher gehen, den Macherlohn dazu zu heischen; dadurch bekam ich viel Geld, denn ich war des Gotteslohns und Bettelns wohl gewohnt; denn dazu hatten mich die Bacchanten fortwährend gebraucht, gar nit zu der Schule gezogen, auch nicht einmal lesen gelehrt. Während ich selten in die Schule ging, und wenn man in die Schule gehen sollte, mit dem Tuch umging, hab ich gro-ßen Hunger gelitten, denn alles, was ich überkam, brachte ich den Bacchanten; ich hätte nicht einen Bissen gegessen, denn ich fürchtete das Streichen. Paulus hatte einen andern Bacchanten zu sich genommen, Namens Achatius, von Mainz gebürtig, denen mußt ich und mein Gesell Hildebrand präsentiren; aber mein Gesell fraß schier alles selbst, dem gingen die Bacchanten auf der Gasse nach, daß sie ihn essend fänden, oder sie hießen ihn den Mund mit Wasser ausschwenken und in eine Schüssel mit Wasser spritzen, damit sie sähen, ob er etwas gegessen hätte. Dann warfen sie ihn in ein Bett, und ein Kissen auf den Kopf, daß er nicht schreien konnte, und schlugen ihn diese Bacchanten, bis sie nicht mehr konnten; darum fürchtete ich mich, und brachte alle Dinge heim. Sie hatten oft so viel Brot, daß es schimm-lich wurde; da schnitten sie das auswendige Graue ab und gaben es uns zu essen. Da hab ich oft großen Hunger gehabt und bin übel erfroren, weil ich oft in der Finsterniß bis um Mitternacht habe müssen herumgehen und um Brot singen.

Da mag ich nicht unterlassen noch dieses anzuzeigen, wie zu Ulm eine fromme Witwe war, die hatte zwei erwachsene Töch-ter, diese Witwe hat mir oft in dem Winter meine Füße in einen warmen Pelz gewickelt, den sie hinter den Ofen gelegt hatte, wenn ich käme, daß sie mir meine Füße wärmte, sie gab mir dann eine Schüssel mit Muß und ließ mich heimgehen. Ich habe solchen Hunger gehabt, daß ich den Hunden auf der Gasse



die Knochen abgejagt und die benagt, item Brosamen aus den Säcken gesucht und gegessen habe. Darnach sind wir wieder gen München gezogen, auch da habe ich das Macherlohn vom Tuch, das doch nicht mein war, betteln müssen. Ein Jahr darauf kamen wir noch einmal nach Ulm, und ich brachte das Tuch wieder mit mir und heischte den Macherlohn; da bin ich wol eingedenk, daß etliche zu mir sagten: „Botz Marter! ist der Rock noch nicht gemacht? Ich glaube, du gehst mit Bubenwerk um?“ So zogen wir von dannen; ich weiß nicht, wo das Tuch hinkam, ob der Rock gemacht worden ist, oder nicht. Als wir an einem Sonntag nach München kamen, hatten die Bacchanten Herberge, wir aber, drei kleine Schützen, keine, und wollten deshalb gegen Nacht in die Schranken, das ist, auf den Kornmarkt gehen, um auf den Kornsäcken zu liegen. Da saßen etliche Weiber bei dem Salzhaus an der Gasse, die fragten, wo wir hin wollten? Und da sie hörten, daß wir keine Herberge hätten, war eine Metzgerin dabei, die, als sie vernahm, daß wir Schweizer wären, sagte sie zu ihrer Jungfer: „Lauf, henke den Topf mit der Suppe und dem Fleisch über, das uns übrig geblieben ist, sie sollen bei mir über Nacht sein, ich bin allen Schweizern hold; ich habe zu Inspruck in einem Wirthshause gedient, als Kaiser Maximilianus dort Hof gehalten hat, da haben die Schweizer viel mit ihm zu schaffen gehabt; sie sind so freundlich gewesen, daß ich ihnen mein Lebelang hold sein will.“ Die Frau gab uns genug zu essen und zu trinken, und legte uns wohl. Am Morgen sprach sie zu uns: „Wenn einer von euch bei mir bleiben wollte, ich wollte ihm Herberge, zu essen und zu trinken geben.“ Wir waren alle willig und fragten, welchen sie wollte, und wie sie uns besichtigte, war ich etwas kecker als die andern, da nahm sie mich, und ich durfte ihr nichts weiter thun, als Bier reichen und die Häute und Fleisch aus der Metzge holen, item mit ihr zuweilen auf das Feld gehen; maßte aber doch dem Bacchanten präsentiren. Das hatte die Frau nicht

gern, und sprach zu mir: „Botz Marter! laß den Bacchanten fahren und bleibe bei mir, du darfst doch nicht betteln." So kam ich in acht Tagen weder zu dem Bacchanten noch in die Schule; da kam er und klopfte an der Metzgerin Haus. Da sprach sie zu mir: „Dein Bacchant ist da, sag, du seiest krank." Sie ließ ihn ein und sagte zu ihm: „Ihr seid wahrlich ein feiner Herr, hättet doch zusehen sollen, was Thomas machte, er ist krank gewesen und ist es noch." Da sprach er: „Es ist mir leid, Bub, wenn du wieder ausgehen kannst, so komme zu mir." Darnach an einem Sonntag ging ich in die Vesper, da sagte er nach der Vesper: „Du Schütz, du kommst nicht zu mir, ich will dich einmal mit Füßen treten!" Da nahm ich mir vor, er sollte mich nicht mehr treten, und gedachte hinweg zu laufen. Am Sonntag sagte ich zu der Metzgerin: „Ich will in die Schule, und will meine Hemdlein waschen gehen;" ich durfte ihr nicht sagen, was ich im Sinne hatte, denn ich fürchtete, sie würde es weiter sagen. Fuhr also mit traurigem Herzen von München, theils daß ich von meinem Vetter lief, mit dem ich so weit umhergezogen, und der mir doch wieder zu hart war und unbarmherzig, und dann schmerzte mich auch die Metzgerin, die mich so freundlich gehalten hatte. Ich zog also über den Fluß Isar hinaus, denn ich fürchtete, wenn ich auf das Schweizerland zuginge, würde Paulus mir nachziehen; da er mir und den andern oft gedroht hatte, wenn einer wegliefe, so wollte er ihm nachziehen, und wo er ihn wieder bekäme, wollte er selbigem alle viere abschlagen. Jenseit der Isar ist ein Hügel, da setzte ich mich, sah die Stadt an und weinte inniglich, daß ich niemand mehr hätte, der sich meiner annähme; gedachte auf Salzburg, oder gen Wien in Oesterreich zu ziehn. Als ich da saß, kam ein Bauer mit einem Wagen, der hatte Salz gen München geführt, er war schon trunken und doch war erst die Sonne aufgegangen, den bat ich, er sollte mich auffitzen lassen, mit dem fuhr ich, bis er ausspannte, die Rosse und sich zu füttern; da-

zwischen bettelte ich im Dorf, und nicht weit vom Dorf wartete ich auf ihn und entschlief. Als ich erwachte, weinte ich wieder herzlich, denn ich meinte, der Bauer wäre fortgefahren, mich bedäuchte, ich hätte meinen Vater verloren. Bald aber kam er, war wieder voll, hieß mich wieder aufsitzen und fragte mich, wo ich hin wollte? Da sprach ich: „Nach Salzburg." Als es nun Abend war, fuhr er von derselben Straße ab und sprach: „Steig ab, da geht die Straße auf Salzburg." Wir waren denselben Tag acht Meilen gefahren. — So kam ich in ein Dorf. Als ich des Morgens aufstand, war ein Reif, als wenn es geschneit hätte, und hatte ich keine Schuhe, nur zerrissene Strümpflein, kein Baret, ein Jäcklein ohne Falten, zog also auf Passau zu, wollte mich da auf die Donau setzen und auf Wien zu. Als ich nach Passau kam, wollte man mich nicht einlassen. Da gedachte ich auf das Schweizerland zu ziehen, fragte den Thorwächter, wo ich am nächsten auf das Schweizerland ziehen könnte; da sprach er: „Ueber München;" ich sagte: „Gen München will ich nicht, will eher zehn Meilen Wegs oder noch weiter umziehen." Da wies er mich auf Freisingen zu. Dort ist auch eine hohe Schule, da fand ich Schweizer, die fragten mich, von wannen ich komme? Ehe zwei oder drei Tage hin waren, kam Paulus mit einer Hellebarde. Die Schützen sagten zu mir: „Der Bacchant von München ist hier und suchet dich;" da lief ich zum Thore hinaus, als wenn er hinter mir her gewesen wäre, und zog auf Ulm zu, und ging daselbst zu meiner Sattlerin, die mir einst die Füße im Pelz gewärmt hatte. Die nahm mich an, ich sollte ihr die Rüben hüten auf dem Felde; das that ich und ging in keine Schule. Nach etlichen Wochen kam einer zu mir, der des Pauli Geselle gewesen war, der sprach: „Dein Vetter Paulus ist hier und suchet dich." Da war er mir achtzehn Meilen nachgezogen, denn er hatte eine gute Pfründe an mir verloren, ich hatte ihn etliche Jahre ernährt. Da ich das wieder hörte, wiewol es fast Nacht war, lief ich zum Thore hin-

aus auf Constanz zu, und weinte wieder inniglich, denn es schmerzte mich sehr, daß ich die liebe Frau verlor. —

So gelangte ich über den See nach Constanz, und als ich über die Brücke hinausging und einige Schweizer Bäuerlein in weißen Jupen sah, ach mein Gott, wie war ich so froh, ich meinte, ich wäre im Himmelreich. Und als ich nach Zürich kam, fand ich dort Walliser, große Bacchanten, denen erbot ich mich zum Präsentiren, sie dagegen sollten mich lehren, das thaten sie aber nicht besser, als einst die andern. Nach etlichen Monaten schickte Paulus von München seinen Schützen, den Hildebrand, ich solle wieder kommen, er wolle mir verzeihen, ich aber wollte nicht, sondern blieb in Zürich, studirte aber sehr wenig. — —

Da war ein Walliser von Visp, mit Namen Antonius Venetz, der wiegelte mich auf, wir wollten miteinander nach Straßburg ziehen. Als wir nach Straßburg kamen, waren gar viele arme Schüler da, und wie man sagte, keine gute Schule; aber zu Schlettstadt, da wäre eine sehr gute Schule. Wir zogen also nach Schlettstadt. Auf dem Wege begegnete uns ein Edelmann, fragte, wo hinaus, und widerrieth uns nach Schlettstadt zu ziehen, es wären dort sehr viele arme Schüler und keine reichen Leute. Da fing mein Gesell an bitterlich zu weinen, wo nun hinaus? Ich tröstete ihn und sprach: „Sei gutes Muths, giebt es zu Schlettstadt auch nur einen Schüler, der sich allein ernähren kann, so will ich uns beide ernähren." Und als wir noch eine Meile von der Stadt in einem Dorfe herbergten, ward mir unwohl, daß ich wähnte, ich müßte ersticken, alle Luft fehlte mir, ich hatte zu viel frische Nüsse gegessen, welche um diese Zeit abfielen. Da weinte mein Geselle wieder, er meinte, wenn er seinen Gesellen verlöre, so wüßte er dann nicht wo hinaus. Und er hatte heimlich zehn Kronen bei sich, ich aber nicht einen Heller! In der Stadt nahmen wir Herberg bei einem alten Ehepaar, dessen Mann stockblind war, und darauf gingen wir zu meinem lieben Herrn Präceptor, dem seligen

fielen. Da gingen wir zunächst auf den Dom in die Schule zum heiligen Kreuz. Als wir aber vernahmen, daß in der obersten Pfarre zu St. Elisabeth etliche Schweizer waren, zogen wir dorthin. Die Stadt Breslau hat sieben Pfarren und jegliche eine besondere Schule; es durfte kein Schüler in eines anderen Pfarre singen gehn, oder sie schrieen: ad idem, ad idem! und dann liefen die Schützen zusammen und schlugen einander gar übel. Es sind, wie man sagt, auf einmal in der Stadt etliche tausend Bacchanten und Schützen gewesen, die sich alle durch Almosen ernährten; man sagte auch, daß etliche von zwanzig, dreißig und mehr Jahren wären, die ihre Schützen hätten, die ihnen präsentirten; ich hab meinen Bacchanten oft an einem Abend fünf oder sechs Trachten heim auf die Schule getragen, wo sie damals wohnten; man gab mir auch recht gern, darum daß ich klein war und ein Schweizer, denn man hatte die Schweizer sehr lieb.

Blieb also eine Zeitlang da; ich war in einem Winter dreimal krank, daß man mich in das Spital führen mußte; die Schüler hatten ein besonderes Spital und eigene Doctores. Auch giebt man auf dem Rathhaus für einen Kranken sechszehn Heller die Woche, damit erhält man einen gar wohl. Man hat dort gute Wartung, gute Betten, aber große Läuse darinn, daß es nit zu glauben, wie Hanfsamen, so daß ich viel lieber in der Stube auf dem Herde lag, wie andre auch, als in den Betten. Die Schüler und Bacchanten, ja auch zu Zeiten der gemeine Mann, sind so voll Läus, daß es nicht glaublich ist, ich hätte schier, so oft man gewollt hätte, drei Läuse mit einander aus dem Busen gezogen. Bin auch oftmals, besonders im Sommer, hinaus an die Oder, das Wasser, das da vorüberfließt, gegangen, habe mein Hemdlein gewaschen, habs an eine Staude gehenkt und getrocknet, und den Rock gelauset, eine Grube gemacht, einen Haufen Läus darein geworfen, mit Boden zugedeckt und ein Kreuz darauf gesteckt. Den Winter liegen die Schützen auf dem Herd in der Schule, die Bacchanten aber in den Kämmer-

lein, deren zu St. Elisabeth etliche hundert waren; den Sommer aber, wenn es heiß war, lagen wir auf dem Kirchhof, trugen Gras zusammen, das man im Sommer am Sonntag in den Herrengassen vor die Häuser breitet; das trugen etliche in eine Ecke auf den Kirchhof zusammen, lagen darin wie Säue in der Streu; wann es aber regnete, liefen wir in die Schule, und wenn Ungewitter war, so sangen wir schier die ganze Nacht Responsoria und anderes mit dem Subcantore. Manchmal gingen wir im Sommer nach dem Nachtmahl in die Bierhäuser Bier zu heischen, da gaben uns die vollen Polackenbauern Bier, daß ich, oft ohne es zu wissen, so voll geworden bin, daß ich nicht habe wieder in die Schule kommen können, wenn ich schon nur einen Steinwurf von der Schule entfernt war. Summa, da war Nahrung genug, aber man studirte nit viel.

In der Schul zu St. Elisabeth lasen allwege zugleich zu derselben Stunde in einer Stube neun Baccalaurei, doch war graeca Lingua noch nirgend im Land; desgleichen hatte niemand gedruckte Bücher, nur der Präceptor hatte einen gedruckten Terentius. Was man las, mußte man erstlich dictiren, dann distinguiren, dann construiren, zuletzt exponiren, so daß die Bacchanten große Scharteken mit sich heim zu tragen hatten, wenn sie hinweg gingen.

Von dort zogen unser acht wieder hinweg auf Dresden zu; kamen wieder in Noth, daß wir wieder großen Hunger litten. Da beschlossen wir, uns auf einen Tag zu theilen; etliche sollten nach Gänsen aussehen, etliche nach Rüben und Zwiebeln, einer nach einem Topf, wir Kleinen aber in die Stadt Neumarkt gehen, die nicht weit davon an der Straße war, und sollten nach Brot und Salz sehen, auf den Abend wollten wir vor der Stadt wieder zusammenkommen, wollten vor der Stadt das Lager schlagen und kochen, was wir dann hätten. Da war einen Büchsenschuß von der Stadt ein Brunnen, dort wollten wir die Nacht bleiben, aber wie man in der Stadt das Feuer

gesehen hatte, schoß man zu uns heraus, sie trafen uns jedoch nicht. Da wichen wir hinter einen Rain zu einem Wässerlein und Wäldlein; die großen Gesellen hieben Stangen ab, machten eine Hütte, ein Theil rupfte die Gänse, deren hatten sie zwei; andere bereiteten Rüben im Topf, thaten Kopf und Füße, item die Därme hinein; andere machten zwei hölzerne Spieße und fingen an zu braten, und als das Fleisch ein wenig roth war, huben wir es am Spieß ab und aßens; so auch die Rüben. In der Nacht hörten wir etwas schnattern; da war neben uns ein Weiher, den hatte man am Tag abgelassen, und sprangen die Fische auf dem Morast; da nahmen wir Fische, so viel wir in einem Hemde am Stecken tragen konnten, und zögen davon, bis in ein Dorf, da gaben wir einem Bauer Fische, daß er uns die andern in Bier kochte.

Als wir wieder gen Dresden gekommen, da schickten der Schulmeister und unsere Bacchanten etliche von uns Buben aus, wir sollten nach Gänsen auslugen; da wurden wir eins, ich sollte die Gänse werfen, sie aber sollten sie nehmen und hinwegtragen. Nachdem wir nun einen Haufen Gänse gefunden und sie uns ersehen haben, sind sie aufgeflogen, da hab ich einen kleinen Knüttel gehabt, und diesen unter sie in die Luft geworfen, hab eine getroffen, daß sie herab gefallen ist; als aber meine Gesellen den Gänsehirten ersahen, trauten sie sich nicht hinanzulaufen, obgleich sie doch dem Hirten wol hätten vorlaufen können. Da ließen sich die andern Gänse wieder nieder, standen um die Gans, gagaiten, als sprächen sie ihr zu, sie stand auch wieder auf und ging mit den anderen davon. Ich war über meine Gesellen übel zufrieden, daß sie ihrer Zusage nicht genug gethan hatten, aber sie hielten sich darnach besser, denn wir brachten zwei Gänse davon, die verzehrten die Bacchanten mit dem Schulmeister zum Abschied, und zogen dann auf Nürnberg zu.

Bald darnach zogen wir wieder davon auf Ulm zu; da nahm Paulus noch einen Buben mit, der hieß Hildebrand

Kalbermatter, eines Pfaffen Sohn, war auch noch jung, dem gab man Tuch, wie man solches im Lande macht, zu einem Röcklein. Als wir nach Ulm kamen, hieß mich Paulus mit dem Tuch umher gehen, den Macherlohn dazu zu heischen; dadurch bekam ich viel Geld, denn ich war des Gotteslohns und Bettelns wohl gewohnt; denn dazu hatten mich die Bacchanten fortwährend gebraucht, gar nit zu der Schule gezogen, auch nicht einmal lesen gelehrt. Während ich selten in die Schule ging, und wenn man in die Schule gehen sollte, mit dem Tuch umging, hab ich großen Hunger gelitten, denn alles, was ich überkam, brachte ich den Bacchanten; ich hätte nicht einen Bissen gegessen, denn ich fürchtete das Streichen. Paulus hatte einen andern Bacchanten zu sich genommen, Namens Achatius, von Mainz gebürtig, denen mußt ich und mein Gesell Hildebrand präsentiren; aber mein Gesell fraß schier alles selbst, dem gingen die Bacchanten auf der Gasse nach, daß sie ihn essend fänden, oder sie hießen ihn den Mund mit Wasser ausschwenken und in eine Schüssel mit Wasser spritzen, damit sie sähen, ob er etwas gegessen hätte. Dann warfen sie ihn in ein Bett, und ein Kissen auf den Kopf, daß er nicht schreien konnte, und schlugen ihn diese Bacchanten, bis sie nicht mehr konnten; darum fürchtete ich mich, und brachte alle Dinge heim. Sie hatten oft so viel Brot, daß es schimmlich wurde; da schnitten sie das auswendige Graue ab und gaben es uns zu essen. Da hab ich oft großen Hunger gehabt und bin übel erfroren, weil ich oft in der Finsterniß bis um Mitternacht habe müssen herumgehen und um Brot singen.

Da mag ich nicht unterlassen noch dieses anzuzeigen, wie zu Ulm eine fromme Witwe war, die hatte zwei erwachsene Töchter, diese Witwe hat mir oft in dem Winter meine Füße in einen warmen Pelz gewickelt, den sie hinter den Ofen gelegt hatte, wenn ich käme, daß sie mir meine Füße wärmte, sie gab mir dann eine Schüssel mit Muß und ließ mich heimgehen. Ich habe solchen Hunger gehabt, daß ich den Hunden auf der Gasse

die Knochen abgejagt und die benagt, item Brosamen aus den Säcken gesucht und gegessen habe. Darnach sind wir wieder gen München gezogen, auch da habe ich das Macherlohn vom Tuch, das doch nicht mein war, betteln müssen. Ein Jahr darauf kamen wir noch einmal nach Ulm, und ich brachte das Tuch wieder mit mir und heischte den Macherlohn; da bin ich wol eingedenk, daß etliche zu mir sagten: „Botz Marter! ist der Rock noch nicht gemacht? Ich glaube, du gehst mit Bubenwerk um?“ So zogen wir von dannen; ich weiß nicht, wo das Tuch hinkam, ob der Rock gemacht worden ist, oder nicht. Als wir an einem Sonntag nach München kamen, hatten die Bacchanten Herberge, wir aber, drei kleine Schützen, keine, und wollten deshalb gegen Nacht in die Schranken, das ist, auf den Kornmarkt gehen, um auf den Kornsäcken zu liegen. Da saßen etliche Weiber bei dem Salzhaus an der Gasse, die fragten, wo wir hin wollten? Und da sie hörten, daß wir keine Herberge hätten, war eine Metzgerin dabei, die, als sie vernahm, daß wir Schweizer wären, sagte sie zu ihrer Jungfer: „Lauf, henke den Topf mit der Suppe und dem Fleisch über, das uns übrig geblieben ist, sie sollen bei mir über Nacht sein, ich bin allen Schweizern hold; ich habe zu Inspruck in einem Wirthshause gedient, als Kaiser Maximilianus dort Hof gehalten hat, da haben die Schweizer viel mit ihm zu schaffen gehabt; sie sind so freundlich gewesen, daß ich ihnen mein Lebelang hold sein will.“ Die Frau gab uns genug zu essen und zu trinken, und legte uns wohl. Am Morgen sprach sie zu uns: „Wenn einer von euch bei mir bleiben wollte, ich wollte ihm Herberge, zu essen und zu trinken geben.“ Wir waren alle willig und fragten, welchen sie wollte, und wie sie uns besichtigte, war ich etwas kecker als die andern, da nahm sie mich, und ich durfte ihr nichts weiter thun, als Bier reichen und die Häute und Fleisch aus der Metzge holen, item mit ihr zuweilen auf das Feld gehen; maßte aber doch dem Bacchanten präsentiren. Das hatte die Frau nicht

gern, und sprach zu mir: „Botz Marter! laß den Bacchanten fahren und bleibe bei mir, du darfst doch nicht betteln.“ So kam ich in acht Tagen weder zu dem Bacchanten noch in die Schule; da kam er und klopfte an der Metzgerin Haus. Da sprach sie zu mir: „Dein Bacchant ist da, sag, du seiest krank.“ Sie ließ ihn ein und sagte zu ihm: „Ihr seid wahrlich ein feiner Herr, hättet doch zusehen sollen, was Thomas machte, er ist krank gewesen und ist es noch.“ Da sprach er: „Es ist mir leid, Bub, wenn du wieder ausgehen kannst, so komme zu mir.“ Darnach an einem Sonntag ging ich in die Vesper, da sagte er nach der Vesper: „Du Schütz, du kommst nicht zu mir, ich will dich einmal mit Füßen treten!“ Da nahm ich mir vor, er sollte mich nicht mehr treten, und gedachte hinweg zu laufen. Am Sonntag sagte ich zu der Metzgerin: „Ich will in die Schule, und will meine Hemdlein waschen gehen;“ ich durfte ihr nicht sagen, was ich im Sinne hatte, denn ich fürchtete, sie würde es weiter sagen. Fuhr also mit traurigem Herzen von München, theils daß ich von meinem Vetter lief, mit dem ich so weit umhergezogen, und der mir doch wieder zu hart war und unbarmherzig, und dann schmerzte mich auch die Metzgerin, die mich so freundlich gehalten hatte. Ich zog also über den Fluß Isar hinaus, denn ich fürchtete, wenn ich auf das Schweizerland zuginge, würde Paulus mir nachziehen; da er mir und den andern oft gedroht hatte, wenn einer wegliefe, so wollte er ihm nachziehen, und wo er ihn wieder bekäme, wollte er selbigem alle viere abschlagen. Jenseit der Isar ist ein Hügel, da setzte ich mich, sah die Stadt an und weinte inniglich, daß ich niemand mehr hätte, der sich meiner annähme; gedachte auf Salzburg, oder gen Wien in Oesterreich zu ziehn. Als ich da saß, kam ein Bauer mit einem Wagen, der hatte Salz gen München geführt, er war schon trunken und doch war erst die Sonne aufgegangen, den bat ich, er sollte mich auffitzen lassen, mit dem fuhr ich, bis er ausspannte, die Rosse und sich zu füttern; da-

zwischen bettelte ich im Dorf, und nicht weit vom Dorf wartete ich auf ihn und entschlief. Als ich erwachte, weinte ich wieder herzlich, denn ich meinte, der Bauer wäre fortgefahren, mich bedäuchte, ich hätte meinen Vater verloren. Bald aber kam er, war wieder voll, hieß mich wieder aufsitzen und fragte mich, wo ich hin wollte? Da sprach ich: „Nach Salzburg." Als es nun Abend war, fuhr er von derselben Straße ab und sprach: „Steig ab, da geht die Straße auf Salzburg." Wir waren denselben Tag acht Meilen gefahren. — So kam ich in ein Dorf. Als ich des Morgens aufstand, war ein Reif, als wenn es geschneit hätte, und hatte ich keine Schuhe, nur zerrissene Strümpflein, kein Baret, ein Jäcklein ohne Falten, zog also auf Passau zu, wollte mich da auf die Donau setzen und auf Wien zu. Als ich nach Passau kam, wollte man mich nicht einlassen. Da gedachte ich auf das Schweizerland zu ziehen, fragte den Thorwächter, wo ich am nächsten auf das Schweizerland ziehen könnte; da sprach er: „Ueber München;" ich sagte: „Gen München will ich nicht, will eher zehn Meilen Wegs oder noch weiter umziehen." Da wies er mich auf Freisingen zu. Dort ist auch eine hohe Schule, da fand ich Schweizer, die fragten mich, von wannen ich komme? Ehe zwei oder drei Tage hin waren, kam Paulus mit einer Hellebarde. Die Schützen sagten zu mir: „Der Bacchant von München ist hier und suchet dich;" da lief ich zum Thore hinaus, als wenn er hinter mir her gewesen wäre, und zog auf Ulm zu, und ging daselbst zu meiner Sattlerin, die mir einst die Füße im Pelz gewärmt hatte. Die nahm mich an, ich sollte ihr die Rüben hüten auf dem Felde; das that ich und ging in keine Schule. Nach etlichen Wochen kam einer zu mir, der des Pauli Geselle gewesen war, der sprach: „Dein Vetter Paulus ist hier und suchet dich." Da war er mir achtzehn Meilen nachgezogen, denn er hatte eine gute Pfründe an mir verloren, ich hatte ihn etliche Jahre ernährt. Da ich das wieder hörte, wiewol es fast Nacht war, lief ich zum Thore hin-

aus auf Constanz zu, und weinte wieder inniglich, denn es schmerzte mich sehr, daß ich die liebe Frau verlor. —

So gelangte ich über den See nach Constanz, und als ich über die Brücke hinausging und einige Schweizer Bäuerlein in weißen Jupen sah, ach mein Gott, wie war ich so froh, ich meinte, ich wäre im Himmelreich. Und als ich nach Zürich kam, fand ich dort Walliser, große Bacchanten, denen erbot ich mich zum Präsentiren, sie dagegen sollten mich lehren, das thaten sie aber nicht besser, als einst die andern. Nach etlichen Monaten schickte Paulus von München seinen Schützen, den Hildebrand, ich solle wieder kommen, er wolle mir verzeihen, ich aber wollte nicht, sondern blieb in Zürich, studirte aber sehr wenig. — —

Da war ein Walliser von Visp, mit Namen Antonius Venetz, der wiegelte mich auf, wir wollten miteinander nach Straßburg ziehen. Als wir nach Straßburg kamen, waren gar viele arme Schüler da, und wie man sagte, keine gute Schule; aber zu Schlettstadt, da wäre eine sehr gute Schule. Wir zogen also nach Schlettstadt. Auf dem Wege begegnete uns ein Edelmann, fragte, wo hinaus, und widerrieth uns nach Schlettstadt zu ziehen, es wären dort sehr viele arme Schüler und keine reichen Leute. Da fing mein Gesell an bitterlich zu weinen, wo nun hinaus? Ich tröstete ihn und sprach: „Sei gutes Muths, giebt es zu Schlettstadt auch nur einen Schüler, der sich allein ernähren kann, so will ich uns beide ernähren." Und als wir noch eine Meile von der Stadt in einem Dorfe herbergten, ward mir unwohl, daß ich wähnte, ich müßte ersticken, alle Luft fehlte mir, ich hatte zu viel frische Nüsse gegessen, welche um diese Zeit abfielen. Da weinte mein Geselle wieder, er meinte, wenn er seinen Gesellen verlöre, so wüßte er dann nicht wo hinaus. Und er hatte heimlich zehn Kronen bei sich, ich aber nicht einen Heller! In der Stadt nahmen wir Herberg bei einem alten Ehepaar, dessen Mann stockblind war, und darauf gingen wir zu meinem lieben Herrn Präceptor, dem seligen

Herrn Johannes Sapidus, und baten ihn, er möge uns annehmen. Er fragte, woher wir wären. Als wir sagten, aus dem Schweizerland, von Wallis, sprach er: „Dort sind leidig böse Bauern, sie jagen alle ihre Bischöfe aus dem Land. So ihr fleißig studiren werdet, sollt ihr mir wenig geben, wo nicht, so müßt ihr mich zahlen, oder ich will euch den Rock vom Leibe ziehn.“ Das war die erste Schule, wo mich däuchte, daß es recht zuging. Zu der Zeit gingen die Studia und Sprachen auf, es war in dem Jahre, wo der Reichstag zu Worms gewesen ist. Sapidus hatte einmal neunhundert Schüler, etliche feingelehrte Gesellen, die später Doctores und berühmte Männer geworden sind.

Als ich nun in die Schule kam, wußte ich wenig, konnte noch nicht den Donat lesen, und war doch schon achtzehn Jahre alt, ich setzte mich unter die kleinen Kinder wie eine Glucke unter die Küchlein. An einem Tage las Sapidus das Verzeichniß seiner Schüler und sprach: „Ich habe viel barbara nomina (barbarische Namen), ich muß sie einmal ein wenig lateinisch machen.“ Und wieder las er die neuen Namen lateinisch ab, da hatte er mich vertirt in Thomas Platerus und meinen Gesellen Anton Venetz in Antonius Venetus und sprach: „Wer sind die zwei?“ Da wir aufstanden, sprach er: „Pfui, sind das zwei räudige Schützen und haben so hübsche Namen.“ Und das war auch zum Theil wahr, besonders mein Gesell, der war so räudig, daß ich ihm manchen Morgen das Laken von dem Leibe abziehen mußte wie die Haut von einer Geis. Ich aber war fremde Luft und Speise besser gewohnt als er.

Als wir nun vom Herbst bis Pfingsten da waren, und noch immer mehr Schüler von allen Seiten zureisten, konnten wir uns nicht mehr gut ernähren und zogen weg gen Solothurn. Dort war eine ziemlich gute Schule, auch bessere Nahrung, aber man mußte gar zu viel in der Kirche stecken und Zeit versäumen, so daß wir nach der Heimat zogen.

Den folgenden Frühling aber zog ich mit zwei Brüdern wieder aus dem Land. Als wir von der Mutter Abschied nehmen wollten, weinte sie und sprach, das müsse Gott erbarmen, daß ich soll drei Söhne ins Elend gehen sehen. Sonst habe ich meine Mutter nie weinen sehen, denn sie war ein tapferes mannhaftes Weib, aber rauh, sonst war sie ehrlich, redlich, fromm, das hat jedermann von ihr gesagt und sie gelobt.

So kam ich nach Zürich und ging zum Frauenmünster in die Schule, der Präceptor hieß Meister Wolfgang Knöwel von Bar bei Zug, er war Magister der Universität zu Paris, den man zu Paris genannt hatte grand diable; er war ein großer redlicher Mann, kümmerte sich aber nicht viel um die Schule, sondern lugte mehr, wo die hübschen Mägdlein waren, deren er sich kaum erwehren konnte; ich aber hätte gern studirt, denn ich konnte merken, daß es Zeit war.

Zu derselben Zeit sagte man, es würde ein Schulmeister von Einsiedeln kommen, ein gar gelehrter und treuer Schulmeister, aber grausam wunderlich. Da machte ich mir einen Sitz in einem Winkel, nicht weit von des Schulmeisters Stuhl, und dachte, in dem Winkel willst du studiren oder sterben. Als er nun eintrat, mein Vater Myconius, sprach er: „Das ist eine hübsche Schule" — denn sie war erst vor kurzem neugebaut — „aber mich bedünkt, es seien ungeschickte Knaben, doch wollen wir zusehen, wendet nur guten Fleiß an." Da weiß ich, hätte es mir mein Leben gegolten, ich hätte nicht ein Wort der ersten Declination decliniren können, und konnte doch den Donat bis auf das Tz auswendig; denn als ich in Schlettstadt war, hatte Sapidus einen Baccalaureus, der vexirte die Bacchanten so jämmerlich mit dem Donat, daß ich dachte, ist das ein so gutes Buch, so willst du es auswendig lernen, und indem ich daraus lesen lernte, lernte ich es auch auswendig. Das bekam mir bei Vater Myconius wohl, er las uns den Terentius, und wir mußten alle Wörtlein in einer ganzen Comödie decliniren und con-

jugiren, und oft ist er mit mir umgegangen, daß mein Hemdlein naß geworden ist und daß mir das Gesicht verging, und doch hat er mir nie einen Streich gegeben außer einmal mit der umgekehrten Hand an die Wange. Er las auch in der heiligen Schrift und in solche Stunden kamen viele Laien, denn es war damals im Anfange, daß das Licht des heiligen Evangelii aufgehen sollte. Wenn er aber schon rauh mit mir war, so führte er mich dann heim und gab mir zu essen, denn er hörte mich gern erzählen, wie ich alles Land in Deutschland durchgelaufen und wie es mir allenthalben ergangen war.

Myconius mußte mit seinen Schülern zum Frauenmünster in die Kirche gehen, Vesper, Mette und Meß singen und den Gesang regieren. Da sprach er einst zu mir: „Custos," — denn ich war sein Custos — „ich wollte allerwegs lieber vier Lectionen halten, als eine Messe singen, Lieber, vertritt mich manchmal, wenn man die leichten Messen singt, Requiem u. dergl., ich will's um dich verdienen." Damit war ich wohl zufrieden, denn ich war schon von andersher daran gewöhnt, und noch war alles päpstlich eingerichtet. Als Custos nun hatte ich oft nicht Holz zum Einheizen, da gab ich Acht, welche von den Laien, die in die Schule kamen, Holzbündel vor den Häusern hatten, dorthin bin ich um Mitternacht gegangen und habe heimlich Holz nach der Schule getragen. Eines Morgens hatte ich kein Holz, Zwingli wollte grade am Frauenmünster predigen, vor Tage, und als man zur Predigt läutete, dachte ich: „Du hast kein Holz und es stehn so viele Götzen in der Kirche, um die kümmert sich doch niemand." Da ging ich in die Kirche zum nächsten Altare, erwischte einen Johannes und mit ihm zur Schule in den Ofen, und sprach zu ihm: „Jögli, nun bück dich, du mußt in den Ofen." Als er anfing zu brennen, machte er ein wüstes großes Knattern, nämlich die Oelfarbe. Ich dachte nun: „halt still, rührst du dich, was du aber nicht thun wirst, so will ich das Ofenthürlein zuthun; er soll nicht heraus, der Teufel trage ihn

denn heraus.“ Indem kam des Myconius Frau, die zur Kirche in die Predigt wollte und bei der Thüre vorbei ging, und sprach: „Gott gebe dir einen guten Tag, mein Kind, hast du geheizt?“ Ich that das Ofenthürlein zu und sprach: „Ja, Mutter, ich habe schon warm gemacht;“ ich wollte es ihr aber nicht sagen, sie hätte schwatzen können, und wenn es herausgekommen wäre, hätte es mich damals mein Leben gekostet. Und Myconius sprach in der Lection: „Custos, du hast heute gut Holz gehabt.“ Als wir aber die Messe singen sollten, geriethen in der Kirche zwei Pfaffen an einander, der, welchem der Johannes gehört hatte, sprach zu einem andern: „Du Schelm, du hast mir meinen Johannes gestohlen.“ Das trieben sie eine gute Weile.

Und obgleich mich bedünken wollte, es wäre mit dem Papstthum nicht richtig, so hatte ich dennoch im Sinne, ich wollte Priester werden, wollte fromm sein, meinem Amt treulich vorstehen und meinen Altar fein aufputzen. Ich betete viel und fastete mehr als mir gut war. Ich hatte auch meine Heiligen und Patrone, zu denen ich betete, zu jedem Besonderes: zu unserer Frau, daß sie bei ihrem Kind meine Fürsprecherin sein wollte, zu St. Katharina, daß sie mir zu Gelehrsamkeit helfe, zu St. Barbara, daß ich nicht ohne das Sacrament sterbe, zu St. Peter, daß er mir den Himmel aufthue, und was ich an Gebeten versäumte, das schrieb ich in ein Büchlein. Wenn man in der Schule Donnerstags oder Samstags Urlaub hatte, ging ich zum Frauenmünster in einen Stuhl, schrieb die Außenstände von Gebeten an einen Stuhl und fing an und bezahlte eine Schuld nach der andern, wischte sie dann ab und meinte, ich hätte meine Schuldigkeit gethan. Ich bin sechsmal von Zürich in Einsiedeln gewesen mit Processionen und habe fleißig gebeichtet. Ich habe oft mit meinen Gesellen für das Papstthum gekämpft, bis einst M. Ulrich Zwingli über das Evangelium Johannis: „Ich bin ein guter Hirt“ predigte. Das legte er so streng aus, daß ich wähnte, es zöge mich einer bei den Haaren

in die Höhe; und er zeigte an, wie Gott das Blut der verlorenen Schäflein fordern würde von den Händen der Hirten, die an ihrem Verderben schuldig waren. Da dachte ich: „hat es die Meinung, dann lade Pfaffenwerk, ein Pfaff werd' ich nimmermehr." Doch fuhr ich in meinen Studiis fort, fing auch an gegen meine Gesellen zu disputiren, ging fleißig zur Predigt und hörte meinen Präceptor Myconius gern. Noch hatte man Messe und Götzen in Zürich."

Soweit Thomas Platter. Noch lange dauerte der Kampf um das Leben. Er mußte das Seilerhandwerk lernen, um sich zu erhalten. Er studirte in der Nacht, und als ihm der Drucker Andreas Kratander zu Basel einen Plautus geschenkt hatte, befestigte er die einzelnen Bogen mit einer Holzgabel am Strick, denn er drehte, und las während der Arbeit. Später wurde er Corrector, dann Bürger und Drucker, Rector der lateinischen Schule zu Basel. Nicht ohne Einfluß blieb das unstäte Leben der Kinderzeit auf die Seele des Mannes: wie tüchtig er war, die stäte Ausdauer und frohe Kraft fehlte seinen Unternehmungen.

Aus den Tausenden, welche sich, wie der Knabe Thomas, zur lateinischen Schule drängten, gewann die steigende Bewegung ihre eifrigsten Novizen. Mit unermüdlicher Rührigkeit trugen diese Kinder des Volkes Nachrichten und neue Ideen von Haus zu Haus. Viele von ihnen gelangten nicht bis auf die Universität, durch Privatunterricht, als Correctoren bei Druckereien suchten sie sich zu erhalten. Die Mehrzahl der Stadt- und später der Dorfschulen wurde mit solchen besetzt, welche den Virgil lasen und die bittere Laune des Klagebriefes de miseria plebanorum verstanden. So hoch stieg ihre Zahl, daß ihnen bald die Reformatoren den dringenden Rath gaben, noch spät ein Handwerk zu erlernen, um sich redlich zu ernähren. Und nicht wenige Zunftgenossen der deutschen Städte waren im Stande, die Bullen des Papstes mit Glossen zu versehen und

ihren Mitbürgern zu übersetzen, auch subtile theologische Fragen wurden in den Trinkstuben mit Leidenschaft erörtert. Ungeheuer war der Einfluß, den solche Männer auf die kleinen Kreise des Volkes ausübten. Wenige Jahre darauf verwuchsen sie mit armen Studenten der Gottesgelahrtheit, welche sich als Prädicanten über alle Länder deutscher Zunge verbreiteten, zu einer großen Genossenschaft, und diese Demokraten der neuen Lehre waren es, welche in Volksschauspielen den Papst als Antichrist vorstellten, in den Heerhaufen der empörten Bauern Reden hielten, in gedruckten Reden, Volksliedern und groben Dialogen die alte Kirche befehdeten.

So bereiteten auch sie vor, was kommen sollte. Aber wie gut immerhin die Humanisten in ihrer Höhe bewiesen, daß die Kirche manche Stellen der heiligen Schrift falsch deute, und wie launig sie das Werkzeug der Ketzerrichter, den getauften Juden Pfefferkorn mit seinem hübschen Weiblein verspotteten, wie eifrig auch die kleinen Schullehrer unten im Volk Gespräche des Erasmus von Fasten und Fleischessen, von zwei Sterbenden und das Buch über Kinderzucht umhertrugen: — nicht ihre neue Wissenschaft allein hat Reformation und geistige Freiheit der Deutschen lebendig gemacht, tiefer liegen die Quellen dieses mächtigen Stroms, aus dem Grunde des deutschen Gemüthes entspringen sie und durch geheimnißvollen Zug des Herzens werden sie an das Licht geführt, um zerstörend und befruchtend das Leben der Nation umzugestalten.

2.

Seelenkämpfe eines Jünglings und sein Eintritt ins Kloster.

(1510.)

So viel Schlechtigkeit war in der Welt, so schwer der Druck, der auf den Armen lastete, roh die Genußsucht, endlos die Begehrlichkeit bei Geistlichen und Laien. Wer strafte den Junker, der die Bauern mißhandelte? wer schützte den armen Bürger gegen die mächtige Verwandtschaft des reichen Rathsherrn? Hart war die Arbeit des Deutschen vom Morgen bis zum Abend, im Sommer und Winter, bald kam die Pest, bald Mißwachs und Hunger; unverständlich war die Weltordnung und arm an Liebe das irdische Leben. Rettung aus dem Elend war nur bei Gott. Vor ihm war alles Irdische klein und nichtig, Kaiser und Papst, die Klugheit des Menschen eitel wie die Blüte des Feldes. Wenn er gnädig war, so konnte er den Menschen aus der Noth dieses Lebens retten und in ewiger Seligkeit entschädigen für das, was er hier geduldet. Aber solche Gnade, wie war sie zu gewinnen? Welche Tugend des schwachen Menschen durfte hoffen, den unendlichen Schatz göttlicher Gunst zu erwerben? Der Mensch war verdammt seit Adam's Zeit Gutes zu wollen und Schlechtes zu thun. Eitel war seine beste Tugend, die Erbsünde war sein Fluch und es war nicht sein Verdienst, wenn Gott ihm Gnade schenkte*).

*) Vergl. das beste erbauliche Buch aus der Zeit vor der Reformation,

So rang damals angstvoll das Menschenherz. Aber aus den heiligen Urkunden der Schrift, die dem Volk wie eine dunkle Sage waren, klang von fern das Wort: Christus ist die Liebe. Die herrschende Kirche wußte wenig von solcher Liebe, in ihr stand Gott sehr fern von der Menschenseele, das Bild des Gekreuzigten war versteckt hinter zahllosen Heiligen und Seligen, und alle waren nöthig, um Fürbitter zu sein vor dem zürnenden Gott. Und doch war es das heiße Bedürfniß deutscher Natur, sich im herzlichen Verhältniß zu empfinden mit dem Allmächtigen, unauslöschlich war die Sehnsucht die Liebe Gottes zu gewinnen. Ja, wer büßte, wer mit heißem Gebet und ohne Aufhören nach der Liebe Gottes rang, für den war das Versenken, das Hingeben an Gott schon auf Erden das seligste Gefühl, und ihm wurde auch die Hoffnung der himmlischen Seligkeit. Aber solch innerliches und selbständiges Ringen nach der göttlichen Gnade lehrte die Hierarchie nicht mehr. Der Papst behauptete, er sei Verwalter der unerschöpflichen Verdienste Christi, und die Kirche lehrte, auch aus den Fürbitten der Heiligen für die sündige Menschheit sei ein unendlicher Schatz von guten Werken, Gebeten, Fasten und Büßungen zum Segen für andere aufgesammelt, und all diese Schätze verwalte der Papst und davon könne er abgeben jedem, dem er wolle, ihn von seiner Sündhaftigkeit zu befreien. Und ebenso, wenn sich Gläubige zusammenthun zu einer frommen Genossenschaft, dann kann der Papst auch solcher Bruderschaft die Gnade gewähren, daß die Verdienste der Heiligen und der Ueberschuß der frommen Kirchenwerke, Gebete, Messen, Wallfahrten, Bußübungen, Schenkungen von einem auf den andern übergehen.

So bildeten sich unter dem Schutz eines fürbittenden Heiligen die frommen Bruderschaften, in denen die Association

die „Theologia teütsch“, von einem Unbekannten aus Tauler's Schule, eine Hauptquelle für Luther's Bildung, staunenswerth noch für uns.

bewirken konnte, was dem schwachen Einzelnen unmöglich war. Ihre Zahl war groß, noch im J. 1530 beklagt sich Luther, daß sie unzählbar seien*). Wie roh und kläglich ihr Mechanismus war, möge ein Beispiel zeigen; die Bruderschaft der 11,000 Jungfrauen, St. Ursula's Schifflein genannt, sei hier gewählt, weil Churfürst Friedrich der Weise ein Mitstifter und Bruder war. Dieser Verein hatte nach seinem Statut an geistlichen Schätzen, welche den Brüdern zur Erwerbung der ewigen Seligkeit helfen sollten, aufgesammelt 6455 Messen, 3550 ganze Psalter, 200,000 Rosenkränze, 200,000 Te Deum laudamus, 1600 Gloria in excelsis Deo. Ferner 11,000 Gebete für die Patronin St. Ursula und 630 mal 11,000 Paternoster und Ave Maria. Ferner den 10,000 Rittern 50 mal 10,000 Paternoster und Ave Maria xc. xc. Und die ganze erlösende Kraft dieses Schatzes kam den Mitgliedern der Bruderschaft zu gute. Viele geistliche Stiftungen und Privatpersonen hatten sich durch große Beiträge zum Gebetschatze besonderes Verdienst erworben. Bei der Erneuerung der Gesellschaft hatte Churfürst Friedrich eine schöne silberne Ursula geschenkt. Ein Laie verdiente die Bruderschaft, wenn er in seinem Leben einmal 11,000 Vaterunser und Ave Maria betete; betete er täglich 32, so erwarb er sie in einem Jahre, mit 16 in zwei Jahren, mit 8 in vier Jahren; wer durch Ehe, Geschäfte oder Krankheit verhindert wurde diese Gebetmasse abzumachen, der konnte eintreten, wenn er für sich 11 Messen lesen ließ, u. s. w. Diese Bruderschaft aber war eine der besten, denn die Mitglieder hatten nicht nöthig „Heller und Pfennig" zu bezahlen, es sollte eine Bruderschaft der armen Leute sein, die nur durch Gebete sich gegenseitig in den Himmel bringen wollten. — Und doch muß man behaupten, daß die frommen Bruderschaften im Anfange des sechzehnten Jahrhun-

*) Vermanung an die geistlichen versamlet auff dem Reichstag zu Augsburg.

derts noch das Gemüthvollste waren, was die untergehende Kirche des Mittelalters dem Volk zu bieten hatte.

Dagegen war der Ablaß der faulste Fleck ihres siechen Leibes. Die Päpste als Bewahrer des aufgesammelten unendlichen Schatzes der Verdienste Christi verkauften die Anweisungen auf diesen Vorrath an die Gläubigen gegen Geld. Zwar war in der Kirche selbst die bessere Vorstellung nie ganz geschwunden, daß auch der Papst nicht die Sünden selbst vergeben könne, sondern nur die Bußübungen erlassen, welche die Kirche vorschrieb. Aber die solches lehrten, einzelne Männer der Universitäten und ehrliche Seelsorger einer Gemeinde, mochten sich vorsehen, ihre Lehre nicht bis zum offenen Widerspruch gegen das Geschäft der Ablaßkrämer zu steigern. Denn was galt den Päpsten des fünfzehnten Jahrhunderts die ächte Lehre ihrer eigenen Kirche, ihnen, die fast ohne Ausnahme verruchte Bösewichter und ungläubige Heiden waren? Wehe dem, der zweifelte, daß die Päpste das Recht hätten ihn von Gott zu scheiden, für ihn die Thür des Himmels zu öffnen und zu verschließen. Geld war es, was sie endlos begehrten für Weiber und Buben, für ihre Kinder und Nepoten, für ihren fürstlichen Haushalt. Und es bestand eine fürchterliche Gemeinsamkeit des Interesses zwischen ihnen, den Bischöfen und der fanatischen Partei in den Bettelorden. Nichts hatte den Huß und Hussinetz so unerträglich gemacht, als der Kampf gegen den Ablaß; die Lehre von Buße und Gnade hatte den großen Wessel aus Paris in das Elend getrieben, und Ablaßmönche waren es, welche den Greis Johannes Vesalia im Klosterkerker zu Mainz sterben ließen, ihn, der zuerst das hohe Wort gesprochen: „Wozu soll ich glauben, was ich weiß?“

Es ist bekannt, wie der Ablaßhandel im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland überhandnahm, und wie frech die ruchlose Gaunerei betrieben wurde. Wenn Tetzel mit seinem Kasten in eine Stadt einzog, ritt er mit einem

großen Gefolge von Mönchen und Pfaffen, ein wohlgenährter, hochmüthiger Dominicaner; die Glocken wurden geläutet, Geistliche und Laien zogen ihm ehrfurchtsvoll entgegen und führten ihn nach der Kirche. Dort wurde im Schiff sein großes rothes Kreuz aufgerichtet mit der Dornenkrone und den Nagellöchern, und manchmal war dem gläubigen Volke vergönnt zu sehen, wie das rothe Blut des Gekreuzigten am Kreuze in Bewegung kam. Neben dem Kreuze steckten Kirchenfahnen, darauf das Wappen des Papstes mit der dreifachen Krone, vor dem Kreuz stand der berüchtigte Kasten, stark mit Eisen beschlagen, daneben auf der einen Seite eine Kanzel, auf welcher der Mönch mit roher Beredtsamkeit die Wundermacht seines Ablasses auseinandersetzte und ein großes Pergament des Papstes mit vielen angehängten Siegeln vorzeigte, auf der andern Seite der Zahltisch mit Ablaßzetteln, Schreibzeug und Geldkörben, dort verkauften die geistlichen Gehülfen dem andrängenden Volke das ewige Heil *).

Zahllos waren die Schäden der Kirche, gegen alle erhob sich das verletzte sittliche Gefühl der Deutschen, aber Kern der ganzen Bewegung war der Kampf gegen die Gnadenmittel, durch welche die Herzensbedürfnisse des deutschen Volkes so widerwärtig verhöhnt wurden. Und die große Zeit der Reformatoren wird nur dann richtig verstanden, wenn man sie auffaßt als eine Reaction des Herzens gegen Unwahrheit, Gemüthlosigkeit und Frevel am Heiligsten.

Ueberall in Deutschland regte sich die Opposition. Aber noch war der Mann nicht gefunden, der allen Schmerz und alle Sehnsucht des Volkes in furchtbarem innern Kampfe durchfühlen sollte, um selbst zum Führer seiner Nation zu werden, die in

---

*) So ist der Handel dargestellt auf einem Titelholzschnitt, welcher bei mehren Streitschriften verwendet wurde, z. B. bei der Schrift: Beclagung aines leyens genant Hanns schwalb über vil mißbreüch Christlichen lebens, 1521. 4.

ihm mit Begeisterung ihr eigenstes Wesen zu geschlossenem Charakter verkörpert sah. Erst vor zwei Jahren war er Lehrer der Physik und Dialektik an der neuen Universität Wittenberg geworden, und grade jetzt lag er im Staub der römischen Ebene und schaute mit frommem Entzücken nach dem Rande des Horizontes, an dem sich die Thürme der heiligen Stadt erhoben. — Unterdeß sind es noch einmal die Empfindungen eines lateinischen Schülers, aus denen wir zu erkennen suchen, was in der Seele des Volkes arbeitete.

Friedrich Mecum, lateinisch Myconius*), war der Sohn ehrbarer Bürgersleute aus Lichtenfels in Oberfranken, geboren 1491. Mit dreizehn Jahren kam er auf die lateinische Schule der damals aufblühenden Bergstadt Annaberg, dort erlebte er, was hier mit seinen Worten erzählt wird, und ging im Jahre 1510 als neunzehnjähriger Jüngling in das Kloster. Als Franciscaner war er einer der ersten, eifrigsten und treuesten Anhänger der wittenberger Professoren. Er trat aus dem Orden, wurde Prediger der neuen Kirche in Thüringen, endlich Pfarrherr und Superintendent zu Gotha, wo er die Reformation durchsetzte und im Jahr 1546 starb. Zu Luther stand er in einem eigenthümlichen Verhältniß. Er war nicht nur sein bescheidener und inniger Freund in vielen Beziehungen des Privatlebens, sondern in seinem Verhältniß zu Luther war bis zu seinem Tode eine Poesie, welche ihm das ganze Leben verklärte. In der verhängnißvollsten Zeit seiner Jugend, sieben Jahre bevor Luther die Reformation begann, war ihm das Bild des großen Mannes im Traum erschienen und hatte die Zweifel seines aufgeregten Herzens beruhigt, und in der Verklärung des Traumes sah der treue, fromme Deutsche seinen großen Freund

*) Der Gleichklang seines latinisirten Namens mit dem des Schweizer Reformators Oswald Myconius (Geißhäuser), der Lehrer Thomas Platter's war, beruht nicht auf Verwandtschaft.

in die Höhe; und er zeigte an, wie Gott das Blut der verlorenen Schäflein fordern würde von den Händen der Hirten, die an ihrem Verderben schuldig waren. Da dachte ich: „hat es die Meinung, dann lade Pfaffenwerk, ein Pfaff werd' ich nimmermehr." Doch fuhr ich in meinen Studiis fort, fing auch an gegen meine Gesellen zu disputiren, ging fleißig zur Predigt und hörte meinen Präceptor Myconius gern. Noch hatte man Messe und Götzen in Zürich."

Soweit Thomas Platter. Noch lange dauerte der Kampf um das Leben. Er mußte das Seilerhandwerk lernen, um sich zu erhalten. Er studirte in der Nacht, und als ihm der Drucker Andreas Kratander zu Basel einen Plautus geschenkt hatte, befestigte er die einzelnen Bogen mit einer Holzgabel am Strick, denn er drehte, und las während der Arbeit. Später wurde er Corrector, dann Bürger und Drucker, Rector der lateinischen Schule zu Basel. Nicht ohne Einfluß blieb das unstäte Leben der Kinderzeit auf die Seele des Mannes: wie tüchtig er war, die stäte Ausdauer und frohe Kraft fehlte seinen Unternehmungen.

Aus den Tausenden, welche sich, wie der Knabe Thomas, zur lateinischen Schule drängten, gewann die steigende Bewegung ihre eifrigsten Novizen. Mit unermüdlicher Rührigkeit trugen diese Kinder des Volkes Nachrichten und neue Ideen von Haus zu Haus. Viele von ihnen gelangten nicht bis auf die Universität, durch Privatunterricht, als Correctoren bei Druckereien suchten sie sich zu erhalten. Die Mehrzahl der Stadt- und später der Dorfschulen wurde mit solchen besetzt, welche den Virgil lasen und die bittere Laune des Klagebriefes de miseria plebanorum verstanden. So hoch stieg ihre Zahl, daß ihnen bald die Reformatoren den dringenden Rath gaben, noch spät ein Handwerk zu erlernen, um sich redlich zu ernähren. Und nicht wenige Zunftgenossen der deutschen Städte waren im Stande, die Bullen des Papstes mit Glossen zu versehen und

ihren Mitbürgern zu übersetzen, auch subtile theologische Fragen wurden in den Trinkstuben mit Leidenschaft erörtert. Ungeheuer war der Einfluß, den solche Männer auf die kleinen Kreise des Volkes ausübten. Wenige Jahre darauf verwuchsen sie mit armen Studenten der Gottesgelahrtheit, welche sich als Prädicanten über alle Länder deutscher Zunge verbreiteten, zu einer großen Genossenschaft, und diese Demokraten der neuen Lehre waren es, welche in Volksschauspielen den Papst als Antichrist vorstellten, in den Heerhaufen der empörten Bauern Reden hielten, in gedruckten Reden, Volksliedern und groben Dialogen die alte Kirche befehdeten.

So bereiteten auch sie vor, was kommen sollte. Aber wie gut immerhin die Humanisten in ihrer Höhe bewiesen, daß die Kirche manche Stellen der heiligen Schrift falsch deute, und wie launig sie das Werkzeug der Ketzerrichter, den getauften Juden Pfefferkorn mit seinem hübschen Weiblein verspotteten, wie eifrig auch die kleinen Schullehrer unten im Volk Gespräche des Erasmus von Fasten und Fleischessen, von zwei Sterbenden und das Buch über Kinderzucht umhertrugen: — nicht ihre neue Wissenschaft allein hat Reformation und geistige Freiheit der Deutschen lebendig gemacht, tiefer liegen die Quellen dieses mächtigen Stroms, aus dem Grunde des deutschen Gemüthes entspringen sie und durch geheimnißvollen Zug des Herzens werden sie an das Licht geführt, um zerstörend und befruchtend das Leben der Nation umzugestalten.

2.

Seelenkämpfe eines Jünglings und sein Eintritt ins Kloster.

(1510.)

So viel Schlechtigkeit war in der Welt, so schwer der Druck, der auf den Armen lastete, roh die Genußsucht, endlos die Begehrlichkeit bei Geistlichen und Laien. Wer strafte den Junker, der die Bauern mißhandelte? wer schützte den armen Bürger gegen die mächtige Verwandtschaft des reichen Rathsherrn? Hart war die Arbeit des Deutschen vom Morgen bis zum Abend, im Sommer und Winter, bald kam die Pest, bald Mißwachs und Hunger; unverständlich war die Weltordnung und arm an Liebe das irdische Leben. Rettung aus dem Elend war nur bei Gott. Vor ihm war alles Irdische klein und nichtig, Kaiser und Papst, die Klugheit des Menschen eitel wie die Blüte des Feldes. Wenn er gnädig war, so konnte er den Menschen aus der Noth dieses Lebens retten und in ewiger Seligkeit entschädigen für das, was er hier geduldet. Aber solche Gnade, wie war sie zu gewinnen? Welche Tugend des schwachen Menschen durfte hoffen, den unendlichen Schatz göttlicher Gunst zu erwerben? Der Mensch war verdammt seit Adam's Zeit Gutes zu wollen und Schlechtes zu thun. Eitel war seine beste Tugend, die Erbsünde war sein Fluch und es war nicht sein Verdienst, wenn Gott ihm Gnade schenkte*).

*) Vergl. das beste erbauliche Buch aus der Zeit vor der Reformation,

So rang damals angstvoll das Menschenherz. Aber aus den heiligen Urkunden der Schrift, die dem Volk wie eine dunkle Sage waren, klang von fern das Wort: Christus ist die Liebe. Die herrschende Kirche wußte wenig von solcher Liebe, in ihr stand Gott sehr fern von der Menschenseele, das Bild des Gekreuzigten war versteckt hinter zahllosen Heiligen und Seligen, und alle waren nöthig, um Fürbitter zu sein vor dem zürnenden Gott. Und doch war es das heiße Bedürfniß deutscher Natur, sich im herzlichen Verhältniß zu empfinden mit dem Allmächtigen, unauslöschlich war die Sehnsucht die Liebe Gottes zu gewinnen. Ja, wer büßte, wer mit heißem Gebet und ohne Aufhören nach der Liebe Gottes rang, für den war das Versenken, das Hingeben an Gott schon auf Erden das seligste Gefühl, und ihm wurde auch die Hoffnung der himmlischen Seligkeit. Aber solch innerliches und selbständiges Ringen nach der göttlichen Gnade lehrte die Hierarchie nicht mehr. Der Papst behauptete, er sei Verwalter der unerschöpflichen Verdienste Christi, und die Kirche lehrte, auch aus den Fürbitten der Heiligen für die sündige Menschheit sei ein unendlicher Schatz von guten Werken, Gebeten, Fasten und Büßungen zum Segen für andere aufgesammelt, und all diese Schätze verwalte der Papst und davon könne er abgeben jedem, dem er wolle, ihn von seiner Sündhaftigkeit zu befreien. Und ebenso, wenn sich Gläubige zusammenthun zu einer frommen Genossenschaft, dann kann der Papst auch solcher Bruderschaft die Gnade gewähren, daß die Verdienste der Heiligen und der Ueberschuß der frommen Kirchenwerke, Gebete, Messen, Wallfahrten, Bußübungen, Schenkungen von einem auf den andern übergehen.

So bildeten sich unter dem Schutz eines fürbittenden Heiligen die frommen Bruderschaften, in denen die Association

---

die „Theologia teütsch“, von einem Unbekannten aus Tauler's Schule, eine Hauptquelle für Luther's Bildung, staunenswerth noch für uns.

bewirken konnte, was dem schwachen Einzelnen unmöglich war. Ihre Zahl war groß, noch im J. 1530 beklagt sich Luther, daß sie unzählbar seien*). Wie roh und kläglich ihr Mechanismus war, möge ein Beispiel zeigen; die Bruderschaft der 11,000 Jungfrauen, St. Ursula's Schifflein genannt, sei hier gewählt, weil Churfürst Friedrich der Weise ein Mitstifter und Bruder war. Dieser Verein hatte nach seinem Statut an geistlichen Schätzen, welche den Brüdern zur Erwerbung der ewigen Seligkeit helfen sollten, aufgesammelt 6455 Messen, 3550 ganze Psalter, 200,000 Rosenkränze, 200,000 Te Deum laudamus, 1600 Gloria in excelsis Deo. Ferner 11,000 Gebete für die Patronin St. Ursula und 630 mal 11,000 Paternoster und Ave Maria. Ferner den 10,000 Rittern 50 mal 10,000 Paternoster und Ave Maria ꝛc. ꝛc. Und die ganze erlösende Kraft dieses Schatzes kam den Mitgliedern der Bruderschaft zu gute. Viele geistliche Stiftungen und Privatpersonen hatten sich durch große Beiträge zum Gebetschatze besonderes Verdienst erworben. Bei der Erneuerung der Gesellschaft hatte Churfürst Friedrich eine schöne silberne Ursula geschenkt. Ein Laie verdiente die Bruderschaft, wenn er in seinem Leben einmal 11,000 Vaterunser und Ave Maria betete; betete er täglich 32, so erwarb er sie in einem Jahre, mit 16 in zwei Jahren, mit 8 in vier Jahren; wer durch Ehe, Geschäfte oder Krankheit verhindert wurde diese Gebetmasse abzumachen, der konnte eintreten, wenn er für sich 11 Messen lesen ließ, u. s. w. Diese Bruderschaft aber war eine der besten, denn die Mitglieder hatten nicht nöthig „Heller und Pfennig“ zu bezahlen, es sollte eine Bruderschaft der armen Leute sein, die nur durch Gebete sich gegenseitig in den Himmel bringen wollten. — Und doch muß man behaupten, daß die frommen Bruderschaften im Anfange des sechzehnten Jahrhun-

---

*) Vermanung an die geistlichen versamlet auff dem Reichstag zu Augsburg.

derts noch das Gemüthvollste waren, was die untergehende Kirche des Mittelalters dem Volk zu bieten hatte.

Dagegen war der Ablaß der faulste Fleck ihres siechen Leibes. Die Päpste als Bewahrer des aufgesammelten unendlichen Schatzes der Verdienste Christi verkauften die Anweisungen auf diesen Vorrath an die Gläubigen gegen Geld. Zwar war in der Kirche selbst die bessere Vorstellung nie ganz geschwunden, daß auch der Papst nicht die Sünden selbst vergeben könne, sondern nur die Bußübungen erlassen, welche die Kirche vorschrieb. Aber die solches lehrten, einzelne Männer der Universitäten und ehrliche Seelsorger einer Gemeinde, mochten sich vorsehen, ihre Lehre nicht bis zum offenen Widerspruch gegen das Geschäft der Ablaßkrämer zu steigern. Denn was galt den Päpsten des fünfzehnten Jahrhunderts die ächte Lehre ihrer eigenen Kirche, ihnen, die fast ohne Ausnahme verruchte Bösewichter und ungläubige Heiden waren? Wehe dem, der zweifelte, daß die Päpste das Recht hätten ihn von Gott zu scheiden, für ihn die Thür des Himmels zu öffnen und zu verschließen. Geld war es, was sie endlos begehrten für Weiber und Buben, für ihre Kinder und Nepoten, für ihren fürstlichen Haushalt. Und es bestand eine fürchterliche Gemeinsamkeit des Interesses zwischen ihnen, den Bischöfen und der fanatischen Partei in den Bettelorden. Nichts hatte den Huß und Hussinetz so unerträglich gemacht, als der Kampf gegen den Ablaß; die Lehre von Buße und Gnade hatte den großen Wessel aus Paris in das Elend getrieben, und Ablaßmönche waren es, welche den Greis Johannes Vesalia im Klosterkerker zu Mainz sterben ließen, ihn, der zuerst das hohe Wort gesprochen: „Wozu soll ich glauben, was ich weiß?“

Es ist bekannt, wie der Ablaßhandel im Beginne des sechzehnten Jahrhunderts in Deutschland überhandnahm, und wie frech die ruchlose Gaunerei betrieben wurde. Wenn Tetzel mit seinem Kasten in eine Stadt einzog, ritt er mit einem

großen Gefolge von Mönchen und Pfaffen, ein wohlgenährter, hochmüthiger Dominicaner; die Glocken wurden geläutet, Geistliche und Laien zogen ihm ehrfurchtsvoll entgegen und führten ihn nach der Kirche. Dort wurde im Schiff sein großes rothes Kreuz aufgerichtet mit der Dornenkrone und den Nagellöchern, und manchmal war dem gläubigen Volke vergönnt zu sehen, wie das rothe Blut des Gekreuzigten am Kreuze in Bewegung kam. Neben dem Kreuze steckten Kirchenfahnen, darauf das Wappen des Papstes mit der dreifachen Krone, vor dem Kreuz stand der berüchtigte Kasten, stark mit Eisen beschlagen, daneben auf der einen Seite eine Kanzel, auf welcher der Mönch mit roher Beredtsamkeit die Wundermacht seines Ablasses auseinandersetzte und ein großes Pergament des Papstes mit vielen angehängten Siegeln vorzeigte, auf der andern Seite der Zahltisch mit Ablaßzetteln, Schreibzeug und Geldkörben, dort verkauften die geistlichen Gehülfen dem andrängenden Volke das ewige Heil*).

Zahllos waren die Schäden der Kirche, gegen alle erhob sich das verletzte sittliche Gefühl der Deutschen, aber Kern der ganzen Bewegung war der Kampf gegen die Gnadenmittel, durch welche die Herzensbedürfnisse des deutschen Volkes so widerwärtig verhöhnt wurden. Und die große Zeit der Reformatoren wird nur dann richtig verstanden, wenn man sie auffaßt als eine Reaction des Herzens gegen Unwahrheit, Gemüthlosigkeit und Frevel am Heiligsten.

Ueberall in Deutschland regte sich die Opposition. Aber noch war der Mann nicht gefunden, der allen Schmerz und alle Sehnsucht des Volkes in furchtbarem innern Kampfe durchfühlen sollte, um selbst zum Führer seiner Nation zu werden, die in

---

*) So ist der Handel dargestellt auf einem Titelholzschnitt, welcher bei mehren Streitschriften verwendet wurde, z. B. bei der Schrift: Beclagung aines leyens genant Hanns schwalb über vil mißbreüch Christlichen lebens, 1521. 4.

ihm mit Begeisterung ihr eigenstes Wesen zu geschlossenem Charakter verkörpert sah. Erst vor zwei Jahren war er Lehrer der Physik und Dialektik an der neuen Universität Wittenberg geworden, und grade jetzt lag er im Staub der römischen Ebene und schaute mit frommem Entzücken nach dem Rande des Horizontes, an dem sich die Thürme der heiligen Stadt erhoben. — Unterdeß sind es noch einmal die Empfindungen eines lateinischen Schülers, aus denen wir zu erkennen suchen, was in der Seele des Volkes arbeitete.

Friedrich Mecum, lateinisch Myconius*), war der Sohn ehrbarer Bürgersleute aus Lichtenfels in Oberfranken, geboren 1491. Mit dreizehn Jahren kam er auf die lateinische Schule der damals aufblühenden Bergstadt Annaberg, dort erlebte er, was hier mit seinen Worten erzählt wird, und ging im Jahre 1510 als neunzehnjähriger Jüngling in das Kloster. Als Franciscaner war er einer der ersten, eifrigsten und treuesten Anhänger der wittenberger Professoren. Er trat aus dem Orden, wurde Prediger der neuen Kirche in Thüringen, endlich Pfarrherr und Superintendent zu Gotha, wo er die Reformation durchsetzte und im Jahr 1546 starb. Zu Luther stand er in einem eigenthümlichen Verhältniß. Er war nicht nur sein bescheidener und inniger Freund in vielen Beziehungen des Privatlebens, sondern in seinem Verhältniß zu Luther war bis zu seinem Tode eine Poesie, welche ihm das ganze Leben verklärte. In der verhängnißvollsten Zeit seiner Jugend, sieben Jahre bevor Luther die Reformation begann, war ihm das Bild des großen Mannes im Traum erschienen und hatte die Zweifel seines aufgeregten Herzens beruhigt, und in der Verklärung des Traumes sah der treue, fromme Deutsche seinen großen Freund

*) Der Gleichklang seines latinisirten Namens mit dem des Schweizer Reformators Oswald Myconius (Geißhäuser), der Lehrer Thomas Platter's war, beruht nicht auf Verwandtschaft.

fortan zu jeder Stunde. Aber noch ein anderer Umstand macht die Person des Erzählers für uns interessant. Wie unähnlich der sanfte, fein organisirte Mann auch seinem trotzigen Freunde sein mag, in dem Jugendleben beider ist eine auffallende Aehnlichkeit. Und manches, was uns aus Luther's Jugend unbekannt geblieben ist, findet seine Erklärung in dem, was Myconius über seine eigene Jünglingszeit erzählt. Beide waren arme Schüler einer lateinischen Schule, beide wurden durch innere Kämpfe und jugendliche Schwärmerei in das Kloster getrieben, beide fanden dort nicht den Frieden, welchen sie leidenschaftlich suchten, sondern neue Zweifel, größere Kämpfe, Jahre der Qual, banger Unsicherheit. Für beide wurde der unverschämte Tetzel der Stein des Anstoßes, der ihr Gemüth empörte und die ganze Richtung und Thätigkeit ihres spätern Lebens bestimmte. Zuletzt starben beide in demselben Jahre, Myconius sieben Wochen nach Luther, nachdem er fünf Jahre vorher aus einer tötlichen Krankheit durch einen Beschwörungsbrief Luther's zu neuem Leben erweckt war*).

Friedrich Myconius hat außer Theologischem (er hat wenig drucken lassen) auch in deutscher Sprache eine Chronik seiner Zeit geschrieben, in welcher seine eigene Thätigkeit und die Zustände Gotha's am ausführlichsten behandelt sind. Wohlbekannt und öfter gedruckt ist der Traum, welchen er in der ersten Nacht

*) Luther schreibt im Jahr 1541: „Also begehre und bitte ich, daß mich der liebe Gott an eurer Statt wollte lassen krank werden und mich heißen ablegen diese meine Hülle; — deßhalb bitte und ermahne ich euch mit Ernst, daß ihr sammt uns den lieben Gott wollt bitten, daß er euch länger am Leben erhalte, zu Dienst und Besserung seiner Kirche und dem Teufel zu Spott und Verdruß; — der Herr lasse michs ja nicht hören, so lange ich lebe, daß ihr gestorben seid, sondern schaffs, daß ihr mich überlebt. Das bitte ich mit Ernst, wills auch gewähret sein und so haben, und mein Wille soll hierinnen geschehen. Amen."

nach seinem Eintritt ins Kloster hatte. Der Apostel Paulus, welcher darin als sein Führer auftrat, hatte, wie Myconius nach Jahren zu erkennen glaubte, Person, Gesicht und Stimme Luther's. Dieser lange Traum ist in lateinischer Sprache abgefaßt. Die einleitende Erzählung vor demselben aber ist in einem Manuscript der Herzogl. Bibliothek zu Gotha (Chart. B. no. 153) auch in einer gleichzeitigen deutschen Niederschrift erhalten. Nach dieser ist das Folgende getreu in unsre Redeweise übertragen, nur an wenigen Stellen verkürzt.

„Johannes Tetzel von Pirna in Meißen, ein Dominicanermönch, war ein gewaltiger Ausschreier der Indulgenzien oder des Ablasses des römischen Papstes. Er verharrte mit diesem seinem Vorhaben zwei Jahre in der dazumal neuen Stadt Annaberg und bethörte das Volk so sehr, daß sie alle glaubten, es wäre kein anderer Weg, Vergebung der Sünde und das ewige Leben zu erlangen, als die Genugthuung durch unsre Werke, von welcher Genugthuung er doch sagte, daß sie unmöglich wäre. Doch wäre noch ein einziger Weg übrig, nämlich wenn wir dieselbige ums Geld von dem römischen Papst erkauften, uns also kauften des Papstes Indulgenz, welche er nannte Vergebung der Sünden und einen gewissen Eingang ins ewige Leben. Hier könnte ich Wunder über Wunder und unglaubliche Dinge sagen, was für Predigten ich die zwei Jahre auf dem Annaberg von dem Tetzel gehört habe; denn ich hörte ihn ganz fleißig predigen, und er predigte alle Tage, ich konnte auch andern seine Predigten nachsagen, mit allen Geberden und Ausreden, nicht daß ich seiner Spott hatte, sondern es war mein großer Ernst. Denn ich hielt alles für oracula und göttliches Wort, dem man glauben müsse, und was vom Papst kam, das hielt ich, als käme es von Christo selbst.

Zuletzt, um Pfingsten im Jahre Christi **1510**, dräute er, er wolle das rothe Kreuz niederlegen und die Thür des Him-

mels zuschließen und die Sonne auslöschen, und es würde nimmermehr wieder dazu kommen, daß man um so ein geringes Geld Vergebung der Sünden und ewiges Leben erlangen könnte. Ja es wäre nicht zu hoffen, daß, so lange die Welt stehen würde, solche Mildigkeit des Papstes wieder hierher käme. Er vermahnte auch, daß jedermann wohl wahrnehmen sollte seiner eignen Seele Seligkeit und die seiner verstorbenen und lebendigen Freunde. Denn jetzt sei vorhanden der Tag des Heils und die angenehme Zeit. Und er sprach: „Es versäume ja niemand seine eigne Seligkeit, denn wenn du nicht hast des Papsts Briefe, so kannst du von vielen Sünden und casibus reservatis durch keinen Menschen absolvirt und losgesprochen werden.“ Es wurden öffentlich an die Thüren und Mauern der Kirche gedruckte Briefe angeschlagen, darinnen geboten war, daß man, um dem deutschen Volk für seine Andacht ein Zeichen von Dank zu geben, hinfür zum Schluß die Ablaßbriefe und die vollkommene Gewalt nicht so theuer wie im Anfang verkaufen sollte, und am Ende des Briefs zu unterst war dazu geschrieben: Pauperibus dentur gratis, den Armen, Unvermögenden soll man die Ablaßbriefe umsonst geben, ohne Geld um Gottes willen.

Da fing ich einen Handel an mit den Commissarien dieses Ablaßkrams, aber fürwahr es trieb und munterte mich hierzu auf der heilige Geist, wiewol ich selber zur Zeit nicht verstand, was ich that.

Es hatte mich mein lieber Vater in meiner Kindheit gelehrt die zehn Gebote, das Vaterunser und den christlichen Glauben, und zwang mich, daß ich immer beten mußte. Denn, sagte er, wir hätten alles allein von Gott, gratis, umsonst, und er würde uns auch regieren und führen, wenn wir fleißig beteten. — Von den Indulgenzien und römischem Ablaß sagte er, es wären nur Netze, womit man den Einfältigen das Geld abfischte und aus dem Beutel nähme, und man könnte gewiß

die Vergebung der Sünden und das ewige Leben mit Geld nicht kaufen und zu Wege bringen. Aber die Priester oder Pfaffen wurden zornig und schellig, wenn man solches sagte. Dieweil ich denn in den Predigten täglich nichts anderes hörte denn das große Lob des Ablasses, blieb ich im Zweifel, wem ich mehr glauben sollte, meinem lieben Vater oder den Priestern als Lehrern der Kirche. Ich stund im Zweifel, aber doch glaubte ich mehr den Priestern als meines Vaters Unterricht. Aber das Einzige ließ ich nicht zu, daß die Vergebung der Sünde nicht könnte erlangt werden, außer wenn sie mit Geld erkauft würde, zumal von den Armen. Deßhalb gefiel mir wunderwohl die clausula am Ende von des Papstes Brief: Pauperibus gratis dentur propter Deum.

Und als man in drei Tagen das Kreuz mit sonderlicher Herrlichkeit niederlegen und die Stufen und Leitern zum Himmel abhauen wollte, trieb mich der Geist, daß ich zu den Commissarien ging und sie um die Briefe von der Vergebung der Sünden bat „aus Gnade für die Armen." Ich gab auch an, ich wäre ein Sünder und arm und bedürfte der Vergebung der Sünden, die aus G n a d e n geschähe. Am zweiten Tage um die Vesperzeit trat ich in Hans Pflock's Haus, wo der Tetzel mit den Beichtvätern und Haufen von Priestern beisammen war, und habe sie mit lateinischer Sprache angeredet und gebeten, daß sie mir Armem, nach dem Befehl in des Papstes Brief wollten gestatten zu bitten um die Absolution von allen meinen Sünden, umsonst und um Gottes willen, etiam nullo casu reservato, ohne Vorbehalt eines einzigen Falles, und darüber sollten sie mir literas testimoniales des Papstes oder schriftlich Zeugniß geben. Da haben sich die Priester verwundert über meine lateinische Rede, denn das war in dieser Zeit ein seltenes Ding, sonderlich bei den jungen Knaben, und gingen bald aus der Stube in die Kammer, die daneben war, zu dem Herrn Commissar Tetzel. Sie zeigten ihm mein Begehr an und baten auch

für mich, daß er mir umsonst die Ablaßbriefe geben möchte. Endlich nach langer Berathschlagung kommen sie wieder und bringen diese Antwort: „Lieber Sohn, wir haben deine Bitte dem Herrn Commissario fleißig vorgetragen, und er bekennet, er wolle gern deine Bitte gewähren, aber er könne nicht, und wenn er gleich wollte, so wäre doch die Concession eine Nullität und nicht kräftig. Denn er hat uns angezeigt, daß klar in des Papstes Brief stehe, daß die gewiß theilhaftig würden der reichmilden Indulgenzien und Schätze der Kirche und der Verdienste Christi, qui porrigerent manum adjutricem, die mit der Hand hülfen, das ist, die da Geld gäben." Und das sagten sie mir alles mit deutschen Worten, denn es war keiner unter ihnen, der mit einem drei lateinische Worte recht hätte reden können.

Dagegen aber habe ich aufs neue gebeten und habe aus dem angeschlagenen Brief des Papstes bewiesen, daß der heilige Vater, der Papst, befohlen, man solle den Armen solche Briefe umsonst, um Gottes willen geben, und sonderlich weil dabei geschrieben wäre: ad mandatum domini Papae proprium, d. i. auf des Herrn Papst eignen Befehl.

Da gehen sie wieder hinein und bitten den stolzen, hochmüthigen Mönch, er möchte mir doch meine Bitte gewähren und mich mit dem Ablaß von sich lassen, denn ich wäre ein sinnreicher und beredter Jüngling und werth, daß man auf mich etwas Sonderliches vor andern wendete. Aber sie kommen wieder heraus und bringen wieder die Antwort de manu auxiliatrice, von der helfenden Hand, die allein fähig wäre zum heiligen Ablaß. Ich aber bleibe fest und sage, daß sie mir Armem Unrecht thäten; den beide, Gott und der Papst, nicht ausschließen wollten von der Gnade, den verwürfen sie um etlicher weniger Pfennige willen, die ich nicht hätte. Da entsteht ein Streit, ich sollte doch etwas Geringes geben, damit es an der hilfreichen Hand nicht mangelte, ich sollte nur einen Groschen geben; ich sagte, ich hab ihn nicht, ich bin arm. Zu-

letzt kam es darauf, ich sollte nur sechs Pfennige geben; da antwortete ich wieder, ich hätte auch nicht einen einzigen Pfennig. Sie redeten mir zu und sprachen miteinander. Endlich hörte ich, daß sie wegen zwei Dingen in Sorge waren, erstlich, man sollte mich in keinem Fall ohne Ablaßbrief weggehen lassen, denn dies könne ein von andern angelegter Plan sein und möchte hernach ein böses Spiel daraus entstehen, dieweil in des Papstes Brief klar stünde, den Armen solle man es umsonst geben. Ferner aber, man müßte dennoch etwas von mir nehmen, damit nicht die andern hörten, die Ablaßbriefe würden umsonst ausgegeben, und käme hernach der ganze Hauf der Schüler und Bettler gelaufen und wollte es ein jeglicher umsonst haben. Darum hätten sie nicht sorgen brauchen, denn die armen Bettler suchten mehr das liebe Brot, um den Hunger zu vertreiben.

Nachdem sie ihren Rath gehalten haben, kommen sie wieder zu mir und giebt mir einer sechs Pfennige, daß ich sie dem Commissario geben sollte. Durch diesen Beitrag würde ich auch ein Aufbauer der Kirche St. Peter's zu Rom, item ein Erwürger des Türken, und würde noch theilhaftig der Gnade Christi und der Indulgenzien. Aber da sagt ich frei aus Anregung des Geistes: wenn ich Indulgenzien und Ablaß für Geld kaufen wollte, so könnte ich wol ein Buch verkaufen und sie um mein eigen Geld kaufen. Ich wollte sie aber umsonst, geschenkt haben, um Gottes willen, oder sie würden Rechenschaft vor Gott dafür geben, daß sie meiner Seele Seligkeit versäumt und verscherzt hätten wegen sechs Pfennigen; da doch beide, Gott und der Papst wollten, daß meine Seele theilhaftig werden sollte der Vergebung aller meiner Sünden, umsonst, aus Gnade. Dies sagte ich und wußte doch fürwahr nicht, wie es mit den Ablaßbriefen stünde.

Endlich nach langem Gespräch frugen mich die Priester, von wem ich daher geschickt sei und wer mich abgerichtet habe,

solche Sachen mit ihnen zu verhandeln. Da habe ich ihnen die lautere klare Wahrheit gesagt, wie es war, daß ich von ganz und gar keinem Menschen vermahnt oder angetrieben oder durch Rathgeber dazu gebracht worden sei, sondern daß ich allein, ohne eines Menschen Rath, nur im Vertrauen und Zuversicht auf die gnädige, umsonst geschenkte Vergebung der Sünden, solche Bitte angestellt hätte, und ich hätte Zeit meines Lebens niemals mit solchen großen Leuten geredet oder etwas verhandelt. Denn ich war von Natur schamhaft, und wenn mich nicht der große Durst nach der Gnade Gottes gezwungen hätte, so hätte ich nicht so etwas Großes gewagt und mich nicht unter solche Leute gemengt und so etwas von ihnen gebeten. Da wurden mir abermals die Ablaßbriefe verheißen, aber doch so, daß ich sie um sechs Pfennige kaufte, und die sollten mir für meine Person umsonst geschenkt sein. Ich aber bin darauf beständig geblieben, daß mir die Ablaßbriefe von dem, der da Macht hatte sie zu schenken, sollten umsonst geschenkt werden, wo nicht, wollte ich die Sache dem lieben Gott befehlen und anheimstellen. Und also wurde ich von ihnen entlassen.

Die heiligen Diebe wurden gleichwol traurig über diesen Handel, ich aber war zum Theil betrübt, daß ich keinen Ablaßbrief bekommen hatte, zum Theil freute ich mich auch, daß trotzdem noch einer im Himmel wäre, der da wollte ohne Geld und Darlehn die Sünde dem bußfertigen Sünder vergeben, nach dem Spruch, den ich oft in der Kirche gesungen hatte: So wahr ich lebe, spricht Gott, will ich nicht den Tod des Sünders, sondern daß er bekehrt werde und lebe. Ach lieber Herr und Gott, du weißt, daß ich hier in dieser Sache nicht lüge oder etwas von mir erdichte. —

Dabei war ich also bewegt, daß ich, indem ich heimging in meine Herberge, schier von Thränen zerflossen und zerschmolzen wäre. Also komme ich in meine Herberge, gehe in meine Kammer und nehme das Crucifix, das immer auf dem Tischchen

in meiner Studirkammer lag, und lege es auf die Bank und falle davor nieder auf die Erde. Ich kann es hier nicht beschreiben, aber damals habe ich können fühlen den Geist des Gebetes und der Gnade, den du, mein Herr und Gott, über mich ausgossest. Die Summa aber war diese: ich bat, daß du, lieber Gott, wollest mein Vater sein, du wollest mir die Sünde vergeben, ich ergebe mich dir ganz und gar, du möchtest jetzt aus mir machen, was dir gefiele, und weil die Priester ohne Geld mir nicht wollten gnädig sein, daß du mein gnädiger Gott und Vater sein wolltest.

Da empfand ich, daß mein ganzes Herz verwandelt war; ich hatte einen Verdruß über alle Dinge in der Welt und däuchte mich, ich wäre dieses Lebens ganz satt. Eins nur begehrte ich, nämlich Gott zu leben, daß ich ihm gefallen möchte. Aber wer war damals, der mir gelehret hätte, wie ich mich dazu anstellen mußte? Denn das Wort, Leben und Licht der Menschen war durch die ganze Welt begraben in tiefster Finsterniß der menschlichen Satzungen und der ganz närrischen „guten Werke". Von Christo war es ganz stille, man wußte nichts von ihm, oder wenn seiner gedacht wurde, so ward er uns vorgestellt als ein grausamer erschrecklicher Richter, welchen kaum seine Mutter und alle Heiligen im Himmel mit blutigen Thränen versöhnen und gnädig machen konnten, doch so, daß er, Christus, den Menschen, der Buße thäte, für eine jede Todsünde sieben Jahre in die Pein des Fegefeuers hineinstieße. Es wäre die Pein des Fegefeuers von der höllischen Pein durch nichts unterschieden, als daß sie nicht sollte ewig währen. Mir aber brachte jetzt der heilige Geist die Hoffnung, daß mir Gott würde gnädig sein.

Und jetzt fing ich an und berathschlagte etliche Tage bei mir, wie ich einen andern Stand meines Lebens anfangen möchte. Denn ich sah die Sünde der Welt und des ganzen menschlichen Geschlechts, ich sah meine vielfältige Sünde, die

da sehr groß war. Ich hatte auch etwas gehört von der heimlichen großen Heiligkeit und von dem reinen unschuldigen Leben der Mönche, wie sie Gott Tag und Nacht dienten, wären abgesondert von allem bösen Leben der Welt und lebten gar nüchtern, fromm und keusch, hielten Messen, sängen Psalmen, fasteten und beteten immer zu. Ich hatte auch dies scheinbare Leben gesehen, ich wußte aber und verstand nicht, daß es die höchste Abgötterei und Heuchelei war. —

Darauf zeigte ich meinen Rath dem Präceptor an, dem Magister Andreas Staffelstein, als dem obersten Regenten der Schule, der rieth mir alsbald, ich sollte mich in das Franciscanerkloster begeben, dessen Neubau zu der Zeit angefangen war. Und damit ich nicht durch langen Verzug anders gesinnt würde, ging er alsbald selbst mit mir hin zu den Mönchen, lobte mein Ingenium und Kopf, rühmte, daß er mich allein gehabt unter seinen Schülern, von dem er guter Zuversicht sei, ich würde ein recht gottseliger Mensch werden.

Ich wollte aber mein Vornehmen auch meinen Eltern zuvor anzeigen und ihre Bedenken darüber hören, dieweil ich ein einziger Sohn war und Erbe meiner Eltern. Die Mönche aber lehrten mich aus dem Hieronymo: ich solle Vater und Mutter liegen lassen und nicht achten, und zu dem Kreuze Christi laufen. Sie zogen auch den Spruch Christi an: Keiner, der die Hand an den Pflug legt und zurücksieht, ist tüchtig zum Reiche Gottes. Dies alles mußte drängen und gebieten, daß ich ein Mönch wurde. Ich will hier nicht reden von vielen Stricken und Banden, womit sie mein Gewissen banden und verknüpften. Denn sie sagten, ich könnte nimmermehr selig werden, wenn ich die von Gott angebotene Gnade nicht bald annehme und gebrauche. Darauf habe ich, der ich lieber hätte sterben wollen, als die Gnade Gottes und das ewige Leben entbehren, ihnen alsbald angelobt und zugesagt, daß ich in dreien Tagen wollte wieder ins Kloster kommen und das Jahr der Probirung an-

fangen, wie sie es im Kloster nennen, d. i. ich wollte ein frommer, andächtiger und gottesfürchtiger Mönch werden.

Im Jahre Christi 1510, den 14. Juli um zwei Uhr Nachmittag, bin ich ins Kloster eingetreten, begleitet von meinem Präceptor und etlichen wenigen meiner Schulgesellen und etlichen gar andächtigen Matronen, denen ich zum Theil die Ursache angezeigt hatte, warum ich mich in den geistlichen Stand begebe. Und so hab ich meine Begleiter ins Kloster gesegnet, welche alle mir mit Thränen Gottes Gnade und Segen wünschten. Und also ging ich ins Kloster. Lieber Gott, du weißt, daß dies alles wahr ist. Ich suchte nicht Müßiggang oder Versorgung des Bauchs, auch nicht den Schein großer Heiligkeit, sondern ich wollte dir gefallen, dir habe ich dienen wollen.

So tappte ich die Zeit in gar großer Finsterniß."

3.

Aus der Clausur in den Kampf.

(Um 1522.)

Das Wetter bricht los. Durch die ganze Nation zuckt es wie elektrisches Feuer, die Worte des Augustiners von Wittenberg dröhnen gleich Donnerschlägen, und jeder Schlag bezeichnet einen Fortschritt, einen Sieg. Noch jetzt, nach viertehalb hundert Jahren, zieht die ungeheure Bewegung der Nation mit unwiderstehlichem Zauber an. Niemals, so lange das deutsche Volk lebt, hat sein innerstes Wesen sich so rührend und großartig offenbart. Alle schönen Eigenschaften deutschen Gemüths und Charakters treten zu dieser Zeit in Blüte: Begeisterung, Hingebung, ein tiefer sittlicher Zorn, inniges Suchen des Höchsten und ernstliche Freude an systematischem Denken. Jeder Einzelne nahm Theil an dem Streit. Der reisende Händler focht am Nachtfeuer des Herdes für, gegen den Ablaß, der Landmann im entlegensten Thale hörte erstaunt von dem neuen Ketzer, dem sein geistlicher Vater jetzt bei jeder Predigt fluchte; der Sack des terminirenden Bettelmönchs blieb leer, nicht einmal die Frauen im Dorfe spendeten Käse und Eier*). Die kleine Literatur schwoll zu einem Meere, hundert Druckerpressen waren thätig

---

*) Solche Zustände der ersten Reformationsjahre werden in den zahlreichen Dialogen zuweilen gut geschildert, die Terminirenden z. B. in: Eyn freüntlichs Gesprech, zwischen eynem Parfussermünch vnd einem Löffelmacher. 4. (o. O. u. J.)

die zahlreichen Streitschriften, gelehrte und populäre, zu verbreiten. An jeder Pfarrkirche, in jedem Domcapitel zürnen die Parteien, überall erklären sich entschlossene Geistliche für die neue Lehre, die schwächern ringen in bangem Zweifel; die Klosterpforten werden geöffnet, bald stehen die Zellen leer. Jeder Monat bringt dem Volk Neues, Unerhörtes.

Es ist kein Streit mehr zwischen Pfaffen, wie im Anfang Hutten verächtlich den Zwist der Wittenberger mit Tetzel genannt hatte; es ist ein Krieg geworden der Nation gegen die römische Herrschaft und die Helfer derselben. Immer mächtiger erhebt sich die Gestalt Luther's vor den Augen seiner Zeitgenossen. Verbannt, verflucht, verfolgt von Papst und Kaiser, von Fürsten und hoher Geistlichkeit, wird er in vier kurzen Jahren der gefeierte Held des Volkes. Schon wird seine Reise nach Worms im Ton der heiligen Schrift beschrieben, und er von Uebereifrigen mit den Blutzeugen des Neuen Testaments in Parallele gestellt*). Aber auch die Gebildeten fühlen sich unwiderstehlich in den Kampf hineingerissen, sogar Erasmus lächelt noch Beifall und Hutten's Seele brennt hell auf für das Recht der neuen Lehre; nicht mehr lateinisch schreibt er: in deutscher Sprache, stürmischer und wilder als die Wittenberger, mit einem Feuer, das ihn selbst verzehrt, ficht der Ritter seine letzten Fehden für den Bauersohn.

So tritt das Bild des Einen, in dem sich während eines halben Menschenalters das beste Leben seiner Nation concentrirte, sehr nahe. Doch bevor wir versuchen seine Seele zu verstehen, sei kurz angedeutet, wie seine Art auf unbefangene Zeitgenossen wirkte. Zuerst das Zeugniß eines nüchternen und klaren Geistes, der Luthern nie persönlich nahe trat, der auch später in einer Mittelstellung zwischen den Wittenberger und

*) Doctor Martin Luther's Passio durch Marcellum beschrieben. 4. o. O. u. J. — Verfasser ist wahrscheinlich der Strasburger Marschalck.

Schweizer Reformatoren Ursache genug hatte, mit Luther's Störrigkeit unzufrieden zu sein. Es ist ein Bruder aus dem alten Benedictiner-Kloster Alpirsbach im wildesten Theil des Schwarzwaldes, Ambrosius Blaurer, geboren in Constanz aus edlem Geschlecht, damals dreißig Jahre alt. Er hatte 1522 (8. Juli) den Convent verlassen und war zu seiner Familie geflüchtet. Auf Antrag seines Abtes wurde vom Statthalter des Fürstenthums Würtemberg bei Bürgermeister und Rath von Constanz seine Auslieferung ins Kloster gefordert. Blaurer ließ eine Vertheidigung drucken, der das Folgende entnommen ist*). Er wurde kurz darauf Prediger in Constanz, Dichter geistlicher Lieder, nach der letzten Restauration Herzog Ulrich's einer der Reformatoren Würtembergs, und starb in hohen Jahren und thatenmüde zu Winterthur als ein unsträflicher, würdiger, maßvoller Mann. Was er an Luther rühmt und tadelt, kann als die allgemeine Ansicht betrachtet werden, welche die ernsten Geister jener Jahre hatten.

„Ich rufe Gott und mein eigen Gewissen an zu bezeugen, daß mich kein Muthwille oder nichtiger Beweggrund aus dem Kloster getrieben und zu weichen gereizt hat, wie denn jetzt ein Gassengeschrei ist, Mönche und Nonnen liefen aus ihrem Orden, in Trotz gegen klösterliche Ruhe und Stille, um in fleischlicher Freiheit zu leben und ihrem Muthwillen und weltlichen Begierden Luft zu machen. Sondern was mich herausgetrieben hat, sind ehrenhafte, gewichtige, große Beschwerden und dringendes Mahnen meines Gewissens auf Grund und Anweisung des göttlichen Wortes. Und ich hoffe, daß alle Gelegenheit und Umstände meines Abganges nicht Leichtfertigkeit, Frevel oder irgend einen unziemlichen Vorsatz anzeigen; denn ich habe weder Kutte

*) Wahrhafft verantwortung Ambrosij Blaurer, an aynen ersamen weysen Rat zu Costentz. 1523. Von Luterischer maysterlosigkeit. 4.

noch Kappe von mir gelegt, außer etliche Tage nach meinem Abgange zu meiner größern Sicherheit, bis ich meine Zuflucht erreicht hatte; ich bin auch weder in Krieg noch mit einer hübschen Frau dahin gezogen, sondern habe mich unverzüglich, so schnell es mir nur möglich gewesen, zu meiner viel lieben Mutter und zu meinen Verwandten begeben, welche von unbezweifeltem christlichem Gemüth sind und bei der Stadt Constanz in solcher Achtung der Ehrbarkeit stehen, daß sie mir zu keinem unbilligen Vornehmen rathen oder helfen würden. —

Dazu traue ich, daß mein bisheriges Leben und Wandel den Argwohn eines unziemlichen, muthwilligen Vornehmens leicht von mir abwenden wird. Denn obwol ich mich vor Gott in nichts übernehme, darf ich mich doch vor den Menschen, weil es jetzt die Noth erfordert, wol in dem Herrn rühmen, daß ich in dem Kloster, auf der Schule, hier und überall, wo ich gewesen bin, gute Meinung und Nachruf, viel Liebe und Gunst wegen meiner Ehrbarkeit bewahrt habe. Auch hat mir die Botschaft aus Würtemberg vor euren Ohren das Lob selbst verliehen, daß in dem Kloster zu Alpirsbach meines Wesens und Wandels halber keine Klage oder Nachrede über mich sei, sondern ich hätte mich wohl und fromm gehalten, nur daß ich mich, wie sie sagen, um die verführerische und verdammte Lehre Martin Luther's zu viel gekümmert, die Schriften desselben gelesen, gehalten und gegen das Verbot des Abtes öffentlich in dem Convent und meinen Laienpredigten gelehrt, und als mir auch das verboten wurde, dennoch heimlich und in den Winkeln in die Seelen etlicher Conventsherren gegossen habe. Mit solchem Lob meiner Väter und Mitbrüder bin ich ganz und gar content und wohlzufrieden, und will mich dieser einzigen Missethat christlich und auf Grund des göttlichen Wortes wol verantworten, und ich hoffe, meine Entschuldigung soll nicht allein mir, sondern auch etlichen Andern zur Abwendung eines falschen und ungegründeten Argwohns förderlich sein.

Als in den letztvergangenen Jahren die Schriften und Bücher Martini Luther's ausgingen und ruchbar wurden, sind sie auch mir zu Handen gekommen, ehe sie von geistlicher und weltlicher Obrigkeit verboten und verdammt wurden. Und wie andere neu gedruckte Schriften habe ich sie besehen und gelesen. Anfänglich ist mir solche Lehre etwas fremd und seltsam erschienen, auch unhold und im Widerspruche mit lang hergebrachter Theologia und kluger Lehre der Schule, auch mit etlichen Satzungen der päpstlichen geistlichen Rechte, und im Widerspruch mit alten und, wie mich damals bedünkte, löblichen, von unsern Voreltern auf uns erwachsenen Herkommen und Bräuchen. Da ich aber nichts desto weniger dabei deutlich merkte, daß dieser Mann allenthalben in seine Lehre einstreute helle, klare Sprüche der heiligen biblischen Schrift, nach welchen alle anderen menschlichen Lehren gerichtet, beurtheilt, angenommen oder verworfen werden sollten, verwunderte ich mich sehr und wurde dadurch veranlaßt, solche Lehre nicht ein- oder zweimal, sondern oft, fleißig und mit ernstem Aufmerken zu lesen, zu erwägen und gegen die evangelische Schrift zu halten, auf welche sie sich mehrmals beruft. Aber je länger und fleißiger ich dies that, desto mehr verstand ich, wie dieser hochgelehrte, erleuchtete Mann mit so großer Würde die heilige Schrift tractirte, wie so ganz rein und säuberlich er mit ihr umging, wie er sie so klug und zierlich allenthalben anzog, wie hübsch und künstlich er sie zusammen verglich und mit einander verschränkte, die dunkeln, schweren Texte durch Zuziehung anderer klarer, verständlicher Sprüche erläuterte und merklich machte, und ich sah, daß in seiner Behandlung der Schrift die größte Meisterschaft und die allerzuträglichste Hilfe zu einem recht gründlichen Verständniß ist, so daß auch ein jeder verständige Laie, der seine Bücher recht ansieht und fleißig liest, deutlich begreifen kann, daß diese Lehre eine ganz wahre, christliche, starke Grundveste hat. Deshalb traf sie auch sehr mein Gemüth und ging mir tief zu Herzen, und es ist

mir nach und nach der Nebel vieler alter Mißverständnisse von dem Gesicht gefallen. Denn diese Lehre wurde mir keineswegs verdächtigt, wie die vieler anderer Schullehrer, die ich vormals gelesen habe, darum weil sie weder auf Herrschaft, Ruhm oder zeitlichen Genuß zielt, sondern uns allein den armen, verschmähten, gekreuzigten Christus darstellt, und uns ein reines, bescheidenes, ganz gelassenes und der Lehre Christi in allen Dingen gleichförmiges Leben lehrt, weshalb sie auch den geschwollenen, aufgeblasenen Doctoribus, die mehr ihre eigene Ehre und Ruhm als den Geist Gottes in der Schrift suchen, und den gewaltsüchtigen, vielpfründigen Pfaffen unleidlich und zu schwer ist. Deshalb will ich eher Leib und Leben und all mein leibliches Vermögen verlieren, als mich davon abdrängen lassen, nicht um des Luther willen, dessen Person mir, abgesehen von seinen Schriften, fremd und unbekannt ist; auch er ist ein Mensch, und kann deshalb wie andere Menschen irren und fehlen; aber um des göttlichen Wortes willen, das er so hell und klar in sich trägt, mit so großem Sieg und Triumph aus freimüthigem, unerschrockenem Geiste redet und erhellt. — —

Die Feinde wollen uns auch diesen Honig zumeist dadurch verbittern, daß Luther so sehr kitzelig, leicht gereizt, anfällig und bissig ist und seine Widersacher, namentlich die großen Fürsten und geistliche und weltliche Herren mit so frevlem Muthe antastet, schilt und lästert, und brüderlicher Liebe und christlicher Bescheidenheit so sehr vergißt. Darin hat er wahrlich auch mir oft mißfallen; ich möchte auch gar ungern jemanden anleiten, daß er es ihm darin gleich thäte; ich habe aber nichts desto minder seine gute christliche Lehre darum nicht verwerfen und zurückweisen, auch seine Person in dem Punkt nicht verurtheilen wollen, und zwar deshalb nicht, weil ich seinen Geist und das heimliche Urtheil Gottes nicht durchschauen kann, das vielleicht durch diesen einzigen Mangel viele Leute von seiner Lehre abziehen wird. Und da er nicht seine eigene Sache, sondern das göttliche Wort

verfechten will, darf ihm viel nachgesehen und alles als Gottes eifriger Zorn ausgelegt werden. Hat doch auch Christus, der Brunnen und das Abbild aller Sanftmuth, die verstockten, steinherzigen Pharisäer oft vor allen Andern rauh angefahren, ihnen geflucht und sie falsche Gleißner, gemalte Todtengräber, Hurenkinder, Blinde und Blindenführer, auch des Teufels Kinder genannt, wie die evangelische Historie anzeigt (Matth. 12. 15. 23. Joh. 8.). Vielleicht würde Luther manchem gern einen großen Titel beilegen, wenn er es mit Wahrheit thun könnte. Doch mag er meinen, es schicke sich nicht, daß er die Verfinsterten durchläuchtig, die reißenden Wölfe gute Hirten, die Ungnädigen gnädig nennen solle; denn ohne Zweifel, wenn ihm bisher Gott nicht gnädiger als sie gewesen, wäre seines Gebeins nicht mehr auf Erden. Doch wie dem allen sei, ich will es an diesem Ort nicht vertheidigen. Das Spotten und Schelten wollen wir abweisen und den Ernst seiner tapfern christlichen Schriften zu unserer Besserung mit Dank annehmen.

Als ich nun auf meinem gegründeten Vornehmen freimüthig allerwegen beharrte und mich durch kein menschliches Verbot davon abbringen lassen wollte, wie ich ja als Christ nicht durfte, wuchs der Unwille meines Herrn von Alpirsbach und etlicher seines Convents immer mehr und heftiger wider mich, und das Schwert des Zornes Gottes fing an zu schneiden und Uneinigkeit zu machen zwischen den Brüdern. Zuletzt ward mir aufs höchste geboten, daß ich von meinem Vornehmen abstehen, auch mit den andern des Convents, die mir günstig und christlicher Lehre geneigt waren, dieser Sache wegen nicht sprechen sollte. Ferner sollte ich nicht predigen und den Convent lesen, sondern allerwegen sein wie ein anderer Conventbruder. Ich wollte nicht widerstehen, sondern wollte solche Gewalt in christlicher Geduld gern leiden, doch mit dem Vorbehalt, daß ich mir für meine Person keineswegs wehren lasse, alles zu lesen und zu halten, was nach meinem Erkennen heiliger Schrift gemäß und

meinem Seelenheil förderlich sei. Ferner, daß ich Andern, die solches von mir begehren und bedürftig sein sollten, Lehre, Schriften, Bücher und brüderliche Unterweisung mittheilen wollte. Denn so sei mir von Gott meinem Herrn geboten worden, und sein Geheiß wolle ich höher achten als allen andern menschlichen Gehorsam. Das aber ward mit großer Ungunst aufgenommen und unleidlicher Frevel genannt, der tägliche Unfrieden wurde gemehrt, die klösterliche Ruhe untergraben und zerrüttet. Der eine sagte, er wolle in dieser Ketzerschule nicht länger bleiben, ein anderer, die Lutherischen müßten aus dem Kloster, oder er wolle hinaus; der dritte wandte vor, das Gotteshaus müßte um meinetwillen üble Nachrede ertragen und zeitlichen Nachtheil leiden, denn man wolle annehmen, sie wären alle meiner Meinung; der vierte sprach von Schlagen, der fünfte von sonst etwas, so daß ich die Sache nicht länger ertragen, auch ohne Verletzung meines Gewissens in solcher Zwietracht nicht weiter verharren wollte. Deshalb hielt ich bei einem Abt und Convent ernstlich und mit höchstem Fleiß um einen gnädigen gutwilligen Urlaub an, ich wollte mich ein Jahr oder zwei ohne Kosten des Gotteshauses auf einer Schule oder anderswo erhalten, ob vielleicht unterdeß durch göttliches Einsehen die Ursache unserer Zwietracht zu friedlichem Ende käme, so daß wir in evangelischer Lehre vereinigt mit freundlicher, ganz brüderlicher Liebe wieder zusammenkämen.

Als mir aber auch dies von ihnen abgeschlagen wurde, bin ich wohlbedacht, nachdem ich vorher Rath gehalten hatte mit weisen, gelehrten, hochverständigen und gottesfürchtigen Herren und Freunden, selbst aus dem Kloster gewichen." — Soweit Ambrosius Blaurer.

Während Bruder Ambrosius aus dem Fenster seiner Klosterzelle noch sorgenvoll über die Fichten des Schwarzwaldes in das Freie sah, ritt ein anderer aus dem Thore einer Fürstenburg

am Thüringer Waldgebirge. Hinter ihm lag die finstere Drachenschlucht, vor ihm der lange Rücken des zauberhaften Hörselberges, worin eine Teufelin saß, zu ihr hatte einst der Papst, der schlechte Sündenvergeber, den reuigen Tannhäuser zurückgetrieben. Aber der dürre Stab, den der Papst damals in den Boden gesteckt, war grün geworden über Nacht. Gott selbst hatte den Papst widerlegt. Der arme, reuige, büßende Mensch bedarf den römischen Bischof nicht mehr, um Erbarmen und Gnade bei seinem himmlischen Vater zu finden. Der schlechte Papst selbst aber soll hinabfahren in die Schlucht des alten Drachen.

Das Aeußere des Mannes, der die Wartburg hinabritt gen Wittenberg, soll jetzt ein junger Student schildern, der mit einem Freunde aus der Schweiz nach Sachsen zog. Sein Bericht ist einer der bekanntesten aus jener Zeit, dennoch durfte er hier nicht fehlen. Zu finden ist er z. B. in: Johann Keßler, genannt Ahenarius, Bürger und Reformator zu St. Gallen, von J. J. Bernet. St. Gallen 1826. S. 28 u. f. nach dem handschriftlichen Werke Keßler's: Sabbatha, einer Chronik der Reformationszeit von St. Gallen, welche sich auf der dortigen Bibliothek befindet.

Johann Keßler, um 1502 von armen Bürgersleuten zu St. Gallen geboren, besuchte die dortige Klosterschule, studirte Theologie in Basel und zog im ersten Frühjahr 1522 mit einem Genossen nach Wittenberg, dort unter den Reformatoren weiter zu lernen. Im Herbst 1523 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, und da die neue Lehre dort noch keine Stätte hatte, und er sehr arm war, entschloß auch er sich ein Handwerk zu erlernen. Er wurde Sattler. Bald sammelte sich eine kleine Gemeinde um ihn, er lehrte, predigte, arbeitete in seiner Werkstatt und schrieb Bücher, wurde endlich Schullehrer, Bibliothekar, Schulrath. Er war eine anspruchslose, sanfte, reine Natur, mit einem Herzen voll Liebe und milder Wärme, an den theologischen

Streitigkeiten seiner Zeit nahm er keinen thätigen Antheil. Seine Erzählung beginnt:

„Da wir die heilige Schrift zu studiren gen Wittenberg reisten, sind wir nach Jena im Land Thüringen weiß Gott! in einem wüsten Gewitter gekommen und nach vielem Umfragen in der Stadt um eine Herberge, wo wir über Nacht blieben, haben wir keine erhaschen noch erfragen können; überall ward uns Herberge abgeschlagen. Denn es war Fastnacht*), wo man nicht viel Sorge für die Pilger und Fremdlinge trägt. Da haben wir uns aus der Stadt wieder herausgewandt, um weiter zu gehn, ob wir ein Dorf erreichten, wo man uns doch beherbergen wollte. Indem begegnete uns unter dem Thor ein ehrbarer Mann, sprach freundlich zu uns und fragte, wo wir doch so spät hinwollten, da wir in keiner Nähe weder Haus noch Hof, wo man uns behielte, vor finstrer Nacht erreichen würden. Zudem sei es ein Weg leicht zu fehlen und sich zu verirren; deshalb wolle er uns rathen allhier zu bleiben.

Wir antworteten: „Lieber Vater, wir sind bei allen Wirthshäusern gewesen, wohin man uns hin und her gewiesen hat, allenthalben aber hat man uns abgewiesen und Herberge versagt, müssen also aus Noth fürbaß ziehn.“ Da sprach er, ob wir auch im Wirthshaus zum schwarzen Bär gefragt hätten? Da sprachen wir: „Es ist uns nie vorgekommen, Lieber, sagt, wo finden wir dies?“ Da zeigte ers uns ein wenig vor der Stadt. Und als wir den schwarzen Bär sahen, siehe, wie uns vorher alle Wirthe Herberge abgeschlagen hatten, so kam hier der Wirth unter die Thür, empfing uns und erbot sich selbst gutwillig uns zu beherbergen und führte uns in die Stube.

Dort fanden wir einen Mann allein am Tische sitzen und vor ihm lag ein Büchel; er grüßte uns freundlich, hieß uns

*) Es war der Abend des 4. März 1522.

näher kommen und zu sich an den Tisch setzen. Denn unsre Schuhe waren — hier mit Verlaub zu schreiben — so voll Koth und Schmuz, daß wir aus Scham über die Kothflecken nicht fröhlich in die Stube eintreten konnten, und drückten uns heimlich bei der Thür auf ein Bänkli nieder. Da bot er uns zu trinken, was wir ihm nicht abschlagen konnten. Als wir so seine Freundlichkeit und Herzlichkeit erkannten, setzten wir uns zu ihm, wie er geheißen, an seinen Tisch, ließen ein Maß Wein auftragen, damit wir der Ehre wegen wiederum auch ihm zu trinken böten. Wir vermeinten aber nicht anders, als es wäre ein Reiter, der nach Landsgewohnheit da saß, mit einem rothen Lederkäppel, in Hosen und Wamms, ohne Rüstung, ein Schwert an der Seite, die rechte Hand auf des Schwertes Knopf, mit der andern das Heft umfassend. (Seine Augen waren schwarz und tief, blitzend und funkelnd wie ein Stern, so daß sie nicht wohl mochten angesehen werden*).)

Bald fing er an zu fragen, von wannen wir gebürtig wären. Doch gab er sich selbst Antwort: „Ihr seid Schweizer. Woher seid ihr aus dem Schweizerland?" Wir antworteten: „Von St. Gallen." — Da sprach er: Wollt ihr von hier, wie ich höre, nach Wittenberg, so findet ihr dort gute Landsleute, nämlich Doctor Hieronymus Schurf und seinen Bruder Doctor Augustin."

Wir sagten: „Wir haben Briefe an sie." Da fragten wir ihn wieder: „Mein Herr, wißt ihr uns nicht zu bescheiden, ob Martinus Luther jetzt zu Wittenberg oder an welchem Ort er sonst sei?"

Antwortete er: „Ich habe gewisse Kundschaft, daß der Luther jetzt nicht zu Wittenberg ist; er wird aber bald dahin

---

*) Das Eingeklammerte steht im Original einige Seiten später, bei einer anderen Beschreibung des Reiters. Vergl. Johann Keßler von J. J. Bernet. S. 41.

kommen. Philippus Melanchthon aber ist dort, er lehrt die griechische Sprache, so auch andre die hebräische lehren. In Treue will ich euch rathen beide zu studiren; denn sie sind nothwendig, die heilige Schrift zu verstehen." Sprachen wir: „Gott sei gelobt! Denn so Gott unser Leben fristet, wollen wir nicht ablassen, bis wir den Mann sehen und hören; denn seinetwegen haben wir diese Fahrt unternommen, da wir vernahmen, daß er das Priesterthum sammt der Messe als einen ungegründeten Gottesdienst umstoßen will. Dieweil wir von Jugend auf von unsern Eltern dazu gezogen und bestimmt sind, Priester zu werden, wollen wir gern hören, was er uns für einen Unterricht geben wird und mit welchem Fug er solchen Vorsatz zu Wege bringen will."

Nach solchen Worten fragte er: „Wo habt ihr bis jetzt studirt?" — Antwort: „Zu Basel." — Da sagte er: „Wie steht es zu Basel? ist Erasmus Roterodamus noch daselbst, und was thut er?"

„Mein Herr," sprachen wir, „wir wissen nicht anders, als daß es wohl steht; auch ist Erasmus da, was er aber treibe, ist jedermann unbekannt und verborgen, da er sich gar still und heimlich verhält."

Diese Reden kamen uns gar fremd an dem Reiter vor, daß er von den beiden Schurf, von Philippo und Erasmo, desgleichen von der Erforderniß beider, der griechischen und hebräischen Zunge zu reden wußte. Zudem sprach er dazwischen etliche lateinische Worte, so daß uns bedünken wollte, er sei eine andere Person als ein gemeiner Reiter.

„Lieber," fragte er uns, „was hält man im Schweizer Land von dem Luther?"

„Mein Herr, es sind, wie allenthalben, mancherlei Meinungen. Manche können ihn nicht genugsam erheben und Gott danken, daß er seine Wahrheit durch ihn geoffenbart und die Irrthümer zu erkennen gegeben hat, manche aber verdam-

men ihn als einen verruchten Ketzer und vor andern die Geistlichen."

Da sprach er: „Ich denke mirs wol, es sind die Pfaffen."

Unter solchem Gespräch ward er uns gar heimlich, so daß mein Gesell das Büchel, das vor ihm lag, aufhob und sperrte es auf. Es war ein hebräischer Psalter. Da legte er es schnell wieder hin und der Reiter nahm es zu sich. Und mein Gesell sprach: „Ich wollte einen Finger von der Hand hergeben, daß ich diese Sprache verstünde." Antwortete er: „Ihr werdet sie wol begreifen, wenn ihr anders Fleiß anwendet; auch ich begehre sie weiter zu erlernen und übe mich täglich darin."

Unterdeß ging der Tag ganz hinunter und es wurde sehr dunkel, bis der Wirth an den Tisch kam. Als er unser hoch Verlangen und Begierde nach dem M. Luther vernommen, sprach er: „Liebe Gesellen, wäret ihr vor zwei Tagen hier gewesen, so wär es euch gelungen; denn hier an dem Tisch hat er gesessen und" — er zeigte mit dem Finger — „an der Stelle." Das verdroß uns sehr und zürnten, daß wir uns versäumt hatten, ließen den Zorn an dem kothigen und schlechten Weg aus, der uns verhindert hatte. Doch sprachen wir: „Nun freuet uns doch, daß wir in dem Haus und an dem Tische sitzen, wo er saß." Darüber mußte der Wirth lachen und ging so zur Thür hinaus.

Nach einer kleinen Weil ruft mich der Wirth, ich soll vor die Stubenthür zu ihm herauskommen. Ich erschrak und dachte bei mir, was ich Unschickliches gethan, oder was mir ohne meine Schuld verargt würde.

Da sprach der Wirth zu mir: „Dieweil ich erkenne, daß ihr den Luther zu hören und sehen begehrt: — der ists, der bei euch sitzet."

Diese Worte nahm ich für Spott und sprach: „Ja, Herr Wirth, ihr wollt mich gern foppen und meine Begier durch des Luther's Trugbild ersättigen." Er antwortete: „Er ist es ge-

wißlich. Doch thue nicht, als ob du ihn dafür haltest und erkennst." Ich ließ dem Wirth Recht, ich konnte es aber nit glauben. Ich ging wieder in die Stube, setzte mich wieder zu dem Tisch und hätte es doch gern meinem Gesellen gesagt, was mir der Wirth eröffnet hatte. Endlich wandt' ich mich zu ihm und raunte heimlich: „Der Wirth hat mir gesagt, der sei der Luther." Er wollt' es auch, wie ich, nicht gleich glauben und sprach: „Er hat vielleicht gesagt, es sei der Hutten, und du hast ihn nicht recht verstanden." — Weil mich nun die Reiterkleidung und Geberde mehr an den Hutten denn als den Luther, als einen Mönch, gemahnten, ließ ich mich bereden, er hätte gesprochen, „es ist der Hutten," da die Anfänge beider Namen schier zusammenklingen. Was ich deshalb ferner redete, geschah so, als ob ich mit Herrn Huldrich ab Hutten, Ritter, redete.

Während alle dem kamen zwei Kaufleute, die auch allda über Nacht bleiben wollten, und nachdem sie sich entkleidet und entspornt, legte einer neben sich ein uneingebundenes Buch. Da fragte Martinus, was das für ein Buch wäre; er sprach: „Es ist Doctor Luther's Auslegung etlicher Evangelien und Episteln, erst neu gedruckt und ausgegangen, habt ihr die nie gesehen?" Sprach Martinus: „Sie werden mir auch bald zukommen." Da sprach der Wirth: „Nun verfügt euch zum Tisch, wir wollen essen;" wir aber sprachen und baten den Wirth, er möchte mit uns Nachsicht haben und uns etwas Besonderes geben. Da sprach der Wirth: „Liebe Gesellen, setzt euch nur zu den Herren an den Tisch, ich will euch anständig halten." Da das Martinus hörte, sprach er: „Kommt herzu, ich will die Zehrung mit dem Wirth schon abmachen."

Unter dem Essen sprach Martinus viel gottselige, freundliche Reden, daß die Kaufleute und wir vor ihm verstummten, mehr auf seine Worte, als auf alle Speisen achteten. Unter diesen beklagte er sich mit einem Seufzer, wie gerade jetzt die Fürsten und Herren auf dem Reichstag zu Nürnberg wegen

Gottes Wort, diesen schwebenden Händeln und der Beschwerung deutscher Nation versammelt wären, aber zu nichts mehr geneigt wären, als die gute Zeit mit kostbarem Turnier, Schlittenfahrt, Unzucht, Hoffart und Hurerei zu verbringen, da doch Gottesfurcht und christliche Bitte zu Gott besser dazu helfen würde. „Aber das sind unsere christlichen Fürsten." Weiter sagte er, er sei der Hoffnung, daß die evangelische Wahrheit mehr Frucht bei unsern Kindern und Nachkommen bringen werde, die nicht von dem päpstlichen Irrthum vergiftet, sondern jetzt auf lautere Wahrheit und Gottes Wort gepflanzt werden, als an den Eltern, in welche die Irrthümer so eingewurzelt wären, daß sie schwerlich ausgerottet werden möchten.

Darnach sagten die Kaufleute auch ihre gute Meinung, und sprach der ältere: „Ich bin ein einfältiger schlichter Laie, versteh mich auf die Händel nicht besonders, das sprech ich aber, wie ich die Sach ansehe: der Luther muß entweder ein Engel vom Himmel oder ein Teufel aus der Hölle sein. Ich hätte Lust noch zehn Gulden ihm zu Liebe aufzuwenden, damit ich ihm beichten kann, denn ich glaube, er würde und könnte mein Gewissen wol unterrichten." Indem kam der Wirth neben uns und sprach heimlich: „Martinus hat das Nachtmahl für euch berichtigt." Das freute uns sehr, nicht wegen des Geldes und Genusses, sondern daß uns dieser Mann gastfrei gehalten hatte. Nach dem Nachtmahl stunden die Kaufmänner auf, gingen in den Stall die Rosse zu versehen. Indeß blieb Martinus allein bei uns in der Stube, da dankten wir ihm für seine Verehrung und Spende und ließen uns dabei merken, daß wir ihn für Huldrich ab Hutten hielten. Er aber sprach: „Ich bin es nit."

Dazu kommt der Wirth und Martinus sprach: „Ich bin diese Nacht zu einem Edelmann geworden, denn diese Schweizer halten mich für Huldrichen ab Hutten." Sprach der Wirth: „Ihr seid es nit, aber Martinus Luther." Da lächelte er mit solchem Scherz: „Die halten mich für den Hutten, ihr für den

Luther, bald werde ich wol gar Markolfus*) werden." Und nach solchem Gespräch nahm er ein hoch Bierglas und sprach nach des Landes Brauch: „Schweizer, trinket mir nach einen Freundestrunk zum Segen!" — Und wie ich das Glas von ihm empfangen wollte, wechselte er das Glas, bot dafür ein Glas mit Wein und sprach: „Das Bier ist euch unheimisch und ungewohnt, trinket den Wein." Indem stand er auf, warf den Waffenrock auf seine Achsel und nahm Abschied. Er bot uns seine Hand und sprach: „So ihr nach Wittenberg kommt, grüßet mir den Dr. Hieronymus Schurf." Sprachen wir: „Wir wollen das gerne thun, doch wie sollen wir euch nennen, daß er den Gruß von euch verstehe?" Sprach er: „Saget nichts weiter als: der kommen wird, läßt euch grüßen, — so versteht er die Worte sogleich." Also schied er von uns und ging zu seiner Ruhe.

Darnach kamen die Kaufmänner wieder in die Stube und hießen den Wirth ihnen noch einen Trunk auftragen, während welchem sie viel Unterredungen hielten des Gastes halber, wer der wol wäre. Doch der Wirth ließ sich merken, er hielte ihn für den Luther, und sie, die Kaufleute, ließen sich bald bereden und bedauerten und kümmerten sich, daß sie so ungeschickt vor ihm geredet hatten, und sprachen, sie wollten am Morgen um so früher aufstehn, ehe er wegritte, und wollten ihn bitten, er möge nicht auf sie zürnen noch im Arg daran denken, da sie seine Person nicht erkannt hätten. Dies ist geschehen und sie haben ihn am Morgen im Stall gefunden. Aber Martinus hat geantwortet: „Ihr habt zur Nacht beim Nachtmahl gesagt, ihr wollt zehn Gulden wegen des Luther's ausgeben, um ihm zu beichten. Wenn ihr ihm beichtet, werdet ihr wol sehen und erfahren, ob ich der Martinus Luther sei." Weiter hat er sich nicht zu

*) Komische Volksfigur des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, wie jetzt noch Till Eulenspiegel.

erkennen gegeben, ist darauf bald aufgesessen und auf Wittenberg zu geritten.

An demselben Tag sind wir auf Naumburg zu gezogen und wie wir in ein Dorf kommen — es liegt unten an einem Berg, ich vermeine, der Berg heißt Orlamunde und das Dorf Naßhausen — dadurch fließt ein Wasser, das war vom übergroßen Regen ausgetreten und hatte die Brücke zum Theil hinweggeführt, daß keiner mit einem Pferd hinüberreiten konnte. In demselbigen Dorf sind wir eingekehrt und haben durch Zufall die zween Kaufmänner in der Herberge gefunden, welche uns daselbst um des Luther's willen auch bei sich gastfrei hielten.

Am Samstag darauf, den Tag vor dem ersten Sonntag in der Fasten sind wir bei dem Dr. Hieronymus Schurf eingekehrt, um unsere Briefe zu überantworten. Wie man uns in die Stube beruft, siehe, so finden wir den Reiter Martinus, ebenso wie zu Jena. Und bei ihm ist Philippus Melanchthon, Justus Jodocus Jonas, Nicolaus Amsdorf, Dr. Augustin Schurf, sie erzählen ihm, was sich während seiner Abwesenheit zu Wittenberg ereignet hat. Er grüßt uns und lacht, zeigt mit dem Finger und spricht: „Dies ist der Philipp Melanchthon, von dem ich euch gesagt hab.“

In der treuherzigen Darstellung Keßler's ist nichts merkwürdiger als die heitere Ruhe des gewaltigen Mannes, der unter Acht und Bann durch Thüringen ritt, im Herzen leidenschaftliche Sorge um die größte Gefahr, welche seiner Lehre drohte, um den Fanatismus seiner eigenen Parteigenossen.

4.

Doctor Luther.

(1517—1546.)

Noch immer bedauern wohlmeinende Männer, daß große Schäden ihrer alten Kirche zu so großem Abfall geführt haben, auch der aufgeklärte Katholik sieht in Luther und Zwingli noch die eifrigen Ketzer, deren Zorn ein Schisma verschuldete. Möge solche Ansicht in Deutschland schwinden. Alle Confessionen haben Ursache auf Luther zurückzuführen, was heut in ihrem Glauben innig, seelenvoll und segensreich für ihr Leben ist. Der Ketzer von Wittenberg ist Reformator der deutschen Katholiken gerade so sehr wie der Protestanten. Nicht nur deßhalb, weil im Kampfe gegen ihn auch die Lehrer der katholischen Kirche aus der alten Scholastik herauswuchsen und mit neuen Waffen, welche sie seiner Sprache, Bildung, sittlichen Tüchtigkeit entnommen hatten, für ihre Sacramente kämpften; auch nicht nur deßhalb, weil er in der That die Kirche des Mittelalters in Trümmer schlug und Ursache wurde, daß seine Gegner zu Trient scheinbar ganz in den alten Formen und Maßen ein festeres Gebäude aufführten, sondern noch mehr deßhalb, weil er dem gemeinsamen Grunde aller deutschen Bekenntnisse, unserer tapfern, frommen, ehrlichen Innerlichkeit so gewaltigen Ausdruck gegeben hat, daß in Lehre und Sprache, in bürgerlicher Ordnung und Sittlichkeit, in den gemüthlichen Neigungen des

Volkes, in Wissenschaft und Dichtkunst sehr viel von seinem Wesen übrig geblieben ist, woran wir alle noch jetzt Theil haben. Was der trotzige Streitkopf Luther's gegen Reformirte und Katholiken verfocht, davon ist Einzelnes durch die freie Erkenntniß der Gegenwart verurtheilt worden. Seine Lehre, eine leidenschaftliche, hochgespannte, in erschütternden Kämpfen einer ehrfurchtsvollen Seele abgerungene Lehre, traf in einigen wichtigen Punkten nicht das Rechte, zuweilen war er gegen seine Gegner herb, ungerecht, ja grausam; aber dergleichen soll keinen Deutschen mehr irren, denn alle Beschränktheiten seiner Natur und Bildung verschwinden gegen die Fülle von Segen, welcher aus seinem großen Herzen in das Leben seiner Nation eingeströmt ist.

Aber er hätte doch nicht abfallen sollen, seine That hat Deutschland in zwei Heerlager getheilt, unter wechselndem Schlachtgeschrei tobt der alte Streit bis in unsere Tage. Die so meinen, mögen mit gleichem Recht behaupten, daß jener heilige geheimnißvolle Abfall vom Judenthum nicht nöthig gewesen sei; warum besserten die Apostel nicht das ehrwürdige Hohepriesterthum von Zion? Sie mögen behaupten, daß der Engländer Hampden besser gethan hätte, das Schiffsgeld zu zahlen und die Stuarte friedlich zu belehren, daß Oranien frevelte, als er nicht wie Egmont Kopf und Degen in Alba's Hände legte, daß Washington ein Verräther war, weil er sich und sein Heer nicht den Engländern überlieferte, sie mögen jedes große Neue in Lehre und Leben, das je im Kampfe gegen Altes hervorgebrochen, als eine Missethat verdammen.

Wenig Sterblichen ward eine gleich große Wirkung auf Zeitgenossen und Nachwelt vergönnt. Aber wie jedes große Menschenleben macht auch das Leben Luther's den Eindruck einer erschütternden Tragödie, sobald man die Hauptmomente desselben zusammendrängt. Dreigetheilt erscheint es uns, wie die Laufbahn aller geschichtlichen Helden, denen das Schicksal

ward sich auszuleben. Im Anfange bildete sich die Persönlichkeit des Mannes, mächtig beherrscht von dem Zwange der umgebenden Welt. Auch unvereinbare Gegensätze sucht sie zu verarbeiten, aber in dem Innersten der Menschennatur erhärten sich allmälig Gedanken und Ueberzeugungen zum Willen, eine That bricht hervor, der Eine tritt in den Kampf mit der Welt. Darauf folgt eine andere Zeit, kräftiger Action, schneller Fortbildung, großer Siege. Immer größer wird die Einwirkung des Einen auf die Vielen, mächtig zieht er die ganze Nation in seine Bahnen, er wird ihr Held, ihr Vorbild, die Lebenskraft von Millionen erscheint zusammengefaßt in einem Mann.

Aber solche Herrschaft einer einzelnen geschlossenen Persönlichkeit erträgt der Geist der Nation nicht lange. Wie stark eine Kraft, wie groß die Zielpunkte seien, Leben, Kraft und Bedürfnisse der Nation sind vielseitiger. Der ewige Gegensatz zwischen Mann und Volk wird sichtbar, auch die Seele des Volkes ist endlich und vor dem Ewigen eine Persönlichkeit, aber dem Einzelnen gegenüber erscheint sie schrankenlos. Den Mann zwingt die logische Consequenz seiner Gedanken und Handlungen, alle Geister seiner eigenen Thaten zwingen ihn in eine fest eingehegte Bahn, die Seele des Volkes bedarf zu ihrem Leben unvereinbare Gegensätze, ein unablässiges Arbeiten nach den verschiedensten Richtungen. Vieles, was der Einzelne nicht in seinem Wesen aufzunehmen vermochte, erhebt sich zum Streit gegen ihn. Die Reaction der Welt beginnt. Zuerst schwach von mehren Seiten, in verschiedener Tendenz, mit geringer Berechtigung, dann immer stärker, immer siegreicher. Zuletzt beschränkt sich der geistige Inhalt des einzelnen Lebens in seiner Schule, es krystallisirt zu einem einzelnen Bildungselement des Volkes. Immer ist der letzte Theil eines großen Lebens erfüllt mit einer heimlichen Resignation, mit Bitterkeit und stillem Leiden.

So auch bei Luther. Von diesen Perioden aber reichte

die erste bis zu dem Tage, an welchem er die Theses anschlug, die zweite bis zur Rückkehr von der Wartburg, die dritte bis zu seinem Tode und zum Beginne des schmalkaldischen Krieges. Es ist hier nicht die Absicht sein Leben zu beschreiben, nur wie er wurde und was er war, soll kurz gesagt werden. Manches an ihm erscheint fremd und unhold, so lange man ihn aus der Ferne betrachtet, aber dieses Menschenbild hat die merkwürdige Eigenschaft, immer größer und liebenswerther zu werden, je näher man herantritt. Und es würde auch einen guten Biographen mit Bewunderung, Rührung und einiger guten Laune erfüllen vom Anfang bis zum Ende.

Aus dem großen Quell aller Volkskraft, aus dem freien Bauernstande kam Luther herauf. Sein Vater zog von Möhra, einem Waldort des thüringischen Gebirges, wo seine Sippe die halbe Umgegend füllte*), zu Bergmannsarbeit nordwärts in das Mansfeldische. So stammt der Knabe aus einer Hütte, in welcher der alte Schauer vor den Geistern des Fichtenwaldes und der finstern Erdspalte, welche als Eingang zu den Metallgängen des Gebirges galt, noch stark und lebendig war. Sicher war die Phantasie des Knaben oft beschäftigt mit verdunkelten Traditionen des heidnischen Götterglaubens, er war gewöhnt, unheimliche Gewalten zu empfinden in den Schrecken der Natur wie in dem Leben der Menschen. Als er Mönch wurde, verdüsterten sich solche Erinnerungen der Kindheit zur Gestalt des biblischen Teufels, aber der geschäftige Versucher, der überall um das Leben des Mannes lauerte, behielt ihm immer etwas von dem Antlitz des schadenfrohen Kobolds, welcher heimlich um Herd und Stall des Landmanns fuhr.

Sein Vater von kurz gedrungener Kraft, fest im Entschluß, begabt mit einem ungewöhnlichen Maß klugen Menschenver-

---

*) Paene regionem occupant. Brief Luther's an Spalatin vom 14. März 1521.

standes, arbeitete sich nach hartem Kampfe zu einiger Wohlhabenheit durch. Er hielt strenge Zucht in seinem Hause; noch in späten Jahren dachte Luther mit Wehmuth an die harten Strafen, die er als Knabe erlitten, und an den Schmerz, den sie seinem weichen Kinderherzen gemacht. Der alte Hans Luther hatte doch bis zu seinem Tode im J. 1530 Einfluß auf das Leben des Sohnes. Als sein Martin mit 22 Jahren heimlich in das Kloster gegangen war, zürnte der Alte heftig, er hatte damals schon daran gedacht, den Sohn durch gute Heirath zu versorgen. Und als es endlich Freunden gelang den empörten Vater zur Versöhnung zu bringen, als er dem flehenden Sohne wieder gegenüber trat und dieser gestand, daß eine furchtbare Erscheinung ihn zum stillen Gelübde des Klosters getrieben hatte, warf ihm der Vater die bekümmerten Worte entgegen: „Gott gebe, daß es nicht ein Betrug und teuflisch Gespenst war.“ Und noch mehr erschütterte er das Herz des Mönches durch die zürnende Frage: „Du glaubtest einem Gebot Gottes zu gehorchen, als du in das Kloster gingst, hast du nicht auch gehört, daß man den Eltern gehorsam sein soll?“ Tief stach dies Wort in den Sohn. Und als er viele Jahre darauf auf der Wartburg saß, aus der Kirche gestoßen, vom Kaiser geächtet, da schrieb er an seinen Vater die rührenden Worte: „Willst du mich noch aus der Möncherei reißen, du bist noch mein Vater, ich noch dein Sohn, auf deiner Seite steht göttliches Gebot und Gewalt, auf meiner Seite steht menschlicher Frevel. Und sieh, damit du dich vor Gott nicht rühmst, ist er dir zuvorgekommen, er selbst hat mich herausgenommen.“ Von da ab war dem Alten, als wäre ihm sein Sohn wieder geschenkt. Der alte Hans hatte einst seine Rechnung auf einen Enkel gemacht, für den er arbeiten wollte; auf den Gedanken kam er starrköpfig zurück, unbekümmert um die übrige Welt. Und bald mahnte er den Sohn eifrig zur Ehe, und es war nicht am wenigsten sein Zureden, dem Luther nachgab. Und als der

Vater hoch an Jahren, zuletzt Rathsherr von Mansfeld, in den letzten Zügen lag, und der Geistliche sich über ihn neigte und den Scheidenden frug, ob er auch sterben wolle im gereinigten Glauben an Christum und das heilige Evangelium, da raffte der alte Hans sich noch einmal kräftig zusammen und sprach kurzab: „Ein Schelm, der nicht dran glaubt*).“ Wenn Luther später dies erzählte, setzte er bewundernd hinzu: „Ja, das war ein Mann aus der alten Zeit.“ Der Sohn aber erhielt die Nachricht vom Tode des Vaters auf der Veste Coburg. Als er den Brief ansah, dem seine Frau das Bild seiner jüngsten Tochter Magdalena beigelegt hatte, sagte er seinem Gefährten nur die Worte: „Wohlan, mein Vater ist auch tot,“ stand auf, ergriff seinen Psalter, ging in seine Kammer, betete und weinte so sehr, daß ihm, wie der treue Veit Dietrich schrieb, der Kopf am andern Tage ungeschickt war, und kam mit gefaßter Seele wieder hervor. Und an demselben Tage schrieb er in tiefer Rührung an Melanchthon von der herzlichen Liebe des Vaters und von dem innigen Verkehr mit ihm. „Nie habe ich den Tod so sehr verachtet als heut; so oft sterben wir, bevor wir einmal sterben. Jetzt bin ich Senior in meinem Geschlecht, und ich habe das Recht ihm nachzufolgen.“

Von solchem Vater bekam der Sohn für das Leben mit, was Grundzug seines Wesens geblieben ist, die Wahrhaftigkeit, den beharrlichen Willen, treuherziges Verständniß und umsichtige Behandlung der Menschen und Geschäfte. Rauh war sein Kinderleben, viel Herbes hat er in der lateinischen Schule und als Chorsänger erfahren, aber auch Wohlwollen und Liebe, und ihm blieb, was in den kleinen Kreisen des Lebens leichter bewahrt wird, ein Herz voll Glauben an die Güte menschlicher Natur und voll Ehrfurcht vor allem Großen dieser Erde. Auf der Universität Erfurt vermochte sein Vater ihn schon reichlicher

*) Der Ausdruck war „Lauer“.

zu unterstützen, er fühlte sich in Jugendkraft, war ein fröhlicher Kamerad bei Saitenspiel und Gesang. Von seinem innern Leben in jener Zeit wissen wir wenig, nur daß der Tod ihm nahe trat, und daß er bei einem Gewitter mit „erschrecklicher Erscheinung vom Himmel gerufen wurde." In Angst des Todes gelobte er in ein Kloster zu gehen, schnell und verstohlen führte er seinen Entschluß aus.

Von da beginnen unsre Nachrichten über seinen Seelenzustand. Zerfallen mit seinem Vater, voll Schrecken vor einer unverständlichen Ewigkeit, gescheucht durch den Zorn Gottes, begann er in krampfhafter Anstrengung ein Leben der Entsagung, der Devotion und Buße. Er fand keinen Frieden. Alle höchsten Fragen des Lebens stürmten mit einer furchtbaren Gewalt auf seine haltlose abgeschiedene Seele. Merkwürdig stark und leidenschaftlich war bei ihm das Bedürfniß, sich im Einklang zu fühlen mit Gott und der Welt, der Glaube gab ihm nur Unverständliches, Bitteres und Abstoßendes. Seiner Natur waren die Räthsel der sittlichen Weltordnung am wichtigsten. Daß der Gute geplagt, der Böse glücklich sei, daß Gott das Menschengeschlecht verdammte mit dem ungeheuren Fluch der Sünde, weil ein unerfahrenes Weib in einen Apfel gebissen, und daß wieder derselbe Gott unsre Sünden mit Liebe, Nachsicht und Geduld trage; daß Christus einmal ehrbare Leute mit Härte von sich wies, ein ander Mal Huren, Zöllner, Mörder annahm, — „menschliche Vernunft mit ihrer Weisheit wird darüber zur Närrin." Dann klagte er wol seinem Gewissensrath Staupitz: „Lieber Herr Doctor, unser Herrgott geht ja so gräulich mit den Leuten um, wer kann ihm dienen, wenn er so um sich schlägt;" aber wenn ihm die Antwort ward: „Wie könnte er sonst die harten Köpfe dämpfen?" so konnte dies verständige Argument den Jüngling nicht trösten. In dem heißen Drange den unverständlichen Gott zu finden, prüfte er selbstquälerisch alle seine Gedanken und Träume. Jeder irdische Gedanke, alle Wallungen

des Jugendblutes wurden ihm ein gräuliches Unrecht, er fing an über sich selbst zu verzweifeln, rang in endlosem Gebete, fastete, kasteite sich. Einmal mußten die Brüder seine Zelle aufbrechen, in der er tagelang in einem Zustand gelegen hatte, der von Wahnsinn nicht weit entfernt war. Mit warmer Theilnahme sah Staupitz auf solche erschütternde Qualen und suchte ihn wol durch derben Trost zur Ruhe zu bringen. Einmal als ihm Luther geschrieben hatte: „O meine Sünde, Sünde, Sünde!" gab der Gewissensrath zur Antwort: „Du willst ohne Sünde sein, und hast doch keine rechte Sünde. Christus ist die Vergebung rechtschaffener Sünden, als: die Eltern ermorden u. s. w. Soll dir Christus helfen, so mußt du ein Register haben, worin die rechtschaffenen Sünden stehen, und mußt ihm nicht mit solchem Trödelwerk und Puppensünden kommen und aus jedem Bombart*) eine Sünde machen."

Es wurde entscheidend für das ganze Leben Luther's, wie er sich allmälich aus solcher Verzweiflung erhob. Der Gott, welchem er diente, war damals ein Gott des Schreckens, sein Zorn war nur zu stillen durch die Gnadenmittel, welche die alte Kirche angab, zunächst durch fortwährende Beichte, für welche es endlose Vorschriften und Formeln gab, welche dem Gemüth leer und frostig schienen. Durch vorgeschriebene Thätigkeit und die Uebung der sogenannten guten Werke war dem Jüngling nicht das Gefühl wirklicher Versöhnung und innerer Friede gekommen. Da endlich traf ihn ein Wort seines geistlichen Rathgebers wie ein Pfeil. „Nur das ist wahre Buße, die mit der Liebe zu Gott anfängt. Liebe zu Gott und innere Erhebung ist nicht die Folge der Gnadenmittel, welche die Kirche lehrt, sie muß ihnen vorausgehen." Diese Lehre aus Tauler's Schule wurde dem Jüngling die Grundlage für ein neues gemüthliches und sittliches Verhältniß zu Gott. Sie war ihm ein heiliger

*) „Junker Bombart" crepitus ventris.

Fund. Die Umwandlung des eigenen Gemüths war die Hauptsache. Dafür hatte er zu arbeiten, aus dem Innern jedes Menschenherzens mußte Reue, Buße, Versöhnung kommen. Er selbst, jeder Mensch konnte sich allein zu Gott erheben. Erst jetzt ahnte er, was freies Gebet sei. An die Stelle der entfernten göttlichen Macht, die er bis dahin in hundert Formeln und kindischem Beichten vergebens gesucht hatte, trat ihm jetzt das Bild eines allliebenden Schützers, zu dem er selbst jede Stunde freudig und in Thränen sprechen konnte, dem er alles Leid, jeden Zweifel klagen durfte, der einen unablässigen Antheil an ihm nahm, für ihn sorgte, seine herzlichen Bitten gewährte oder abschlug, er selbst herzlich wie ein guter Vater. So lernte er beten, und wie feurig wurde sein Gebet! Jetzt lebte er in der Stille mit seinem lieben Gott zusammen, den er endlich gefunden hatte, täglich, stündlich; der Verkehr mit dem Höchsten wurde ihm vertrauter als mit den liebsten Wesen dieser Erde. Wenn er seine ganze Seele vor ihm hingegossen hatte, dann kam ihm Ruhe und ein heiliger Frieden, ein Gefühl von unaussprechlicher Lieblichkeit, er empfand sich als einen Theil Gottes. Und dies Verhältniß blieb ihm von da ab sein ganzes Leben lang. Jetzt bedurfte er nicht mehr die weiten Außenpfade der alten Kirche, er konnte mit seinem Gott im Herzen der ganzen Welt trotzen. Schon wagte er zu glauben, jene lehrten falsch, die so großes Gewicht auf die Werke der Buße legten, daß außer diesen nur eine alte Genugthuung und eine umständliche Beichte übrig blieb*). Und als er später durch Melanchthon erfuhr, daß das griechische Schriftwort für Pönitenz: „Metanoia“ schon sprachlich die Umwandlung des Gemüths bedeute, erschien ihm das als eine wundervolle Offenbarung. Auf diesem Grunde wurzelt die gläubige Sicher-

*) Brief an Staupitz vom 30. Mai 1518, und mehre Stellen der Tischreden.

heit, mit welcher er die Worte der Schrift den Vorschriften der Kirche gegenüber stellt.

Auf solchem Wege arbeitete sich Luther im Kloster allmälich zu innerer Freiheit durch. Seine ganze spätere Lehre, der Kampf gegen den Ablaß, seine unerschütterliche Festigkeit, seine Methode der Schrifterklärung beruhen auf dem innern Proceß, durch den er als Mönch seinen Gott gefunden hat. Und man darf wol sagen, mit Luther's Klostergebeten begann die neue Zeit der deutschen Geschichte. Bald sollte ihn das Leben unter seinen Hammer nehmen, das reine Metall seiner Seele zu härten.

Ungern nahm Luther **1508** die Professur der Dialektik an der neuen Universität zu Wittenberg an, er hätte lieber die Theologie gelehrt, die er schon damals für die wahre hielt. Es ist bekannt, daß er **1510** in Ordensgeschäften nach Rom ging, wie devot und fromm er in der heiligen Stadt verweilte und welches Entsetzen ihm das heidnische Wesen der Romanisten, die Sittenverderbniß und Verweltlichung der Geistlichen einflößte. Dort war es, wo dem Messelesenden die Andacht durch ruchlose Scherze gestört wurde, die ihm seine römischen Ordensbrüder zuriefen. Er hat die teuflischen Worte nicht vergessen, so lange er lebte.*) Aber wie tief ihn das Verderben der Hierarchie erschütterte, sie umschloß doch auch sein ganzes Hoffen, außer ihr gab es keinen Gott und keine Seligkeit. Die erhabene Idee der katholischen Kirche und ihre fünfzehnhundertjährigen Siege fesselten den Sinn auch der Stärksten. Und als der Deutsche im römischen Priesterkleide mit Lebensgefahr die Trümmer des alten Roms betrachtete und erstaunt vor den riesigen Säulen der Tempel stand, welche der Sage nach einst die Gothen zerbrochen hatten, da ahnte der streitbare Mann aus den Bergen

*) Sie sind durch seine Tischgenossen lateinisch überliefert: **cito, remitte matri filiolum**, und lauteten im Italienischen etwa: **rispedisci'l figliuolo alla madre.**

der alten Hermunduren noch wenig, daß sein eigenes Schicksal sein werde, die Tempel des mittelalterlichen Roms zu zerschlagen, gründlicher, grimmiger, großartiger, als in der Vorzeit die Vettern seiner Ahnen gethan *). Noch kam Luther aus Rom zurück als getreuer Sohn der großen Mutter, alles Ketzerwesen, z. B. der Böhmen, war ihm verhaßt. Warmen Antheil nahm er nach seiner Heimkehr an dem Streit Reuchlin's gegen die Cölner Ketzerrichter, und schon um 1512 **) steht er auf Seite der Humanisten. Aber schon damals empfand er, daß ihn ein Etwas von dieser Bildung trenne. Als er einige Jahre später in Gotha war, besuchte er den würdigen Mutianus Rufus nicht, obgleich er ihm einen sehr artigen Entschuldigungsbrief schrieb. Und bald darauf verletzte ihn in den Dialogen des Erasmus die innere Kälte und der weltliche Ton, in welchem die theologischen Sünder bespottet wurden. Die profane Weltlichkeit der Humanisten wurde der glaubensfrohen Seele Luther's nie recht heimlich, und der Stolz, mit dem er später in einem Briefe, der versöhnlich sein sollte, den empfindlichen Erasmus verletzte, lag wol schon damals in seiner Seele. Auch die Formen der literarischen Bescheidenheit Luther's machen in dieser Zeit den Eindruck, daß sie durch den Zwang christlicher Demuth einem festen Gemüth abgerungen sind.

Denn in seinem Glauben fühlte er schon damals sicher und groß; schon 1516 schrieb er an Spalatin, der die Verbindung zwischen ihm und dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen dar-

*) „Fecit (Lutherus) et hic mentionem ritus Romae, quam per 4 hebdomadas in summo periculo perlustrasset, et in illo loco, ubi esset: das alt Rom optima aedificia a Gothis devastata esse.“ — Familiaria colloquia r. viri D. D. Mar. Lutheri. Pap. Handschr. des XVI. Jahrh. in 8° Bl. 80 b. in Hirzel's Bibliothek zu Leipzig.

**) Brief an Spalatin ohne Datum (de Wette I. 3). Der Brief ist schwerlich vor dem Erscheinen der Cölner Articuli de judaico favore geschrieben, vielleicht erst im folgenden Jahre.

stellte: der Kurfürst sei in Dingen dieser Welt der allerklügste Mann, aber wo es sich um Gott und das Seelenheil handle, sei er mit siebenfacher Blindheit geschlagen.

Und Luther hatte Grund zu dieser Aeußerung, denn der hausväterliche Sinn dieses maßvollen Fürsten erwies sich auch dadurch, daß er die Gnadenmittel der Kirche mit kluger Sorglichkeit einzuheimsen bemüht war. Unter anderem hatte er besondere Liebhaberei für Reliquien, und grade damals war Staupitz, Vicar der Augustiner-Eremiten von Sachsen, am Rhein und anderswo thätig, für die Liebhaberei des Kurfürsten Reliquienschätze zusammenzubringen. Für Luther war diese Abwesenheit seines Vorgesetzten wichtig, denn er hatte seine Stelle zu vertreten. Schon war er ein angesehener Mann in seinem Orden; obgleich Professor — seit 1512 der Theologie, — wohnte er doch in seinem Kloster zu Wittenberg und trug in der Regel seine Mönchskutte. Jetzt visitirte er in den dreißig Klöstern seiner Congregation, setzte Priore ab, erließ strengen Tadel gegen schlechte Disciplin, und mahnte zur Strenge gegen gefallene Mönche. Von der gläubigen Einfalt des Klosterbruders war ihm aber noch etwas geblieben.

Denn in solchem Sinne schrieb er am 31. Oktober 1517, als er die Theses gegen Tetzel an der Kirchenthür angeheftet hatte, vertrauend und mit deutscher Ehrlichkeit an den Protector des Ablaßkrämers, den Erzbischof Albrecht von Mainz. Voll von dem Volksglauben an den Verstand und guten Willen der höchsten Regenten, meinte Luther — er hat es später oft gesagt —, es komme nur darauf an, daß man den Fürsten der Kirche aufrichtig den Nachtheil und die Unsittlichkeit solcher Mißbräuche vorstelle*). Wie kindisch aber erschien dem glatten

*) Zu vergleichen ist die schöne Stelle aus den Tischreden: „Hätte ich in der Erste, da ich anfing zu schreiben, gewußt, was ich jetzt erfahren habe, so wäre ich nimmermehr so kühn gewesen, den Papst und schier alle

und humanen Kirchenfürsten dieser Eifer des Mönches. Was den ehrlichen Mann so tief entrüstete, war vom Standpunkt des Erzbischofs längst abgethan. Der Ablaßhandel war ein hundertmal beklagter Uebelstand der Kirche, er war aber unvermeidlich, wie dem Politiker viele Einrichtungen sind, die an sich nicht gut, um eines großen Interesses willen erhalten werden müssen. Das größte Interesse des Erzbischofs und der Curie war ihre Herrschaft, die durch solchen Gelderwerb gewonnen und erhalten wurde. Das große Interesse Luther's und des Volkes war die Wahrheit. So schieden sich die Wege.

Und so trat Luther in den Kampf, gläubig, ein treuer Sohn der Kirche, voll deutscher Devotion gegen Autoritäten. Aber wieder in sich trug er, was ihn festigte gegen zu starke Einwirkung solcher Autorität, ein festes Verhältniß zu seinem Gott. Er war damals 34 Jahr alt, in der Blüte seiner Kraft, von mittlerer Größe, noch magerem aber kräftigem Leibe, der neben der kleinen zarten Knabengestalt des Melanchthon hoch erschien. In einem Antlitz, dem man Nachtwachen und innere Kämpfe ansah, glühten zwei feurige Augen, deren mächtiger Glanz

---

Menschen anzugreifen und zu erzürnen. Ich meinte, sie sündigten nur aus Unwissenheit und menschlichem Gebrechen. Aber Gott hat mich hinangeführt wie einen Gaul, dem die Augen geblendet sind. Selten wird ein gutes Werk aus Weisheit oder Vorsichtigkeit unternommen, es muß alles in Unwissenheit geschehen." Darauf antwortete Ph. Melanchthon, er hätte mit Fleiß in den Historien observirt, daß keine großen sonderlichen Thaten von alten Leuten geschähen, des großen Alexander's und St. Augustini Alter, die thäten es, — später werde man zu weise und bedächtig. Da sprach Dr. Martinus: „Ihr jungen Gesellen, wenn ihr klug wäret, könnte der Teufel nicht mit Euch auskommen, weil Ihrs aber nicht seid, bedürft Ihr unser auch, die wir nun alt sind. Ja, wenn das Alter stark und die Jugend klug wäre! Da sind diese Rottengeister! eitel junge Leute, Icari, Phaëthones, die in den Lüften flattern, Gemsensteiger, obenan und nirgendsaus, die zwölf Kegel auf dem Boßleich umschieben wollen, da doch nur neun drauf stehen."

schwer zu ertragen war. Ein angesehener Mann nicht nur in seinem Orden, auch an der Universität; kein großer Gelehrter, er lernte erst im nächsten Jahr bei Melanchthon das Griechische, gleich darauf das Hebräische; er besaß keine umfangreiche Buchweisheit und hatte nie den Ehrgeiz gehabt, als lateinischer Dichter zu glänzen. Aber er war erstaunlich belesen in der heiligen Schrift und einzelnen Kirchenvätern, und was er in sich aufgenommen, hatte er mit deutscher Gründlichkeit verarbeitet. Er war ein unermüdlicher Seelsorger seiner Gemeinde, eifriger Prediger, ein warmer Freund, damals schon wieder mit ehrbarer Fröhlichkeit, von sicherer Haltung, höflich und gewandt, im Verkehr von innerlicher Sicherheit, welche als heitere Laune oft sein Antlitz verklärte. Wol konnten ihn kleine Ereignisse des Tages bewegen und stören, er war reizbar, er weinte leicht; aber wenn eine große Forderung an ihn herantrat, und er die erste Aufregung seiner Nerven überwunden hatte, — die ihn z. B. bei seinem ersten Auftreten auf dem Reichstage zu Worms noch befangen machte, — dann war er von einer wundervollen Ruhe und Sicherheit. Er kannte keine Furcht, ja seine Löwennatur fand ein Behagen in den gefährlichsten Situationen. Zufällige Lebensgefahr, in die er gerieth, tückische Nachstellungen seiner Feinde waren ihm damals kaum der Rede werth. Der Grund solches, man darf sagen, übermenschlichen Heldenmuths war wieder das feste persönliche Verhältniß zu seinem Gott. Er hatte lange Zeiten, wo er sich das Martyrium wünschte, lächelnd und innerlich froh, um der Wahrheit und seinem Gott zu dienen. — Noch standen ihm furchtbare Kämpfe bevor, aber es waren nicht solche, in welchen ihm Menschen gegenüberstanden. Den Teufel selbst hatte er niederzuschlagen, jahrelang, immer wieder; er überwand auch die Angst und Pein der Hölle, die geschäftig arbeitete seine Vernunft zu verdüstern. Ein solcher Mann war vielleicht zu töten, aber schwerlich zu besiegen.

Die Periode des Kampfes, welche jetzt folgt, vom Beginn

des Ablaßstreites bis zur Abreise von der Wartburg, die Zeit seiner größten Siege, einer ungeheuern Popularität, ist vielleicht am meisten bekannt, und doch wird sein Wesen, so scheint uns, auch darin nicht immer recht beurtheilt.

Nichts ist in dieser Zeit merkwürdiger als die Weise, in welcher Luther allmälich der römischen Kirche entfremdet wurde. Er war im Leben bescheiden und ohne Ehrgeiz, mit tiefster Ehrfurcht hing er an der hohen Idee der Kirche, der Gemeinschaft der Gläubigen seit fünfzehn Jahrhunderten. Und doch sollte er in vier kurzen Jahren geschieden sein von dem Glauben seiner Väter, hinweggeschleudert von dem Boden, in dem er so fest gewurzelt war. Und in dieser ganzen Zeit sollte er allein dem Streite stehen, allein, oder doch mit wenig treuen Gefährten — seit 1518 mit Melanchthon. Alle Gefahren des grimmigsten Krieges sollte er besiegen, nicht nur gegen zahllose Feinde, auch gegen das sorgenvolle Abmahnen ehrlicher Freunde und Gönner. Dreimal versuchte die römische Partei ihn zum Schweigen zu bringen, durch das Amt des Cajetan, die Ueberredungskünste des Miltitz, die unzeitige Beflissenheit des streitsüchtigen Eck; dreimal sprach er selbst zum Papst in Briefen, welche zu den werthvollsten Documenten jener Jahre gehören. Dann kam die Scheidung, er wurde verflucht und gebannt, nach altem Universitätsbrauch verbrannte er den feindlichen Fehdebrief, zugleich mit ihm die Möglichkeit der Rückkehr. Mit freudiger Zuversicht zog er nach Worms, damit die Fürsten seiner Nation entschieden, ob er sterbe oder hinfort unter ihnen lebe ohne Papst und ohne Kirche, allein nach der Schrift.

Zuerst, als er die Theses gegen Tetzel im Druck herausgegeben hatte, erstaunte er über das ungeheure Aufsehen, das sie in Deutschland machten, über den giftigen Haß seiner Feinde und über die Zeichen freudiger Anerkennung, die er von vielen Seiten erhielt. Hatte er denn so unerhörtes gethan? Was er ausgesprochen, glaubten ja alle besten Männer der Kirche. Als

der Brandenburger Bischof den Abt von Lehnin zu ihm schickte, mit der Bitte, Luther möge den Druck seines deutschen Sermons von Ablaß und Gnade unterdrücken, wie sehr er auch Recht habe, da rührte den Frater des armen Augustinerconvents tief, daß so große Männer freundlich und herzlich zu ihm redeten, und er wollte lieber den Druck aufgeben, als sich zu einem Wunderthier machen, das die Kirche störe. Eifrig suchte er das Gerücht zu widerlegen, als ob der Kurfürst seinen Streit mit Tetzel veranlaßt hätte. „Sie wollen den unschuldigen Fürsten in den Haß verflechten, der mich trifft." Alles wollte er thun, um den Frieden zu erhalten, vor Cajetan, mit Miltitz, nur das eine wollte er nicht, nicht widerrufen, was er gegen die unchristliche Ausdehnung des Ablaßhandels gesagt hatte. Aber der Widerruf allein war es, was die Hierarchie von ihm begehrte. Lange noch wünschte er Frieden, Sühne, den Rückzug zur friedlichen Thätigkeit seiner Zelle, und immer wieder jagte ihm eine unwahre Behauptung der Gegner das Blut in Flammen, und jedem Widerspruch folgte ein neuer, schärferer Streich seiner Waffe.

Schon in dem ersten Brief an Leo X. vom 30. Mai 1518 ist die heldenmüthige Sicherheit Luther's auffallend. Noch ist er ganz der treue Sohn der Kirche, noch legt er sich am Schluß dem Papst zu Füßen, bietet ihm sein ganzes Leben und Sein dar, und verspricht seine Stimme zu ehren wie die Stimme Christi, dessen Stellvertreter der Herr der Kirche sei. Aber schon aus dieser Ergebenheit, die dem Ordensbruder ziemte, blitzt das heftige Wort hervor: „Habe ich den Tod verdient, ich weigere mich nicht zu sterben." Und in dem Briefe selbst, wie stark sind die Ausdrücke, in denen er die Rohheit der Ablaßkrämer darstellt! Ehrlich auch hier die Verwunderung, warum seine Theses doch so viel Aufsehn machen, die schwerverständlichen, nach altem Brauch zu Räthselformeln verschränkten Sätze. Und gute Laune klingt durch die männlichen Worte: „Was soll

ich thun? Widerrufen kann ich nicht. In unserm Jahrhundert voll Geist und Schönheit, das einen Cicero in den Winkel drücken könnte, ich ungelehrter, beschränkter, nicht fein gebildeter Mann! Aber die Noth zwingt, die Gans muß unter den Schwänen schnattern."

Im Jahre darauf vereinigten sich fast alle, welche Luther verehrten, die Versöhnung herbeizuführen. Staupitz und Spalatin, hinter diesem der Kurfürst, schalten, baten und drängten. Der päpstliche Kammerherr von Miltitz selbst rühmte Luther's Gesinnung, raunte ihm zu, daß er ganz Recht habe, flehte, trank mit ihm und küßte ihn. Zwar glaubte Luther zu wissen, daß der Höfling den heimlichen Auftrag habe ihn womöglich gefangen nach Rom zu führen. Aber die Vermittler trafen glücklich den Punkt, wo der trotzige Mann mit ihnen von Herzen übereinstimmte, daß der Kirche Respect erhalten werden müsse und ihre Einheit nicht zerstört. Luther versprach sich ruhig zu halten und die Entscheidung über die Streitpunkte drei achtbaren Bischöfen zu überlassen. In dieser Lage wurde er gedrängt, einen Entschuldigungsbrief an den Papst zu schreiben. Aber auch dieser Brief vom 3. März 1519, gewiß von den Vermittlern begutachtet und dem Schreiber abgerungen, ist charakteristisch für die Fortschritte, die Luther gemacht hatte. Demuth, die unsre Theologen herauslesen, ist wenig darin, wol aber durchweg eine vorsichtige diplomatische Haltung. Luther bedauert, daß ihm als Mangel an Ehrfurcht ausgelegt sei, was er doch gethan habe, die Ehre der römischen Kirche zu schützen, er verspricht über den Ablaß fortan zu schweigen, — im Fall nämlich seine Gegner dasselbe thun wollen, er verspricht eine Schrift an das Volk zu richten, worin er ermahnet der Kirche rechtschaffen *) zu gehorchen und ihr nicht fremd zu werden, weil die Gegner

---

*) Ecclesiam romanam **p u r e** colant. Die Zweideutigkeit scheint absichtlich, und sieht aus wie eine Schlauheit des Miltitz.

frech, er selbst rauh gewesen sei. Aber alle diese ergebenen Worte verdecken nicht die Kluft, die jetzt schon sein Gemüth vom römischen Wesen scheidet. Und wie kalte Ironie lautet, wenn er schreibt: „Was soll ich thun, heiligster Vater? mir fehlt aller Rath. Die Gewalt deines Zornes kann ich nicht ertragen, und doch weiß ich nicht, wie ich herauskommen soll. Man verlangt von mir einen Widerruf. Wenn er bewirken könnte, was man durch ihn beabsichtigt, ich würde ohne Zögern widerrufen. Aber der Widerstand meiner Gegner hat meine Schriften weiter verbreitet, als ich je gehofft hatte, zu tief haften sie in den Seelen der Menschen. In unserm Deutschland blühen jetzt Talente, Bildung, freies Urtheil. Wollte ich widerrufen, ich würde die Kirche vor dem Urtheil meiner Deutschen mit noch größerem Schimpf bedecken. Und sie, meine Gegner, sind es, die die römische Kirche bei uns in Deutschland in Schande gebracht haben." Zuletzt schließt er höflich: „Sollte ich mehr thun können, so werde ich ohne Zweifel sehr bereit dazu sein. Christus erhalte Ew. Heiligkeit. M. Luther."

Viel ist hinter dieser gemessenen Zurückhaltung zu lesen. Auch wenn der eitle Eck nicht gleich darauf die ganze Wittenberger Hochschule in den Harnisch gedrängt hätte, dieser Brief konnte schwerlich zu Rom als Zeichen reuiger Ergebenheit gelten.

Der Bannstrahl war geschleudert, Rom hatte gesprochen. Da schrieb Luther, wieder ganz er selbst, noch einmal an den Papst, jenen berühmten großen Brief, den er auf die Bitte des unermüdlichen Miltitz zum 6. September 1520 zurückdatirte, um die Bannbulle ignoriren zu können. Es ist der schöne Abdruck eines entschlossenen Geistes, der vom hohen Standpunkt seinen Gegner übersieht, zugleich so großartig in seiner Aufrichtigkeit und von edelster Gesinnung! Mit aufrichtiger Theilnahme redet er von der Person und schwierigen Stellung des Papstes, aber es ist der Antheil eines Fremden; immer noch beklagt er mit Wehmuth die Kirche, aber man empfindet, er selbst ist

ihr bereits entwachsen. Es ist ein Scheidebrief, bei schneidender Schärfe doch sichere Haltung, stille Trauer; so trennt sich ein Mann von dem, was er einst geliebt und als unwürdig erkannt hat. Den Vermittlern sollte dieser Brief die letzte Brücke sein, für Luther war er innerliche Befreiung.

Luther selbst war in diesen Jahren ein anderer geworden. Er hatte zunächst kluge Sicherheit im Verkehr mit den Höchsten dieser Erde erworben und um theuren Preis Einsicht in Politik und Privatcharakter der Regierenden erlangt. Der friedlichen Natur seines Landesherrn war im Grunde nichts peinlicher als dieser erbitterte theologische Streit, der zuweilen seiner Politik nützte, ihn immer gemüthlich beunruhigte. Fortwährend suchte man vom Hofe die Wittenberger zurückzuhalten, und immer sorgte Luther dafür, daß es zu spät war. So oft der treue Spalatin von der Ausgabe einer neuen kriegerischen Schrift abmahnte, kam ihm die Antwort, daß da nicht zu helfen sei, die Bogen seien gedruckt, schon in vielen Händen, nicht mehr aufzuhalten *). Auch im Verkehr mit seinen Gegnern erwarb Luther die Sicherheit eines erprobten Streiters. Noch empfand er bitter, als ihn im Frühjahr 1518 Hieronymus Emser in Dresden hinterlistig zu einem Abendessen geführt hatte, bei dem er gezwungen wurde mit zornigen Feinden zu streiten, zumal als er erfuhr, daß ein terminirender Dominikaner an der Thür gehorcht und am andern Tage in der Stadt umhergetragen hatte, Luther sei vollständig zugedeckt worden und der Lauscher habe sich mit Mühe enthalten, in die Stube zu springen und Luthern ins Gesicht zu speien. Noch sank er bei der ersten Zusammen-

*) Daß das planmäßig geschah, verräth der Brief Luther's an Melanchthon vom 13. Juli 1521: „Ich beschwöre euch, kommt den Einfällen des Hofes immer zuvor und folget nicht seinen Rathschlägen. So habe ich's bis jetzt gehalten. Nicht die Hälfte wäre geschehen, wenn ich mich von seinem Rath abhängig gemacht hätte."

kunft mit Cajetan demüthig zu den Füßen des Kirchenfürsten, nach der zweiten erlaubte er sich schon die Ansicht, daß der Cardinal zu seinem Geschäft passe wie ein Esel zur Harfe. Den artigen Miltitz behandelte er mit entsprechender Höflichkeit. Der Romanist hatte gehofft den deutschen Bären zu zähmen, bald kam der Hofmann selbst in die Stellung, die ihm gebührte, er wurde von Luther benützt. Und in der Leipziger Disputation gegen Eck war der günstige Eindruck, welchen das unbefangene, ehrliche und feste Wesen Luther's hervorbrachte, das beste Gegengewicht gegen die selbstgefällige Sicherheit des gewandten Gegners.

Aber höhere Theilnahme fordert das innere Leben Luther's. Es war doch für ihn eine furchtbare Periode, dicht neben Erhebung und Sieg lagen ihm tötliche Angst, quälender Zweifel, schreckliche Anfechtung. Er allein mit wenigen gegen die ganze Christenheit in Waffen, immer unsühnbarer verfeindet mit der gewaltigsten Macht, die doch noch alles in sich schloß, was ihm seit seiner Jugend heilig war. Wenn er doch irrte in einem und dem andern? er war verantwortlich für jede Seele, die er mit sich fortriß. Und wohin? Was war außerhalb der Kirche? — Untergang, zeitliches und ewiges Verderben. Wenn ihm Gegner und bange Freunde das Herz zerschnitten mit Vorwürfen und Warnungen, unvergleichlich größer war eine Pein, das heimliche Nagen, die Unsicherheit, die er niemand gestehen durfte. Ja, im Gebet fand er Frieden; so oft seine Seele Gott suchend in mächtigem Aufschwunge erglühte, kam ihm Fülle der Kraft, Ruhe und Heiterkeit. Aber in den Stunden der Abspannung, wenn sein reizbares Gemüth unter widrigem Eindruck zuckte, dann fühlte er sich befangen, getheilt, im Bann einer andern Macht, die seinem Gott feind war. Aus der Kinderzeit wußte er, wie geschäftig die bösen Geister um den Menschen weben, aus der Schrift hatte er gelernt, daß der Teufel gegen den Reinsten arbeitet, ihn zu verderben. Auch auf seinem Pfade lauerten

geschäftige Teufel ihn zu schwächen, zu verlocken, durch ihn Unzählige elend zu machen. Er sah sie arbeiten in der zornigen Miene des Cardinals, in dem höhnischen Antlitz des Eck, ja in Gedanken seiner eigenen Seele, er wußte, wie mächtig sie in Rom waren. Schon in der Jugend hatten ihn Erscheinungen gequält, jetzt kehrten sie wieder. Aus dem dunklen Schatten seiner Studirstube erhob das Gespenst des Versuchers die Krallenhand gegen seine Vernunft, selbst in der Gestalt des Erlösers nahte der Teufel dem betenden, strahlend als Himmelsfürst mit den fünf Wunden, wie ihn die alte Kirche abbildete. Aber Luther wußte, daß Christus den armen Menschen nur in seinen Worten erscheint, oder in demüthiger Gestalt, wie er am Kreuz gehangen. Und er raffte sich heftig auf und schrie die Erscheinung an: „Hebe dich, du Schandteufel!" da verschwand das Bild *). — So arbeitete das starke Herz des Mannes in wilder Empörung, jahrelang, immer aufs neue. Es war ein unheimlicher Kampf zwischen Vernunft und Wahn. Aber immer erhob er sich als Sieger, die Urkraft seiner gesunden Natur überwand. In langem, oft stundenlangem Gebet glättete sich das stürmische Wogen der Empfindung, sein massiver Verstand und sein Gewissen führten ihn jedesmal aus dem Zweifel zur Sicherheit. Als eine gnadenvolle Eingebung seines Gottes empfand er diesen befreienden Proceß. Und von solchem Augenblicke an war er, der erst so angstvoll gebangt hatte, fest wie Stahl, gleichgiltig gegen das Urtheil der Menschen, unerschütterlich, unerbittlich.

Ganz anders erscheint seine Persönlichkeit im Streit mit irdischen Feinden. Hier bewährt er fast immer sichere Ueberlegenheit, am meisten in seinen literarischen Fehden.

Riesengroß war die schriftstellerische Thätigkeit, welche er von dieser Zeit entwickelte. Bis zum Jahre 1517 hatte er wenig drucken lassen, von da wurde er auf einmal nicht nur der frucht-

*) Tischreden. Walch S. 501.

barste, auch der größte populäre Schriftsteller der Deutschen. Die Energie seines Stils, die Kraft seiner Beweisführung, Feuer und Leidenschaft seiner Ueberzeugung wirkten hinreißend. So hatte noch keiner zum Volke gesprochen. Jeder Stimmung, allen Tonarten fügte sich seine Sprache; bald knapp und gedrungen und scharf wie Stahl, bald in reichlicher Breite ein mächtiger Strom drangen die Worte ins Volk, ein bildlicher Ausdruck, ein schlagender Vergleich machte das Schwerste verständlich. Es war eine wundervolle schöpferische Kraft. Mit souveräner Leichtigkeit gebrauchte er die Sprache; sobald er die Feder ergriff, arbeitete sein Geist mit höchster Freiheit, man sieht seinen Sätzen die heitere Wärme an, die ihn erfüllte, der volle Zauber eines herzlichen Schaffens ist über sie ausgegossen. Und solche Gewalt ist nicht am wenigsten sichtbar in den Angriffen, die er einzelnen Gegnern gönnt. Und eng verbunden ist sie mit einer Unart, die schon seinen bewundernden Zeitgenossen Bedenken verursachte. Er liebte es auch mit seinen Gegnern zu spielen, seine Phantasie umkleidet ihm die Gestalt des Feindes mit einer grotesken Maske, und dies Phantasiebild neckt, höhnt und stößt er mit Redewendungen, die nicht gemäßigt und nicht immer anständig klingen. Aber grade in seinem Schimpfen wirkt die gute Laune in der Regel versöhnend, freilich nicht auf die Betroffenen. Fast nie ist kleine Gehässigkeit sichtbar, nicht selten die unverwüstliche Gutherzigkeit. Zuweilen geräth er freilich in einen wahren Künstlereifer, dann vergißt er die Würde des Reformators und zwickt wie ein deutsches Bauernkind, ja wie ein boshafter Kobold. Wie hat er alle seine Gegner gezaust! Bald durch Keulenschläge, die ein zorniger Riese führt, bald mit der Pritsche eines Narren. Gern verzog er ihre Namen ins Lächerliche, so lebten sie im Wittenberger Kreise als Thiere, als Thoren. Eck wurde Dr. Geck, Murner erhielt Katerkopf und Krallen, Emser, der sein Wappen, das Haupt einer gehörnten Ziege, den meisten Streitschriften vordrucken ließ, wurde als Bock mißhan-

delt, dem abtrünnigen Humanisten Cochläus wurde sein lateinischer Name zurückübersetzt, und Luther begrüßte ihn als Schnecke mit undurchdringlichem Harnisch und — es ist schmerzlich zu sagen — einigemal sogar als Rotzlöffel. Noch ärger, selbst den Zeitgenossen erschrecklich, war die heftige Rücksichtslosigkeit, mit welcher er gegen feindliche Fürsten losfuhr. Zwar dem Vetter seines Landesherrn, dem Herzog Georg von Sachsen, gönnte er häufig eine unvermeidliche Schonung. Beide hielten einander für eine Beute des Teufels, aber heimlich achtete jeder in dem andern eine männliche Tüchtigkeit; immer wieder geriethen sie in Zwist, auch in literarischen, aber immer wieder betete Luther herzlich für die Seele des Nachbars. Dagegen war die ruchlose Willkür Heinrich's VIII. von England dem deutschen Reformator in innerster Seele zuwider, ihn hat er greulich und unendlich ausgeschimpft; und noch in der letzten Zeit verfuhr er mit dem heftigen Heinrich von Braunschweig wie mit einem bösen Schulbuben, Hanswurst war der harmloseste unter vielen dramatischen Charakteren, in denen er ihn aufführte. Sah ihn später solcher Erguß übermüthigen Eifers aus der Druckschrift an und klagten die Freunde, dann ärgerte er sich wol selbst über seine Rauhheit, er schalt sich und bereute aufrichtig; aber die Reue half ihm wenig, denn bei der nächsten Gelegenheit verfiel er in denselben Fehler. Und Spalatin hatte einige Ursache, auch dann mißtrauisch auf eine projectirte Druckschrift zu sehen, wenn Luther sich vornahm recht sanft und zahm zu schreiben. Seine Gegner konnten es ihm darin nicht gleich thun. Sie schimpften eben so eifrig, ihnen aber fehlte die innere Freiheit. Leider wird nicht zu leugnen sein, daß grade dieser Zusatz zu der sittlichen Würde seines Wesens zuweilen das Salz war, welches seine Schriften den treuen Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts so unwiderstehlich machte.

Im Herbst 1517 war er mit einem verworfenen Dominikanermönch in Streit gerathen, im Winter 1520 verbrannte er

die päpstliche Bulle; im Frühjahr 1518 hatte er sich noch dem Papst, dem Statthalter Christi, zu Füßen gelegt, im Frühjahr 1521 erklärte er auf dem Reichstage zu Worms vor Kaiser und Fürsten und päpstlichen Legaten, daß er weder dem Papst noch den Concilien allein glaube, nur den Zeugnissen der heiligen Schrift und vernünftigem Erkennen. Jetzt war er frei, aber Bann und Reichsacht schwebten über seinem Haupt; er war innerlich frei, aber er war frei wie das Thier des Waldes, und hinter ihm bellte die blutdürstige Meute. Er war auf dem Höhenpunkt seines Lebens angekommen, und die Mächte, gegen welche er sich empört hatte, ja die Gedanken, welche er selbst in dem Volke aufgeregt hatte, arbeiteten ihm von jetzt gegen Leben und Lehre.

Schon zu Worms, so scheint es, war Luthern eröffnet worden, daß er auf eine Zeit lang verschwinden müsse. Die Gewohnheiten der fränkischen Ritter, unter denen er treue Verehrer hatte, legten den Gedanken nahe, ihn durch Bewaffnete aufheben zu lassen. Kurfürst Friedrich berieth mit seinen Getreuen die Entführung. Und es war ganz in der Weise dieses Fürsten, daß er selbst den Ort der Verwahrung nicht wissen wollte, um im Nothfall seine Unkenntniß beschwören zu können*). Auch war es nicht leicht, Luthern mit dem Plan zu befreunden**), denn sein tapferes Herz hatte irdische Furcht längst überwunden, und mit einer begeisterten Freude, in welcher viel Schwärmerei und etwas Humor war, sah er auf die Versuche der Romanisten, ihn aus der Welt zu schaffen, über den doch ein anderer zu ver-

*) Elector . . . deliberavit cum suis et dedit mandatum consiliariis, ut abderent me, sed ille nescivit locum, ut si iusiurandum dandum esset, liquido iurare posset, se nescire locum; quamvis dixisset ad Georgium: sed si vellet scire, posset resciri. Georg ist Spalatinus. Familiaria colloquia, Handschrift in Hirzel's Bibliothek Bl. 29 b.

**) Luther's Briefe an Melanchthon vom 12. Mai 1521.

fügen hatte, der durch seinen Mund sprach*). Widerwillig fügte er sich. Das Geheimniß war nicht leicht zu bewahren, so geschickt die Entführung angelegt war. Im Anfange wußte von den Wittenbergern nur Melanchthon um den Aufenthalt. Nun war Luther durchaus nicht der Mann, sich auch der wohlwollendsten Intrigue zu fügen. Es entstand bald ein emsiges Botenlaufen zwischen der Wartburg und Wittenberg; welche Vorsicht man auch bei der Besorgung der Briefe gebrauchte, es war schwer dem Gerücht entgegenzutreten. Luther erfuhr auf der Burg eher als die Wittenberger, was in der großen Welt vorging, er erhielt von allen Neuigkeiten seiner Universität Nachricht, und versuchte den Muth seiner Freunde zu stärken und ihre Politik zu leiten. Rührend ist, wie er Melanchthon zu kräftigen sucht, dessen unpraktische Art ihn die Abwesenheit des starken Freundes schmerzlich empfinden ließ. „Es geht ohne mich," schreibt er ihm, „nur Muth, ich bin euch gar nicht mehr nöthig;

---

*) Wie behaglich er seinen Tod ansah, erhellt aus vielen Stellen; hier nur eine aus der Wartburgzeit in der Widmung zum Evangelium von den zehn Aussätzigen vom 17. Septbr. 1521: „Ich armer Bruder habe abermal ein neu Feuer angezündet, o ein großes Loch in der Papisten Taschen gebissen, weil ich die Beichte angegriffen habe. Wo soll ich jetzt bleiben, und wo werden sie jetzt Schwefel, Pech, Feuer und Holz genug finden den giftigen Ketzer zu pülvern. Jetzt muß man gewiß die Kirchenfenster ausbrechen, da etliche heilige Väter und geistliche Herren predigen, daß sie Lust haben müßten, das Evangelium auszurufen, d. i. über den Luther zu lästern, Mord zu schreien und zu sprühen. Was sollten sie auch sonst dem armen Volk predigen; ein jeder muß predigen, was er kann. — Nur tot, tot, tot, schreien sie, mit dem Ketzer! will er doch alle Dinge umkehren und den ganzen geistlichen Stand umstoßen, worauf die Christenheit steht. Nun ich hoffe, so ich dessen würdig bin, es soll ihnen werden, daß sie mich töten und über mir ihrer Väter Maß füllen; aber es ist noch nicht Zeit, meine Stunde ist noch nicht gekommen, ich muß zuvor das Schlangengezücht besser erzürnen und den Tod redlich um sie verdienen, auf daß sie Ursache haben, einen großen Gottesdienst an mir zu vollbringen."

komme ich heraus, und ich kann nicht mehr nach Wittenberg zurück, so gehe ich in die Welt. Ihr seid die Männer, die Veste des Herrn ohne mich gegen den Teufel zu halten.“ Seine Briefe adressirte er aus der Luft, aus Patmos, aus der Wüste, „unter den Vögeln, die lieblich von den Zweigen singen und Gott mit allen Kräften Tag und Nacht loben.“ Einmal versuchte er schlau zu sein. Er legte dem Schreiben an Spalatin einen künstlichen Brief bei: man glaube ohne Grund, daß er auf der Wartburg sei; er lebe unter treuen Brüdern; es sei auffallend, daß niemand an Böhmen denke; als Zugabe folgt ein — nicht bösartiger — Hieb auf Herzog Georg von Sachsen, seinen eifrigsten Feind. Diesen Brief soll Spalatin mit sorglicher Unachtsamkeit so verlieren, daß er zu den Händen der Gegner komme*). Aber in solcher Diplomatie war er allerdings nicht consequent, denn sobald seine Löwennatur durch eine Nachricht aufgeregt wurde, war er kurz entschlossen nach Erfurt, Wittenberg aufzubrechen. Schwer trug er die Muße seines Aufenthalts. Von dem Schloßhauptmann wurde er mit größter Aufmerksamkeit behandelt, und diese Fürsorge bewährte sich, wie damals Brauch war, zunächst darin, daß der treue Mann mit Speise und Trank sein Bestes that. Das reichliche Leben, der Mangel an Bewegung, die frische Bergluft, in welche der Theologe versetzt war, wirkten auf Seele und Leib. Er hatte schon von Worms ein körperliches Leiden mitgebracht, dazu kamen Stunden finsterer Schwermuth, die ihn sogar zur Arbeit untüchtig machten.

Zwei Tage hintereinander zog er mit zur Jagd. Aber sein Herz war bei den wenigen Hasen und Feldhühnern, die von der Schaar der Menschen und Hunde ins Garn gehetzt wurden. „Unschuldige Thierlein! so hetzen die Papisten.“ Einen kleinen

---

*) Dieser Brief, den de Wette II. S. 32 sucht, steht unter No. 329 seiner Sammlung.

Hasen am Leben zu erhalten, hatte er ihn in die Aermel seines Rockes gewickelt, da kamen die Hunde und zerbrachen dem Thier die Glieder im schützenden Rock. „So knirscht Satan auch gegen die Seelen, die ich zu retten suche.“ Wol hatte Luther Grund, sich und die Seinen vor dem Satan zu wehren. Alle Autorität der Kirche hatte er geworfen, jetzt stand er schaudernd allein, nur das Letzte war ihm geblieben, die Schrift. Die alte Kirche hatte das Christenthum in fortdauernder Entwickelung dargestellt. Eine lebendige Tradition, welche neben der Schrift lief, Concilien, Decrete der Päpste hatten den Glauben in constanter Bewegung erhalten, er hatte sich wie ein bequemer Strom den scharfen Ecken der Volkscharaktere, großen Zeitbedürfnissen anbequemt. Es ist wahr, diese erhabene Idee eines ewig lebenden Organismus hatte sich nicht in ursprünglicher Reinheit bewahrt, der beste Theil ihres Lebens war geschwunden, leere Schmetterlingshülsen wurden conservirt, die alte demokratische Kirche hatte sich in eine unverantwortliche Herrschaft Weniger umgeformt, befleckt mit allen Lastern einer gewissenlosen Aristokratie, schon im schreienden Gegensatz gegen Vernunft und Volksgemüth. Aber was Luther an die Stelle setzen konnte, das Wort der Schrift, das löste von einem Wust seelenloser Verbildungen, dagegen bedrohte es mit andern Gefahren. Was war die Bibel? Zwischen dem ältesten und jüngsten Schriftwerk des heiligen Buches lagen vielleicht zwei Jahrtausende. Selbst das neue Testament war nicht von Christus selbst geschrieben, nicht einmal immer von solchen, welche die heilige Lehre aus seinem Munde vernommen hatten. Es war lange nach seinem Tode zusammengestellt. Einzelnes darin mochte ungenau überliefert sein. Alles war in einer fremden Sprache geschrieben, die dem Deutschen schwer verständlich war, Auch die größte Einsicht war in Gefahr falsch zu deuten, wenn nicht Gottes Gnade den Erklärer ebenso erleuchtete, wie sie die Apostel erleuchtet hatte. Die alte Kirche hatte sich kurz ge-

holfen, in ihr gab das Sacrament des Priesteramtes solche Erleuchtung, ja der heilige Vater nahm sogar die göttliche Vollmacht in Anspruch, auch da das Rechte zu wollen, wo sein Wille der Schrift widersprach. Der Reformator hatte nichts als sein schwaches menschliches Wissen und sein Gebet.

Zunächst war unvermeidlich, er mußte seine Vernunft gebrauchen, auch der heiligen Schrift gegenüber war eine gewisse Kritik nothwendig. Auch Luthern blieb nicht verborgen, daß die Bücher des neuen Testamentes von verschiedenem Werth waren, es ist bekannt, daß er nicht viel auf die Offenbarung Johannis gab, und daß ihm der Brief Jacobi für eine „stroherne" Epistel galt. Aber sein Widerspruch gegen Einzelnheiten machte ihn noch niemals am Ganzen irre. Unerschütterlich stand sein Glaube, daß die heilige Schrift, wenige Bücher ausgenommen, bis auf Wort und Buchstaben göttliche Offenbarung enthalte. Sie war ihm das Liebste auf Erden, die Grundlage seines ganzen Wissens; er hatte sich so hineingefühlt, daß er unter ihren Gestalten lebte wie in der Gegenwart. Je drohender das Gefühl seiner Verantwortlichkeit, desto heißer die Inbrunst, mit welcher er sich an die Schrift klammerte*). Und ein kräftiger Instinkt für das Vernünftige und Zweckmäßige half ihm in der That über viele Gefahren hinweg, sein Scharfsinn hatte nichts von der haarspaltenden Sophistik der alten Lehrer, er verachtete unnöthige Subtilitäten und ließ mit bewundernswürdigem Takt

*) „Ich, Gott Lob, halte meine Lehre gewiß für Gotteswort und hab' die schweren Gedanken und Anfechtungen überwunden, da mein Herz eine Weile also sagte: Bist du's denn allein, der das rechte Wort Gottes rein hat, und die andern allzumal habens nicht? So ficht uns der Satan an." — „Wenn mich der Teufel müßig findet und ich an Gottes Wort nicht gedenke, so macht er mir ein Gewissen, daß ich die Regimente zerstöret und zerrissen, und gemacht, daß so viel Aergerniß und Aufruhr kommen sei. Wenn ich aber Gottes Wort ergreife, so habe ich gewonnen Spiel." — Und noch viele andere Stellen der Tischreden, z. B. bei Walch, S. 1254.

gern dahin gestellt, was ihm unwesentlich erschien. Aber wenn er nicht gottlos oder wahnsinnig werden wollte, blieb ihm doch nichts übrig, als die neue Lehre zu gründen auf Worte und Culturzustände, welche fünfzehnhundert Jahre vor ihm lebendig gewesen waren. Und er verfiel doch in einzelnen Fällen dem, was sein Gegner Eck den schwarzen Buchstaben nannte.

Unter solchem Zwange bildete sich seine Methode. Hatte er eine Frage zu lösen, so sammelte er alle Stellen der heiligen Schrift, welche ihm eine Antwort zu enthalten schienen, jede Stelle suchte er prüfend in ihrem Zusammenhange zu verstehen, dann zog er die Summa. Worin sie übereinstimmten, stellte er voran, wo sie von einander abwichen, bemühte er sich resignirt eine Lösung zu finden, welche auch das Widersprechende vereinigte. Das Resultat machte er in seinem Innern fest unter Versuchungen, durch heißes Gebet. Bei solchem Verfahren mußte er zuweilen zu Resultaten kommen, die auch gewöhnlichem Menschenverstand angreifbar waren. Als er z. B. im Jahr 1522 unternahm, die Ehe aus der heiligen Schrift auf neue sittliche Grundlagen zu stellen, so war Vernunft und Bedürfniß des Volkes allerdings auf seiner Seite, wenn er die achtzehn Gründe des geistlichen Rechts, Ehe zu wehren und zu zerreißen, einer scharfen Kritik unterzog und die unwürdige Begünstigung der Reichen vor den Armen verurtheilte. Aber es war doch wunderlich, wenn Luther allein aus der Bibel nachweisen wollte, welche Verwandtschaftsgrade erlaubt und verboten waren, zumal er auch das alte Testament heranzog, in welchem einige Mal seltsame Ehen ohne Widerspruch des alten Jehovah vollzogen waren. Unzweifelhaft hatte Gott seinen Auserwählten einige Mal gestattet zwei Frauen zu haben.

Und dieselbe Methode war es, welche ihn im Jahre 1529 während der Unterhandlungen mit den Reformirten so hartnäckig machte, damals, wo er „das ist mein Leib" vor sich auf den Tisch schrieb und finster auf die Thränen und die ausge-

streckte Hand Zwingli's hinüber sah. Nie war er beschränkter gewesen, und doch nie gewaltiger, der furchtbare Mann, der seine Ueberzeugung im heftigsten innern Streit dem Zweifel und Teufel abgerungen hatte. Es war eine unvollkommene Methode, und seine Gegner richteten nicht ohne Erfolg ihre Angriffe darauf. Mit ihr verfiel seine Lehre dem Schicksal aller menschlichen Weisheit. Aber in dieser Methode war auch ein starker gemüthlicher Proceß, bei welchem seine eigene Vernunft, Bildung und Herzensbedürfniß seiner Zeit viel mehr zur Geltung kamen, als er selbst ahnte. Und sie wurde der Ausgangspunkt, von dem eine gewissenhafte Forschung die deutsche Nation zu der höchsten geistigen Freiheit emporgearbeitet hat.

Zu solcher großartigen Prüfung kamen dem ausgestoßenen Mönch auf der Wartburg auch kleinere Versuchungen; er hatte längst durch fast übermenschliche geistige Thätigkeit das überwunden, was als Sinnentrieb mit großem Mißtrauen betrachtet wurde, jetzt regte sich kräftig die Natur, und er bittet mehrmals seinen Melanchthon, auch deßhalb für ihn zu beten.

Da wollte das Schicksal, daß grade in diesen Wochen der unruhige Geist Karlstadt's in Wittenberg auf die Priesterehe fiel, und sich in einer Schrift über das Cölibat dahin entschied, Priester und Mönche binde das Gelübde der Ehelosigkeit nicht. Die Wittenberger waren im allgemeinen einverstanden, zunächst Melanchthon, der dieser Frage am unbefangensten gegenüberstand, er selbst hatte nie die Weihen erhalten und war schon seit zwei Jahren verheirathet.

So wurde von außen her grade jetzt ein Knäuel von Gedanken und sittlichen Aufgaben in Luther's Seele geworfen, dessen Fäden sein ganzes späteres Leben umspinnen sollten. Was ihm fortan von herzlicher Freude und irdischem Glück gewährt war, beruhte auf der Antwort, die er für diese Frage fand. Was ihm möglich machte die spätern Jahre zu ertragen, war das Glück seines Hauses, von da ab erst sollte sich die

Blüte seines reichen Herzens entfalten. So gnädig sandte dem einsamen das Geschick grade jetzt die Botschaft, welche ihn aufs neue und fester mit seinem Volk verbinden sollte. Und wieder charakteristisch ist, wie Luther diese Aufgabe behandelt. Sein frommes Gemüth und der conservative Zug in seinem Wesen sträubten sich gegen die hastige und ungründliche Weise, in welcher Karlstadt folgerte. Man darf annehmen, daß ihn gerade manches, was er selbst empfand, mißtrauisch machte, ob nicht der Teufel diese bedenkliche Frage benutze die Kinder Gottes zu versuchen. Und doch dauerten ihn gerade jetzt die armen Mönche im Zwange des Klosters so sehr. Er suchte in der Schrift; mit der Priesterehe wurde er leicht fertig. Aber von den Mönchen stand nichts in der Bibel. „Die Schrift schweigt, der Mensch ist unsicher.“ Und dabei erschien ihm als ein lächerlicher Einfall, daß auch seine nächsten Freunde heirathen könnten, und er schreibt an den vorsichtigen Spalatin: „Guter Gott, unsre Wittenberger wollen auch den Mönchen Weiber geben! nun, mir sollen sie keines an den Hals hängen,“ und ironisch warnt er: „Hüte dich nur, daß du nicht auch heirathest.“ Aber das Problem beschäftigte ihn doch unaufhörlich, der Mensch lebt schnell in so großer Zeit. Allmälich kam er durch Melanchthon's Gründe und wir dürfen annehmen, nach heißem Gebet zur Sicherheit. Was den Ausschlag gab, ihm selbst unbewußt, war doch die Erkenntniß, daß es vernünftig geworden sei und für eine sittlichere Begründung des bürgerlichen Lebens nothwendig, die Klöster zu öffnen. Fast drei Monate hatte er um die Frage gekämpft, am 1. Novbr. 1521 schrieb er den erwähnten Brief an seinen Vater.

Unermeßlich war die Wirkung seiner Worte auf das Volk, überall rührte sichs in den Kreuzgängen, fast aus allen Klosterpforten schlüpften Mönche und Nonnen; zuerst einzeln in heimlicher Flucht, bald lösten sich ganze Convente auf. Als Luther im nächsten Frühjahr, größere Sorge im Herzen, nach Witten-

berg zurückkehrte, machten ihm die ausgelaufenen Nonnen und Mönche viel zu schaffen. Heimliche Briefe wurden von allen Enden an ihn befördert, häufig von aufgeregten Nonnen, die als Kinder von harten Eltern in die Klöster gesteckt waren und jetzt geldlos, schutzlos bei dem großen Reformator Hilfe suchten. Nicht unnatürlich war, daß sie sich nach Wittenberg drängten. Da kamen neun Nonnen aus dem adlichen Stift Nimpschen angefahren, darunter eine Staupitz, zwei Zeschau, Katharina von Bora; dann waren wieder sechzehn Nonnen zu versorgen, und so fort. Das arme Volk dauerte ihn sehr, er schrieb ihretwegen, lief, sie bei achtbaren Familien unterzubringen. Zuweilen freilich wurde ihm des Guten zu viel, zumal die Haufen entsprungener Mönche belästigten ihn. Er klagt: „gleich wollen sie heirathen und sind die ungeschicktesten Leute zu jeder Arbeit.“ Er gab durch seine kühne Lösung einer schwierigen Frage großes Aergerniß, er selbst hatte peinliche Empfindungen, denn unter denen, die jetzt im Tumult zur bürgerlichen Gesellschaft zurückkehrten, waren zwar hochgesinnte Männer, aber auch rohe und schlechte. Doch das alles machte ihn nicht einen Augenblick irre, er wurde, wie seine Art war, durch den Widerspruch nur entschlossener. Als er 1524 die Leidensgeschichte einer Klosterjungfrau, Florentina von Oberweimar, herausgab, wiederholte er in der Zuschrift, was er bereits so oft gepredigt hatte: „Gott läßt oft in der Schrift bezeugen, er wolle keinen gezwungenen Dienst haben, und niemand soll sein werden, er thue es denn mit Lust und Liebe. Hilf Gott! ist denn nicht mit uns zu reden? Haben wir denn nicht Sinn und Ohren? Ich sag's abermal, Gott will nicht gezwungenen Dienst haben, ich sag's zum drittenmal, ich sag's hunderttausendmal, Gott will keinen gezwungenen Dienst haben*).“

---

*) Eyne geschicht wye Got eyner Erbarn kloster Jungfrawen außgeholffen hat. 1524. 4.

So trat Luther in die letzte Periode seines Lebens. Sein Verschwinden im Thüringer Wald hatte ungeheures Aufsehn gemacht. Die Gegner bebten vor dem Zorne, der sich in Stadt und Land gegen die erhob, welche man Mörder schalt. Aber die Unterbrechung seiner öffentlichen Thätigkeit wurde ihm doch verhängnißvoll. So lange er in Wittenberg Mittelpunkt des Kampfes war, hatten sein Wort, seine Feder die große Bewegung der Geister im Süden und Norden souverän beherrscht, jetzt arbeitete sie willkürlich, nach verschiedenen Richtungen, in vielen Köpfen. Einer der ältesten Genossen Luther's begann die Verwirrung, Wittenberg selbst wurde Tummelplatz einer abenteuerlichen Bewegung. Da litt es Luthern nicht länger auf der Wartburg. Schon einmal war er heimlich in Wittenberg gewesen, jetzt kehrte er gegen den Willen des Kurfürsten öffentlich dorthin zurück. Und jetzt begann er einen Heldenkampf gegen alte Freunde und gegen die Folgerungen, welche aus seiner eigenen Lehre geleitet wurden. Uebermenschlich war seine Thätigkeit. Er wetterte ohne Aufhören von der Kanzel, in der Zelle flog seine Feder. Aber er vermochte nicht jeden abgefallenen Geist zurückzuführen, selbst er konnte nicht verhindern, daß der Pöbel der Städte mit wüster Unsitte gegen Institute der alten Kirche und gegen verhaßte Personen losbrach, daß die Erregung des Volkes auch politische Wetter zusammenzog, daß der Ritter sich gegen den Fürsten, der Bauer gegen den Ritter erhob. Und was mehr war, er konnte nicht wehren, daß die geistige Freiheit, die er den Deutschen errungen hatte, auch bei frommen und gelehrten Männern ein selbständiges Urtheil über Glauben und Leben erzeugte, ein Urtheil, das auch seinen Ueberzeugungen widersprach. Es kamen die finstern Jahre des Bildersturms, der Wiedertäufer, des Bauernkrieges, des leidigen Sacramentstreites. Wie oft erhob sich in dieser Zeit die Gestalt Luther's finster und gewaltig über den Hadernden, wie oft erfüllten ihn selbst die Verkehrtheit der

Menschen und eigener heimlicher Zweifel mit banger Sorge um die Zukunft Deutschlands!

Denn in einer wilden Zeit, welche mit Feuer und Schwert zu töten gewöhnt war, faßte dieser Deutsche die geistigen Kämpfe so hoch und rein wie kein anderer. Jede Anwendung irdischer Gewalt war ihm in der Zeit der eigenen höchsten Gefahr tötlich verhaßt, er selbst wollte nicht behütet sein von seinem Landesherrn, ja er wollte keinen Menschenschutz für seine Lehre. Er focht mit scharfem Kiel gegen seine Feinde, aber der einzige Scheiterhaufen, den er anzündete, war gegen ein Papier; er haßte den Papst wie den Teufel, aber er hat immer Verträglichkeit und christliche Duldung gegen Papisten gepredigt; er beargwöhnte manchen, in stillem Bund mit dem Teufel zu stehn, er hat nie eine Hexe gebrannt. In allen katholischen Ländern flammten die Holzstöße über Bekennern des neuen Glaubens, selbst Hutten stand in starkem Verdacht, einigen Mönchen die Ohren abgeschnitten zu haben; Luther hatte herzliches Mitleid mit dem gedemüthigten Tetzel und schrieb ihm einen Trostbrief. So human war seine Empfindung. Der Obrigkeit, die Gott eingerichtet hat, gehorsam sein, war sein höchster politischer Grundsatz, nur wenn der Dienst seines Gottes gebot, loderte sein Widerspruch auf. Es war ihm beim Abschied von Worms befohlen worden nicht zu predigen, ihm, der gerade damals für vogelfrei erklärt werden sollte; er ließ sich die Predigt nicht wehren, aber der ehrliche Mann hatte doch Sorge, man könne ihm das als Ungehorsam auslegen. Seine Auffassung des Reichszusammenhangs war noch ganz alterthümlich und ganz volksmäßig. Wie der Unterthan der Obrigkeit, so hatten die Landesherrn und Kurfürsten dem Kaiser gehorsam zu sein nach Reichsgesetz.

An der Person Karl's V. nahm er sein Lebelang menschlichen Antheil, nicht nur in jener ersten Zeit, wo er ihn als das „theure junge Blut“ begrüßte, auch noch spät, als er wohl

wußte, daß der spanische Burgunder der deutschen Reformation höchstens politische Duldung gewähre. „Er ist fromm und still,“ sagte er von ihm, „er spricht in einem Jahre nicht so viel, als ich in einem Tage, er ist ein Glückskind;“ gern rühmte er des Kaisers Mäßigung, Bescheidenheit und Langmuth. Als er schon längst die Politik des Kaisers verurtheilte und in der Stille dem Charakter desselben mißtraute, hielt er darauf, daß unter seinen Tischgenossen mit Ehrfurcht von dem Herrn Deutschlands gesprochen würde, und sagte den Jüngeren entschuldigend: „Ein Politiker kann nicht so offen sein, als wir Geistliche.“*) Noch 1530 war sein Gutachten, daß es dem Kurfürsten Unrecht sei, seinem Kaiser mit den Waffen Widerstand zu leisten; erst 1537 fügte er sich widerstrebend der freieren Ansicht seines Kreises — aber nicht zuerst angreifen dürfe der gefährdete

*) Nach mehren Stellen der Tischreden, deren Herausgeber allerdings gelegentliche starke Aeußerungen Luther's abzudämpfen bemüht waren, aber in dem, was sie mittheilen, so zuverlässig berichten, wie etwa akademische Hefte den Vortrag eines gefeierten Lehrers wiedergeben. Wie bekannt, sind die Tischreden zusammengesetzt aus den Aufzeichnungen der gelehrten Hausgenossen Luther's, welche die Dicta ihres Gottesmannes sofort niederschrieben, gewöhnlich in der Sprechweise des Luther'schen Tisches, bald lateinisch, bald deutsch. Aus vielen solcher Hefte entstanden Sammlungen, aus mehren Sammlungen die alten Drucke. Eine genügende Ausgabe wird entbehrt; auch die neue von Förstemann und Bindseil erfüllt nicht den Zweck einer neuen Redaction mit sorgfältiger Benützung der vorhandenen Handschriften, von denen mehre zugänglich sind. Die lateinische Ausgabe der Tischreden (Frankf. a. M., 2 Bde., beide von 1571) ist nach der Sammlung von M. Antonius Lauterbach herausgegeben, deren bekannte Handschrift in der Bibliothek des Waisenhauses zu Halle erhalten ist. Aber beim Druck ist vieles ausgelassen, einiges geändert, der Druck des fast unbekannten Buches ist auffallend incorrect.

Wenn hier nach Walch citirt worden ist, so soll doch bemerkt werden, daß die beste Ausgabe von Luther's sämmtlichen Werken die seit einigen Jahren vollendete von J. K. Irmischer ist (Frankf. und Erl., Heyder und Zimmer).

Fürst. So lebendig war in dem Mann aus dem Volke noch die ehrwürdige Tradition von einem festen, wohlgegliederten Bundesstaat, in einer Zeit, wo der stolze Bau jener alten Sachsen- und Frankenkaiser bereits so arg zerbröckelt war. Aber in solcher Loyalität war keine Spur von sklavischem Sinne; als ihn sein Landesfürst einst bestimmte, einen ostensiblen Brief zu schreiben, sträubte sich sein Wahrheitsgefühl gegen das Prädicat des Kaisers: Allergnädigster Herr, denn der Kaiser sei ihm nicht gnädig gesinnt. Und in seinem häufigen Verkehr mit Vornehmen war er von einer rücksichtslosen Offenheit, die mehr als einmal den Hofleuten schrecklich wurde. Seinem eigenen Landesherrn hat er in aller Ergebenheit Wahrheiten gesagt, wie sie nur ein großer Charakter aussprechen darf, nur ein gutherziger anzuhören vermag. Im ganzen hielt er wenig von den deutschen Fürsten, so sehr er einzelne achtete. Häufig und gerecht sind seine Klagen über ihre Unfähigkeit, Zügellosigkeit, ihre Laster *). Auch den Adel betrachtete er gern mit Ironie, die Plumpheit der Mehrzahl mißfiel ihm höchlich **). Und einen demokratischen

---

*) Ein mildes Urtheil über den sächsischen Hof in den Tischreden IV. §. 127: Ich habe neulich zu Hofe eine harte scharfe Predigt gethan wider das Saufen; aber es hilft nicht. Taubenheim und Minkwitz sagen: es könne zu Hofe nicht anders sein, denn die Musica und alles Ritter- und Saitenspiel wäre gefallen, nur noch mit Saufen würde jetzt an Höfen Aufmerksamkeit erwiesen. Und zwar unser gnädigster Herr und Kurfürst (Johann Friedrich) ist ein großer starker Herr, kann wol einen guten Trunk ausstehen, was er verträgt, machet einen andern neben ihm trunken; wenn er ein Buhler wäre, so würde es sein Fräulein nicht gut haben. Aber wenn ich wieder zu dem Fürsten komme, so will ich nichts andres thun, denn bitten, daß er überall seinen Unterthanen und Hofleuten bei ernster Strafe gebieten wolle, daß sie sich ja wol vollsaufen sollen. Vielleicht, wenn es geboten würde, möchten sie das Widerspiel thun.

**) Merkwürdig ist folgende Stelle ebendaselbst: Der Adel will regieren und kann doch nichts und versteht nichts. Der Papst aber weiß es nicht allein, sondern kann auch regieren in der That. Der geringste Papist kann mehr regieren als zehn vom Adel am Hofe.

Widerwillen empfand er gegen die harten und eigennützigen Rechtsgelehrten, welche die Geschäfte der Fürsten besorgten, nach Gunst arbeiteten, die armen Leute quälten; dem besten von ihnen räumte er nur sehr zweifelhafte Aussicht auf die Gnade Gottes ein. Dagegen war sein ganzes Herz bei den Unterdrückten; er schalt zuweilen die Bauern, ihre Verstocktheit, ihren Kornwucher, aber er pries auch oft ihren Stand, sah mit herzlichem Mitleid auf ihre Lasten und gedachte wohl, daß er von Haus aus zu ihnen gehörte.

Aber das alles gehörte zum weltlichen Regiment, er diente dem geistlichen. Auch die volksmäßige Vorstellung saß fest in seiner Seele, daß zwei herrschende Gewalten nebeneinander die deutsche Nation zu regieren hätten, Kirchenmacht und Fürstenmacht. Und er hatte gutes Recht, sein Gebiet von Pflichten und Rechten mit Stolz der weltlichen Politik gegenüberzustellen. In seinem geistlichen Gebiet war Gemeinsinn, Opfermuth, eine Fülle idealen Lebens, im weltlichen Regiment fand er überall engherzigen Eigennutz, Räuberei, Betrug und Schwäche. Zornig kämpfte er dafür, daß die Obrigkeit sich nicht zu ordnen anmaße, was dem Seelsorger und der Autonomie seiner Gemeinde zustehe. Vom Interesse seines Glaubens, nach dem Gesetz seiner Bibel beurtheilte er alle Politik. Wo ihm das Schriftwort durch weltliche Politik gefährdet schien, erhob er seine Stimme, gleichgiltig, wen er traf. Es war nicht seine Schuld, daß er stark war und die Fürsten schwach, und ihn, den Mönch, den Professor, den Seelsorger darf kein Vorwurf treffen, wenn der protestantische Fürstenbund der schlauen Staatskunst des Kaisers gegenüberstand wie ein Rudel Hirsche. Er selbst war sich klar bewußt, daß italienische Politik nicht seine Sache war; wenn der rührige Landgraf von Hessen einmal dem geistlichen Rath nicht folgte, so achtete ihn Luther darum im Stillen um so mehr. „Er hat seinen eigenen Kopf, es gelingt ihm, er hat einen feinen weltlichen Verstand.“

Jetzt, seit Luther's Rückkehr nach Wittenberg, brauste im Volke eine demokratische Fluth. Luther hatte die Klöster geöffnet, jetzt verlangte man Abhilfe für viele andere sociale Schäden: die Noth der Bauern, die geistlichen Steuern, die Pfründenwirthschaft, die schlechte Rechtspflege. Luther's ehrliches Herz sympathisirte mit dieser Bewegung. Er ermahnte und schalt die Grundherrn und Fürsten. Aber als sich die wilden Wogen des Bauernkrieges auch über seine Saaten ergossen, als blutige Gewaltthat sein Gemüth verletzte und er empfand, daß die Schwärmer und Rottengeister eine Herrschaft über die Bauernhaufen ausübten, welche auch seiner Lehre Vernichtung drohte, da warf er sich im höchsten Zorn der rohen Masse entgegen. Wild und kriegerisch klang sein Ruf an die Fürsten, ihm war das Greulichste geschehen, das Evangelium der Liebe war geschändet durch freche Willkür solcher, welche sich seine Bekenner nannten. Seine Politik war auch hierin die richtige; es gab in Deutschland leider keine bessere Macht als die der Fürsten, auf ihnen beruhte trotz allem die Zukunft des Vaterlandes, weder die unfreien Bauern, noch die räuberischen Edelleute, noch die vereinzelten Reichsstädte, welche wie Inseln in der schwellenden Brandung standen, gaben eine Garantie. Er hatte ganz Recht in der Sache, aber dieselbe hartköpfige, unbeugsame Art, welche bis dahin seine Kämpfe gegen die Hierarchie so volksthümlich gemacht hatte, wandte sich jetzt gegen das Volk selbst. Ein Schrei des Entsetzens und Abscheus ging durch die Masse. Er war ein Verräther. Der seit acht Jahren der Liebling und Held des Volkes gewesen war, er wurde plötzlich der unpopulärste Mann. Aufs neue wurde ihm Sicherheit und Leben bedroht; noch fünf Jahre nachher war es für ihn der Bauern wegen gefährlich, nach Mansfeld zu seinem kranken Vater zu reisen. Der Zorn der Menge arbeitete auch gegen seine Lehre, die Winkelprediger und neuen Apostel behandelten ihn als verlornen, verdorbenen Mann.

Er war gebannt, er war geächtet und vom Volke verflucht.

Auch viele wohlmeinende Männer hatten seinen Sturm gegen Cölibat und Klosterleben nicht gebilligt. Die Landedelleute drohten den geächteten auf der Landstraße aufzuheben, weil er die Nonnenklöster vernichtet hatte, in welche, ähnlich wie in Findelhäuser, die ehelichen Töchter des armen Adels schon in früher Kindheit geworfen wurden. Die römische Partei triumphirte, der neuen Ketzerei war genommen, was sie bis dahin mächtig gemacht hatte. Luther's Leben und seine Lehre schien dem Untergange nahe.

Da beschloß Luther zu heirathen. Zwei Jahre hatte Käthe von Bora im Hause des Stadtschreibers, späteren Bürgermeisters Reichenbach zu Wittenberg gelebt, ein kräftiges, stattliches Mädchen, auch sie die verlassene Tochter einer Familie des meißnischen Landadels*). Zweimal hatte sich Luther bemüht, auch ihr einen Gatten zu werben, wie er in väterlicher Sorge schon mehren ihrer Gefährtinnen gethan hatte, endlich erklärte Katharina, sie werde keinen Mann freien, wenn nicht Luthern selbst oder seinen Freund Amsdorf. Luther war verwundert, aber er entschloß sich kurz. Von Lucas Kranach begleitet, hielt er um sie an und ließ sich auf der Stelle mit ihr trauen. Dann bat er die Freunde zum Hochzeitsschmaus, suchte bei Hofe um den Wildbraten nach, den der Landesherr seinen Professoren bei Hochzeiten zu schenken pflegte, und empfing von der Stadt Wittenberg den Tischwein als Festgeschenk. Wie es damals in Luther's Seele aussah, möchten wir gern verstehen. Sein ganzes Wesen war auf das höchste gespannt, die wilde Urkraft seiner Natur

*) Noch ist die Untersuchung über ihre Familie nicht beendet. Das Beste darüber in Seidemann's Anmerkungen zum sechsten Theil von Luther's Briefen. Darnach erscheinen die Bora in Urkunden des Dresdner Archivs seit dem dreizehnten Jahrhundert. Die Bora-Kessel in Schlesien, jetzt ebenfalls ausgestorben, scheinen nicht verwandt, wenigstens ist das Wappen ein anderes. Ueber Katharina's Eltern wissen wir nichts Sicheres, ihre Geschwister aber klammerten sich später an Luther's Fürsprache.

stieß nach allen Seiten, tief war er erschüttert über das Unheil, das rings um ihn aus verbrannten Dörfern und erschlagenen Männern aufstieg. Wäre er ein Fanatiker seiner Ideen gewesen, er hätte jetzt wol in Verzweiflung geendigt. Aber über der stürmischen Unruhe, die bis zu seiner Vermählung in ihm erkennbar ist, glänzte ihm wie ein reines Licht grade jetzt die Ueberzeugung, daß er Hüter des göttlichen Rechtes unter den Deutschen sei, und daß er, um bürgerliche Ordnung und Sitte zu schützen, die Meinung der Menschen zu leiten habe, nicht aber ihr zu folgen. Wie heftig er im einzelnen eifert, grade jetzt erscheint er vorzugsweise conservativ, fester als je in sich geschlossen. Daneben hatte er allerdings die Ansicht, daß ihm nicht mehr lange zu leben bestimmt sei, und in manchen Stunden erwartete er mit Sehnsucht das Martyrium. So schloß er auch seine Ehe im völligen Einklang mit sich selbst. Er hatte sich vollständig in die Nothwendigkeit und Schriftmäßigkeit der Ehe hineingetrieben, seit den letzten Jahren hatte er alle seine Bekannten zum Heirathen gedrängt, zuletzt sogar einen alten Gegner, den Erzbischof von Mainz. Er selbst giebt zwei Gründe an, die ihn bestimmt haben. Er hatte seinen Vater auf lange Jahre des Sohnes beraubt, es war ihm wie eine Sühne, dem alten Hans einen Enkel zu hinterlassen, wenn er selbst sterbe. Auch Trotz war dabei: die Gegner triumphirten, Luther sei gedemüthigt, alle Welt nahm jetzt Aergerniß an ihm, er wollte ihr noch mehr Aergerniß geben in seiner guten Sache.

Er war von kräftiger Natur, aber es war keine Spur von roher Sinnlichkeit in ihm. Und wir dürfen annehmen, daß der beste Grund, den er keinem Freunde gesteht, zuletzt doch der entscheidende war. Lange hatte das Geschwätz der Leute mehr gewußt als er, jetzt wußte auch er, daß Katharina ihm hold war. „Ich bin nicht verliebt und nicht in Leidenschaft, aber ich bin ihr gut,“ schreibt er einem seiner liebsten Freunde. — Und diese Ehe gegen die Meinung der Zeitgenossen unter dem Hohngeschrei

der Gegner geschlossen, wurde ein Bund, dem wir Deutsche ebensoviel verdanken als den Jahren, in denen er, ein Geistlicher der alten Kirche, für seine Theologie die Waffen getragen hatte. Denn von jetzt wurde der Gatte, der Vater, der Bürger auch Reformator des häuslichen Lebens seiner Nation, und grade der Segen seiner Erdentage, an welchem Protestanten und Katholiken heut noch gleichen Antheil haben, stammt aus der Ehe zwischen einem ausgestoßenen Mönch und einer entlaufenen Nonne.

Denn noch einundzwanzig arbeitvolle Jahre sollte er als Bildner seiner Nation wirken. Jetzt wurde sein größtes Werk, die Uebersetzung der Bibel, beendigt, und an dieser Arbeit, die er im Verein mit seinen Wittenberger Freunden zum Abschluß brachte, erwarb er die volle Gewalt über die Sprache des Volkes, eine Sprache, welche zuerst durch dies Werk ihren Reichthum und ihre Kraft gebrauchen lernte. Wir wissen, in welchem großen Sinn er die Arbeit unternahm, ein Buch für das Volk wollte er schaffen, emsig studirte er dazu Redeweise, Sprichwörter und technische Ausdrücke, die im Volksmund lebten. Noch die Humanisten hatten oft ein unbehilfliches verschränktes Deutsch geschrieben mit ungefügen Sätzen in unschöner Erinnerung an den lateinischen Stil. Jetzt erhielt die Nation zur täglichen Lectüre ein Werk, das mit einfachem Wort in kurzen Sätzen die tiefste Weisheit und die beste geistige Habe der Zeit zum Ausdruck brachte. Mit den übrigen Werken Luther's wurde die deutsche Bibel Grundlage der neudeutschen Sprache. Und diese Sprache, in welcher unsre ganze Literatur und unser geistiges Leben Ausdruck gefunden hat, ist eine unvertilgbare Habe geworden, welche in den schwersten Zeiten, selbst verunziert und entstellt, die einzelnen deutschen Stämme erinnert hat, daß sie zusammengehören. Noch wächst bei uns jeder Einzelne aus dem Dialekt seiner Heimat herauf, noch heut ist die Sprache der Bildung, Poesie und Wissenschaft, welche Luther geschaffen, das Band, welches alle deutschen Seelen zur Einheit zusammenschließt.

Und nicht weniger war, was derselbe Mann für das bürgerliche Leben der Deutschen that. Hausandacht, Ehe und Kinderzucht, Gemeindeleben und Schulwesen, Sitte, Vergnügen, alle herzlichen Empfindungen, alle gesellschaftliche Freude weihte er durch seine Lehre und Schrift, überall war er bemüht neue Marksteine zu setzen, tiefern Grund zu graben. Kein Gebiet menschlicher Pflicht gab es, über welches er seine Deutschen nicht nachzudenken zwang. Durch seine zahlreichen Sermone und kleinen Schriften wirkte er ins Weite, durch zahllose Briefe, in denen er Anfragenden Rath und Trost gab, auf die Einzelnen. Wenn er die Zeitgenossen unablässig trieb selbstthätig zu prüfen, ob ein Herzenswunsch berechtigt sei oder nicht, was der Vater dem Kind, der Unterthan der Obrigkeit, der Rathsherr seiner Bürgerschaft zu gewähren schuldig sei, so war der Fortschritt, der durch ihn gemacht wurde, deßhalb so bedeutend, weil er auch hier das Gewissen des Einzelnen frei machte und an die Stelle äußern Zwangs, gegen den sich die Selbstsucht bisher trotzig empört hatte, überall gemüthvolle Selbstbeherrschung setzte. Wie schön begreift er die Nothwendigkeit, die Kinder durch Schulunterricht zumal in alten Sprachen zu bilden, wie empfiehlt er auch seine geliebte Musik zur Einführung in den Schulen, wie groß wird sein Blick, wenn er die Rathsherrn ermahnt auch Stadtbibliotheken anzulegen. Und wieder, wie gewissenhaft suchte er bei Verlobung und Ehe dem Herz der Liebenden ein Recht zu sichern gegenüber der harten elterlichen Gewalt. Wol ist auch sein Gesichtskreis durch die Worte der Schrift begrenzt, aber überall klingt durch sein Predigen, Treiben und Schelten der schöne Grundton seiner deutschen Natur, das Bedürfniß von Freiheit und Zucht, von Liebe und Sittlichkeit. Das alte Sacrament der Ehe hatte er geworfen, aber höher, edler, freier gestaltete er das innerliche Verhältniß zwischen Mann und Weib; die unbehilflichen Klosterschulen hatte er befehdet, überall in Dorf und Stadt, soweit sein Einfluß reichte,

blühten bessere Bildungsstätten für die Jugend auf; Messe und lateinischen Kirchengesang hatte er abgeschafft, er gab dafür Verehrern und Gegnern die regelmäßige Predigt und das deutsche Kirchenlied.

Immer reiner trat sein Bedürfniß hervor, alles Holde, Gute und Herzliche, was ihm die Welt entgegentrug, als göttlich zu empfinden. In solchem Sinne war er immer fromm und immer weise, in der Natur, in ehrbarer Fröhlichkeit unter seinen Genossen, wenn er seine Frau neckte, seine Kinder im Arm hielt. Vor dem Fruchtbaum, den er voll Obst hängen sah, stand er vergnügt über die Pracht: „Wenn Adam nicht gefallen wäre, hätten wir immer alle Bäume so bewundert.“ Eine große Birne nahm er erstaunt in die Hand: „Seht, vor einem halben Jahre war sie tiefer unter der Erde, als sie lang und groß ist, und saß im äußersten Wipfel der Wurzel. Diese allerkleinsten und unachtsamsten Creaturen sind die größten Wunderwerke. Gott ist in der geringsten Creatur, als in einem Baumblatt oder Gräslein!“ Zwei Vöglein machten in des Doctors Garten ein Nest und flogen am Abend heran, oft von den Vorübergehenden gescheucht; er rief ihnen zu: „Ach du liebes Vöglein, fliehe nicht, ich gönne dir's von Herzen wol, wenn du mir's nur glauben könntest. Aber so vertrauen auch wir unserm Gott nicht.“ Große Freude war ihm die Geselligkeit mit treuen Männern, dann trank er vergnügt seinen Wein, die Unterhaltung flog lebendig über Großes und Kleines, er sang wol selbst oder schlug die Laute, und richtete eine Cantorei auf. Was Menschen in Ehrbarkeit fröhlich machte, war ihm lieb, die herrlichste Kunst die Musica; mild urtheilt er über den Tanz und sprach — fünfzig Jahre vor Shakespeare — wohlwollend von der Komödie, denn sie lehre gleich einem Spiegel, wie sich ein jeglicher halten soll*).

*) Tischreden. Walch, 2277.

Wenn er so mit Melanchthon zusammen saß, dann war Magister Philipp der Milde, Gelehrte, der zu gewagten Behauptungen seines kräftigen Freundes wol einmal die kluge Einschränkung hinzufügte. War dann von reichen Leuten die Rede und Frau Käthe konnte sich nicht enthalten, sehnsüchtig zu bemerken: „Hätte mein Herr einen solchen Sinn gehabt, so wäre er sehr reich geworden,“ dann entschied Melanchthon ernsthaft: „Das ist unmöglich, denn die so auf allgemeinen Nutzen trachten, die können nicht ihrem Nutzen anhängen.“ Ein Thema aber gab es, worin die beiden Männer gern aneinander geriethen. Melanchthon war ein großer Verehrer der Astrologie. Und diese Wissenschaft sah Luther mit souveräner Verachtung an; Luther dagegen war durch seine Methode der biblischen Exegese — ach, und durch geheime politische Sorgen — zu der Ueberzeugung gekommen, daß das Ende der Welt nahe sei. Das schien wieder dem gelehrten Melanchthon sehr zweifelhaft. Wenn also Melanchthon von Himmelszeichen und Aspecten anfing, und Luther's Erfolge daraus erklärte, daß dieser unter dem Zeichen der Sonne geboren sei, dann rief Luther: „Ich gebe nicht so viel auf euern Sol. Ich bin eines Bauern Sohn, mein Vater, Großvater, Ahnherr sind rechte Bauern gewesen.“ — „Ja,“ versetzte Melanchthon, „auch im Dorfe würdet Ihr ein Oberster, Schultheiß oder ein erster Knecht über die andern geworden sein.“ „Ich aber,“ rief Luther siegreich, „bin ein Baccalaureus, Magister, ein Mönch geworden, das steht im Gestirne nicht, darnach bin ich dem Papst in die Haare gefallen und er mir wieder, ich habe eine Nonne zum Weibe genommen und etliche Kinder mit ihr gezeugt, wer hat das in den Sternen gesehen!“ Und wieder fuhr Melanchthon in seinen astrologischen Deutungen fort, begann vom Kaiser Karl und erklärte, diesem Herrn sei bestimmt im Jahre 1584 zu sterben. Dann brach Luther stark heraus: „So lange steht die Welt gar nicht mehr. Denn wenn wir den Türken wegschlagen, ist die Prophe-

zeiung Danielis erfüllt und am Ende. Dann ist der jüngste Tag gewißlich vor der Thür.“ —

Wie liebenswürdig ist er als Vater in der Familie! Als seine Kinderlein vor dem Tisch standen und mit allem Fleiß auf das Obst und die Pfirsichen sahen, sagte er: „Wer da sehen will das Bild eines, der sich in Hoffnung freut, der hat hier das rechte Conterfei. Ach daß wir den jüngsten Tag so fröhlich ansehen könnten. Adam und Eva werden viel besseres Obst gehabt haben, unseres sind eitel Holzäpfel dagegen. Auch die Schlange, meine ich, war damals die schönste Creatur, freundlich und holdselig, noch trägt sie ihr Krönlein, aber nach dem Fluch hat sie Füße und ihren schönen Leib verloren.“ So sah er seinem dreijährigen Söhnchen zu, welches spielte und mit sich selbst plauderte: „Dies Kind ist wie ein Trunkener, es weiß nicht, daß es lebet, und lebet doch sicher und fröhlich dahin, springet und hüpfet. Solche Kinder sind gern in großen weiten Gemächern, wo sie Raum haben.“ Und er zog das Kind an sich: „Du bist unseres Herrgotts Närrchen, unter seiner Gnade und Vergebung der Sünden, nicht unter dem Gesetz, du fürchtest dich nicht, bist sicher und bekümmerst dich um nichts; wie du es machst, so ist's unverderbt. Die Eltern haben die jüngsten Kinder allezeit am liebsten; mein kleiner Martin ist mein liebster Schatz, solche Kinderlein bedürfen der Eltern Sorge und Liebe am meisten. Darum steigt die Liebe der Eltern allezeit einfältig niederwärts. Wie muß Abraham zu Sinne gewesen sein, da er seinen jüngsten und liebsten Sohn wollte opfern, er wird der Sarah nichts davon gesagt haben. Dieser Gang wird ihm sauer angekommen sein.“ — Seine geliebte Tochter Magdalena lag auf dem Tode, da klagte er: „Ich habe sie sehr lieb, aber lieber Gott, da es dein Wille ist, daß du sie dahin nehmen willst, so will ich sie gern bei dir wissen. Magdalene, mein Töchterchen, du bleibst gern hier bei deinem Vater und ziehst auch gern zu jenem Vater.“ Da sprach das Kind: „Ja, herzer Vater, wie

Gott will.“ Und als sie starb, fiel der Vater vor dem Bett auf seine Knie, weinte bitterlich und betete, daß sie Gott erlösen wolle. Da entschlief sie in des Vaters Händen. Und als das Volk kam die Leiche bestatten zu helfen, und den Doctor nach Gewohnheit anredete, sagte er: „Ich bin ja fröhlich im Geist, aber das Fleisch will nicht heran, das Scheiden vexiret einen über die Maßen sehr. Wunderlich ist's, zu wissen, daß sie gewiß im Frieden und ihr wohl ist, und doch noch so traurig zu sein.“

Sein Dominus oder Herr Käthe, wie er die Gattin auch in Briefen an die Freunde nannte, hatte sich bald zu einer tüchtigen Wirthin gebildet. Und sie hatte nicht geringe Mühe. Kleine Kinder, der Mann oft kränklich, eine Anzahl Tischgänger, Magister und arme Studenten, ein immer offenes Haus, dem selten gelehrte oder vornehme Gäste fehlten, und dazu ein knapper Haushalt und ein Gatte, der lieber gab als nahm, und der in seinem Eifer einmal, als sie in Wochen lag, sogar über das Pathensilber der Kleinen herfiel, um ein Almosen zu geben. Luther kann z. B. im Jahre 1527 nicht acht Gulden für seinen Prior und Freund Briesger auslegen. Traurig schreibt er ihm: Drei silberne Becherlein (Hochzeitgeschenke) sind gegen 50 Gulden verpfändet, das vierte ist wieder verkauft, das Jahr hat 100 Gulden Schulden gebracht. Ludwig Kranach will meine Bürgschaft nicht mehr annehmen, damit ich mich nicht ganz ruinire. — Einigemal lehnt Luther Geschenke ab, auch solche, welche ihm sein Landesherr anbietet; es scheint, daß die Rücksicht auf Weib und Kinder ihm in der letzten Zeit doch etwas haushälterischen Sinn gegeben habe. Als er starb, betrug seine Hinterlassenschaft in ungefährer Schätzung etwa 8—9000 Gulden, darunter ein Landgütchen, ein großer Garten, zwei Häuser; das war sicher vorzugsweise Frau Käthe's Verdienst. Aus der Art, wie Luther sie behandelt, sehen wir, wie glücklich seine Häuslichkeit war. Wenn er Anspielungen auf das behende

Schwatzen der Frauen macht, er hatte wenig Recht dazu, denn er selbst war durchaus kein Mann, den man wortkarg nennen durfte. Wenn sie sich herzlich freut, allerlei Fische aus dem kleinen Teich ihres Gartens aufsetzen zu können und der Doctor wieder über ihre Freude seelensvergnügt ist, und nicht verfehlt eine angenehme Betrachtung über das Glück der Genügsamkeit daranzuhängen. Oder wenn ihr einmal das Lesen im Psalter zu viel wird und sie ihm antwortet, sie höre genug vom Heiligen, läse täglich viel und könnte auch wol davon reden, Gott wolle nur, daß sie darnach handle, und der Doctor auf diese verständige Antwort erseufzt: „So fängt der Ueberdruß an Gottes Wort an, es werden eitel neue Bücher kommen und die Schrift wird wieder in den Winkel geworfen.“ — Aber dies feste Verhältniß von zwei guten Menschen war längere Zeit nicht ohne geheimes Weh. Wir vermögen nur zu ahnen, was an der Seele der Frau nagte, wenn noch im Jahre 1527 Luther in gefährlicher Krankheit von ihr letzten Abschied nahm mit den Worten: „Du bist mein ehelich Weib, dafür sollst du dich gewiß halten.“

Aehnlich, wie mit seinen Lieben, verkehrte Luther auch mit den hohen Mächten seines Glaubens. Alle guten Gestalten aus der Bibel waren ihm wie treue Freunde, seine lebhafte Einbildungskraft hatte ihr Wesen vertraulich zugerichtet, und gern malte er sich ihre Zustände mit der Treuherzigkeit eines Kindes aus. Als ihn Veit Dietrich frug, was wol der Apostel Paulus für eine Person gewesen sei, erwiederte Luther schnell: „Er war ein unansehnliches, hageres Männlein, wie Philippus Melanchthon.“ Ein anmuthiges Bild war ihm die Jungfrau Maria; „sie ist ein feines Mädchen gewesen,“ sagte er bewundernd, „sie muß eine gute Stimme gehabt haben.“ Und den Erlöser dachte er sich am liebsten als Kind bei den Eltern, wie er dem Vater das Essen auf den Holzplatz trägt und wie Maria, wenn er zu lange ausbleibt, frägt: „wo bist du denn so lange gewesen, Kleiner?“ Nicht auf dem Regenbogen in Glorie, nicht als Voll-

strecker des Gesetzes soll man den Heiland denken, die Vorstellung ist dem Menschen zu hoch und furchtbar, nur als armen Dulder, der unter den Sündern lebt und für sie stirbt.

Auch sein Gott war ihm durchweg Hausherr und Vater. Gern vertiefte er sich in die Oekonomie der Natur. Er ergeht sich in staunender Betrachtung, wie viel Holz Gott schaffen müsse. „Niemand kann ausrechnen, was Gott nur allein braucht, die Sperlinge und unnützen Vögel zu ernähren, die kosten ihm in einem Jahre allein mehr, als der König von Frankreich Einkommen hat. Und nun denke man das Andere." — „Gott versteht alle Handwerke: in seiner Schneiderei macht er dem Hirsch einen Rock, der hundert Jahre hält; als ein Schuster giebt er ihm Schuhe an die Beine, und bei der lieben Sonne ist er ein Koch. — Er könnte wol reich werden, wenn er wollte, wenn er die Sonne aufhielte, die Luft einschlösse, wenn er dem Papst, Kaiser, Bischöfen und Doctoren mit Tod drohte, sobald sie ihm nicht zur Stünde hunderttausend Gulden zahlten. Da er das aber nicht thut, sind wir undankbare Unfläther." — Und ernsthaft denkt er darüber nach, wo die Nahrungsmittel für so viele Menschen herkommen; der alte Hans Luther hatte behauptet, es gäbe mehr Menschen als Korngarben; der Doctor glaubte zwar, daß mehr Garben wachsen, als Menschen, aber doch mehr Menschen als Mandeln Korn; „die Mandel Korn aber giebt kaum einen Scheffel, und davon kann ein Mensch doch nicht das ganze Jahr hindurch leben." — Sogar ein Düngerhaufen lud ihn zu herzlicher Betrachtung ein. „Gott hat eben so viel aufzuräumen als zu schaffen, wenn er nicht beständig fortbrächte, die Menschen hätten die Welt längst vollgeschmissen." Und wenn Gott den Gottesfürchtigen oft ärger straft als den Gottlosen, so handelt er ihm auch wie ein ernster Hauswirth, der seinen Sohn öfters stäupt als den argen Knecht, aber heimlich sammelt er dem Sohn einen Schatz zum Erbe, den Knecht stößt er zuletzt vor die Thür. — Und fröhlich zieht er den Schluß: „Kann mir

unser Herrgott verzeihen, daß ich ihn wol zwanzig Jahre mit Messehalten geärgert habe, so kann er mir auch zu gute halten, daß ich bisweilen ihm zu Ehren einen guten Trunk thue. Die Welt lege es aus wie sie wolle."

Auch wundert er sich sehr darüber, daß Gott so hart mit den Juden zürne. „Seit fünfzehnhundert Jahren beten sie heftig mit Ernst und großem Eifer, wie ihre Gebetbüchlein zeigen, und er läßt sich ihnen die ganze Zeit nicht mit einem Wörtlein merken. Wenn ich so beten könnte, wie sie beten, ich wollte für zweihundert Floren Bücher darum geben. Es muß ein großer unsäglicher Zorn sein. Ach, lieber Gott, strafe lieber mit Pestilenz, als daß du so stillschweigest!"

Wie ein Kind betete Luther alle Morgen und Abende, oft am Tage, ja während des Essens. Gebete, die er auswendig wußte, sprach er immer wieder mit heißer Andacht, am liebsten das Vaterunser, dann sagte er seinem Gott den kleinen Katechismus auf; den Psalter trug er als Gebetbüchlein immer bei sich. Wenn er in leidenschaftlicher Sorge war, dann wurde sein Gebet ein Sturm, ein Ringen mit Gott, dessen Gewalt, Größe und dessen heilige Einfalt sich schwer mit andern menschlichen Empfindungen vergleichen läßt. Dann war er der Sohn, der verzweifelnd zu den Füßen seines Vaters liegt, oder der treue Diener, der zu seinem Fürsten fleht. Denn unerschütterlich war seine Ueberzeugung, daß man durch Bitten und Mahnen auf Gottes Entschlüsse einwirken könne. Und so wechselt in seinem Gebet Erguß der Empfindungen mit Klage, ja mit ernsten Vorstellungen. Es ist oft berichtet, wie er den todkranken Melanchthon im Jahre 1540 zu Weimar wieder zum Leben brachte. Als Luther ankam, traf er Magister Philippus im Verscheiden, ohne Besinnung, mit gebrochenen Augen. Luther erschrak gewaltig und sprach: „Behüte Gott, wie hat der Teufel dieses Organon geschändet!" Dann kehrte er der Gesellschaft den Rücken und trat zum Fenster, wie er gern that, wenn er betete.

„Allhier," sagte dann Luther selbst, „mußte mir unser Herrgott herhalten, denn ich warf ihm den Sack vor die Thür und rieb ihm die Ohren mit allen Verheißungen des Gebets, die ich aus der heiligen Schrift zu erzählen wußte, so daß er mich anhören mußte, wenn ich anders seinen Verheißungen trauen sollte." Darauf faßte er Melanchthon bei der Hand: „Seid getrost, Philipp, ihr werdet nicht sterben." Und Melanchthon fing unter dem Zauber seines starken Freundes zur Stelle an Athem zu schöpfen, und erhielt die Besinnung wieder. Er wurde hergestellt.

Wie Gott die Quelle alles Guten, so war für Luther der Teufel Hervorbringer des Schädlichen und Schlechten. Der Teufel mischte sich verderblich in den Lauf der Natur, bei Krankheit und Pest, Mißwachs und Hungersnoth. Aber seit Luther's Lehre war der größte Theil seiner Thätigkeit in die Seele des Menschen verlegt. Dort flößte er unlautere Gedanken ein, aber auch den Zweifel, die Schwermuth und Niedergeschlagenheit. Dem tiefsinnigen Mann lag alles, was er so fest und fröhlich aussprach, vorher mit fürchterlicher Gewalt auf dem Gewissen. Zumal in der Nacht, wenn er erwachte, stand der Teufel schadenfroh an seinem Lager und raunte ihm Angstvolles zu, dann rang sein Geist nach Freiheit, oft lange vergeblich. Und merkwürdig ist, wie der Sohn des sechzehnten Jahrhunderts bei solchem innern Kampf verfuhr. Einigemal war es ihm Erlösung, wenn er den nicht am meisten respectirten Theil des Körpers zum Bett herausstreckte. Die Geberde, durch welche damals Fürst wie Bauer souveräne Verachtung auszudrücken liebten, half zuweilen, wo nichts anderes helfen wollte. Aber nicht immer befreite ihn die aufspringende gute Laune. Jede neue Forschung in der Schrift, jede wichtige Predigt über ein neues Thema warf ihn wieder in Gewissenskämpfe. Dann gerieth er wol so in Aufregung, daß seine Seele unfähig wurde zu systematischem Denken und Tage lang in Angst bebte. Als

ihn die Frage der Mönche und Nonnen beschäftigte, stieß ihm ein Bibelspruch auf, der ihm, wie er in seiner Aufregung meinte, Unrecht gab. Das Herz im Leibe zerschmolz ihm, er wurde fast vom Teufel erwürgt. Da besuchte ihn Bugenhagen, Luther führte ihn auf den Gang hinaus und zeigte ihm den drohenden Spruch*). Und Bugenhagen, wahrscheinlich durch die Hast des Freundes angesteckt, begann auch zu zweifeln, ohne die Größe der Qual zu ahnen, welche Luther ausstand. Da erst erschrak Luther. Wieder verging ihm eine fürchterliche Nacht. Am nächsten Morgen trat Bugenhagen wieder ein. „Ich bin recht zornig," sagte er, „erst jetzt habe ich den Text genau angesehn, die Stelle hat ja einen weit andern Sinn." „Und es ist wahr," erzählte später Luther, „es war ein lächerliches Argument. Ja, lächerlich für den, der bei sich selber ist und nicht in der Anfechtung."

Oft klagte er gegen seine Freunde über die Schrecken dieser Kämpfe, die ihm der Teufel verursache. „Er ist von Anbeginn nie so grimmig und zornig gewesen, als jetzt am Ende der Welt. Ich fühle ihn sehr wohl. Er schläft viel näher bei mir als meine Käthe, das heißt, er machet mir mehr Unruhe als sie mir Freude." Luther wurde nicht müde, den Papst als Antichrist und das päpstliche Wesen als teuflisch zu schelten. Wer aber genauer zusieht, der wird auch hinter diesem Teufelshaß die unvertilgbare Pietät erkennen, in welcher das treue Gemüth des Mannes an die kalte Kirche gebunden war. Was ihm zur Anfechtung wurde, waren oft nur fromme Erinnerungen aus der Jugendzeit, die im schreienden Gegensatz standen zu den Wandlungen, die er als Mann durchgemacht hatte.

Denn kein Mensch wird ganz umgeformt durch die großen Gedanken und Thaten seiner Mannesjahre. Wir selbst werden

---

*) Es ist die Stelle 1. Timoth. 5, 11. Sie hat auf diese Frage keinen Bezug.

nicht neu durch neues Thun, unser inneres Leben ruht in der Summe aller Gedanken und Empfindungen, die wir jemals gehabt haben. Wer vom Schicksal erkoren wird, das größte Neue zu schaffen dadurch, daß er großes Altes vernichtet, der schlägt zugleich einen Theil seines eigenen Lebens in Trümmer. Er muß Pflichten verletzen, um größere Pflichten zu erfüllen. Je gewissenhafter er ist, desto tiefer fühlt er den Schnitt, den er in die Ordnung der Welt gemacht hat, auch in seinem Innern. Das ist der heimliche Schmerz, ja die Reue jedes großen geschichtlichen Charakters. Es giebt wenig Sterbliche, welche dieses Weh so tief empfunden haben wie Luther. Aber grade das Große in ihm ist, daß er dadurch niemals gehindert wurde das Kühnste zu thun. — Uns aber erscheint dies als ein tragisches Moment in seinem innern Leben.

Und ein anderes, das verhängnißvollste für ihn, lag in der Stellung, welche er selbst zu seiner Lehre einnehmen mußte. Die Autorität der Schrift allein hatte er seinem Volke übrig gelassen, mit Inbrunst klammerte er sich an ihre Worte als an den letzten festen Anker des Menschengeschlechts. Vor ihm hatte der Papst mit seiner Hierarchie die Schriftworte gedeutet, mißdeutet, jetzt war er in derselben Lage. Er mit einem Kreise abhängiger Freunde mußte für sich das Vorrecht in Anspruch nehmen, die Schriftworte recht zu verstehen und auf das Leben seiner Zeit richtig anzuwenden. Das war eine übermenschliche Aufgabe, und der sie auf sich nahm, mußte nothwendig einigen von den Uebelständen verfallen, die er selbst an der katholischen Kirche so großartig bekämpft hatte. Fest geschlossen und ehern war das Gefüge seines Geistes, er war geschaffen zum Herrscher, wie jemals ein sterblicher Mensch; aber grade das Riesige und Dämonische seiner Willenskraft mußte ihn zuweilen zum Tyrannen machen. Wenn er doch Toleranz übte, bei mehren wichtigen Gelegenheiten, mit innerer Selbstüberwindung oder mit innerer Freiheit, so war dies nur der Segen seiner guten Natur,

der auch hier sich geltend machte. Aber nicht selten wurde er der Papst der Protestanten. Ihm und seinem Volke blieb keine Wahl. Man hat ihm in neuer Zeit zum Vorwurf gemacht, daß er so wenig gethan, die Laien durch eine Presbyterialverfassung zur Mitwirkung heranzuziehen. Nie war ein Vorwurf ungerechter. Was in der Schweiz bei kräftigen freien Bauergemeinden möglich war, das war damals in Deutschland ganz unausführbar. Nur das Bürgerthum der größeren Städte umfaßte so viel Intelligenz und Kraft, um die protestantischen Geistlichen zu controliren; aber fast neun Zehntheile der Evangelischen in Deutschland waren gedrückte Landleute, in der Mehrzahl gleichgültig und widerwillig, entsittlicht und seit dem Bauernkriege verwildert, ihnen mußte die neue Kirche ihre Zucht aufdrängen wie verwahrlosten Kindern. Wer das bezweifelt, der blicke auf die Resultate der Visitationen, und achte auf die unausgesetzten Klagen der Reformatoren über die Rohheit ihrer armen Gemeinden. Aber noch anderes beengte den großen Mann. Der Herrscher über die Seelen des deutschen Volkes saß in einer kleinen Stadt unter armen Universitätsprofessoren und Studenten, unter einer kraftlosen Bürgerschaft, über welche er oft zu klagen Veranlassung hatte. Alle Leiden deutscher Spießbürgerei, der widerwärtige Streit mit kleinen Gelehrtenseelen und plumpen Nachbarn blieben ihm nicht erspart; und in seiner Natur war vieles, was ihn dagegen besonders reizbar machte. Kein Mensch trägt ungestraft in sich das Gefühl, ein bevorzugtes Werkzeug Gottes zu sein, wer so lebt, paßt nicht mehr in das enge und kleine Gefüge der bürgerlichen Gesellschaft. Wäre Luther nicht im letzten Grunde seines Herzens bescheiden, im Verkehr mit andern von unendlicher Gutherzigkeit gewesen, er hätte den nüchternen verständigen Leuten, welche kühl neben ihm standen, ganz unerträglich erscheinen müssen. So geschah es nur manchmal, daß er mit den Bürgern der Stadtbehörde, der Juristenfacultät seiner Universität, den Räthen seines Landesherrn gewaltig zu-

sammenstieß. Er hatte nicht immer Recht, aber er setzte seinen Willen gegen sie fast immer durch, denn der Wucht seines Zornes zu trotzen wagte selten jemand. Dazu kamen schwere körperliche Leiden. In den letzten Jahren seines Lebens war durch ihre häufige Wiederkehr auch seine ungeheure Kraft erschöpft; er empfand das sehr schmerzlich und betete unablässig zu seinem Gott, er möge ihn zu sich nehmen. Noch war er seinen Jahren nach kein Greis, aber er selbst erschien sich alt, uralt und unheimlich in einer fremden irdischen Welt. Gerade diese Jahre, nicht reich an großen Begebenheiten, erschwert durch politisches und Stadtgezänk, reich an Verbitterung und grämlichen Stunden, werden, so hoffen wir, jeden, der das Leben des großen Mannes unbefangen überblickt, mit Rührung erfüllen. Die Flamme seines Lebens hatte sein ganzes Volk erwärmt, in Millionen die Anfänge einer höhern menschlichen Entwickelung hervorgerufen, Millionen blieb der Segen, er selbst empfand zuletzt fast nur die Qual! Einst hatte er so freudig gehofft als Märtyrer zu sterben, jetzt wünschte er sich die Ruhe des Grabes wie ein dauerhafter, vieljähriger, müder Arbeiter. Auch das ist ein tragisches Menschenloos.

Der größte Schmerz aber, den er empfand, lag in der Stellung seiner Lehre zum Leben der Nation. Er hatte auf sein reines Evangelium eine neue Kirche gegründet, hatte dem Geist und dem Gewissen des Volkes ungleich größern Gehalt gegeben. Um ihn blühte ein neues Leben auf, so viel mehr Wohlstand, so viel gute Künste, Malerei und Saitenspiel, behaglicher Genuß, im Bürgerstand feinere Bildung. Und doch schwebte etwas in der deutschen Luft, unheimlich, verderbendrohend. Fürsten und Regierende grimmig entzweit; fremde Gewalten im Anzuge gegen das Volk, der Kaiser aus Spanien, der Papst aus Rom, der Türke aus dem Mittelmeer; die Schwärmer und Rottengeister mächtig, die Hierarchie noch nicht gefallen. Ja, sein Evangelium selbst, hatte es die Nation zu größerer Einigkeit

und Macht zusammengeschlossen? Nur größer war der Unfriede geworden, von den weltlichen Interessen einzelner deutscher Fürsten sollte die Zukunft seiner Kirche abhängen. Und er kannte auch die besten unter ihnen! Es nahte Greuliches, die Schrift sollte erfüllt werden, nahe war der jüngste Tag. Dahinter aber würde Gott eine neue Welt aufbauen, schöner, herrlicher, reiner, voll Friede und Segen, eine Welt, in der kein Teufel mehr sein sollte, wo jede Menschenseele über Blüte und Frucht der neuen Himmelsbäume mehr Freude empfinden würde, als sich das jetzige Geschlecht über Gold und Silber freut, wo die schönste aller Künste, die Musik, in Tönen erklingen sollte, viel entzückender als das herrlichste Lied guter Cantores auf dieser Welt. Dort würde der gute Mensch alle Lieben wieder finden, die er hier gehabt und verloren*).

Immer mächtiger wurde in ihm die Sehnsucht der Creatur nach idealer Reinheit des Daseins. Wenn er das Ende der Welt erwartete, so waren es verdämmerte Erinnerungen des deutschen Volkes aus fernster Vergangenheit, welche noch an dem Himmel des neuen Reformators hingen. Und doch war es zugleich ein prophetisches Ahnen naher Zukunft. Nicht das Weltende bereitete sich vor, aber der dreißigjährige Krieg. —

So starb er. — Als der Wagen mit seiner Leiche durch die thüringischen Lande fuhr, läuteten alle Glocken in Dorf und Stadt, und die Leute drängten sich schluchzend an seinen Sarg. Es war ein guter Theil der deutschen Volkskraft, der mit diesem einen Manne eingesargt wurde. Und Philipp Melanchthon sprach in der Schloßkirche zu Wittenberg vor seiner Leiche: „Ein jeder, der ihn recht erkannt, muß dies [illegible] zeugen, daß er ein sehr

*) So in mehren Stellen der Tischreden. Sein letztes Abendgespräch an der Tafel des Mansfelders in Eisleben, wenige Stunden vor seinem Tode, war über das Wiedersehen von Vater, Mutter und Freunden in jenem Leben.

gütiger Mann gewesen, mit allen Reden holdselig, freundlich und lieblich, und gar nicht frech, stürmisch, eigensinnig oder zänkisch. Und war doch daneben ein Ernst und eine Tapferkeit in seinen Worten und Geberden, wie in einem solchen Mann sein soll. Sein Herz war treu und ohne Falsch. Die Härte, so er wider die Feinde der Lehre in Schriften gebrauchte, kam nicht aus zänkischem und boshaftem Gemüth, sondern aus großem Ernst und Eifer zu der Wahrheit. Er hat einen sehr großen Muth und Mannheit erzeigt und sich nicht bald ein kleines Rauschen erschrecken lassen. Nicht ist er durch Dräuen, Gefahr und Schreckniß verzagt worden. Er ist auch von so hohem scharfem Verstand gewesen, daß er allein vor andern in verwirrten, dunkeln und schweren Händeln bald ersehen konnte, was zu rathen und zu thun war. Er war auch nicht, wie vielleicht etliche meinten, so unachtsam, daß er nicht gemerkt hätte, wie es allenthalben mit der Regierung stehe. Er wußte recht wohl, wie das Regiment beschaffen ist, und achtete mit besonderem Fleiß auf Sinn und Willen der Leute, mit denen er zu thun hatte. — Wir aber sollen ein stetig, ewig Gedächtniß dieses unsers lieben Vaters behalten und ihn aus unserm Herzen nicht lassen*)."

So war Luther. Eine dämonische Natur, schwerflüssig und scharf begrenzt sein Geist, gewaltig und maßvoll sein Wollen, rein seine Sittlichkeit, voll Liebe sein Herz. Weil sich außer ihm keine andere Manneskraft erhob, stark genug Führer der Nation zu werden, hat das deutsche Volk für Jahrhunderte die Herrschaft auf der Erde verloren. Die Herrschaft der Deutschen im Reich des Geistes aber ruht auf ihm.

Um aber zum Schluß ihn selbst sprechen zu lassen, sei hier ein Brief an Kurfürst Friedrich den Weisen mitgetheilt, ge-

---

*) Die Rede wurde lateinisch gehalten, gleich darauf durch Caspar Creutziger verdeutscht.

schrieben in den Tagen, wo Luther's ganze Kraft sich am mächtigsten zusammenfaßte. Der vorsichtige Fürst hatte ihm befohlen auf der Wartburg zu bleiben, weil er ihn zu Wittenberg nicht schützen könne, denn der Zorn des Herzogs von Sachsen, seines Vetters, werde sofort auf Ausführung der Reichsacht gegen Luthern bestehen. Da schreibt Luther an seinen Landesherrn:

„Durchlauchtigster, Hochgeborner Kurfürst, Gnädigster Herr! Ew. Kurfürstlichen Gnaden Schrift und gnädiges Bedenken ist mir am Freitag Abend zugekommen, als ich am Morgen Sonntag wegreiten wollte. Daß es Ew. Kurfürstl. Gnade aufs allerbeste meine, bedarf freilich bei mir weder Beweises noch Zeugnisses, denn ich achte mich davon überzeugt, soweit menschliches Wissen reicht. —

In meiner Sache aber, gnädigster Herr, antworte ich so: Eure Kurfürstliche Gnade weiß, oder weiß Sie es nicht, so lasse Sie es sich hiermit kund sein, daß ich das Evangelium nicht von Menschen, sondern allein vom Himmel durch unsern Herrn Jesum Christum habe, so daß ich mich wol, wie ich auch von jetzt ab thun will, als einen Knecht und Evangelisten hätte rühmen und schreiben können. Daß ich mich aber zum Verhör und Gericht*) erboten habe, ist geschehen, nicht weil ich an der Wahrheit zweifelte, sondern aus überflüssiger Demuth, die andern zu locken. — Ich hab' Ew. Kurfürstl. Gnaden genug gethan, daß ich dies Jahr lang meinen Platz geräumt habe, Ew. Kurfürstl. Gnaden zu dienen. Denn der Teufel weiß sehr wohl, daß ich's aus keiner Furcht gethan habe. Er sah mein Herz wol, da ich zu Worms ankam, denn wenn ich gewußt hätte, daß so viel Teufel auf mich gelauert hätten, als Ziegel auf den Dächern sind, so wäre ich dennoch mitten unter sie gesprungen mit Freuden.

Nun ist Herzog Georg noch sehr ungleich auch nur einem einzigen Teufel. Und sintemal der Vater der unergründlichen

*) In Worms.

Barmherzigkeit uns durch das Evangelium zu freudigen Herren gemacht hat über alle Teufel und den Tod, und uns gegeben hat den Reichthum der Zuversicht, daß wir dürfen zu ihm sagen: „Herzliebster Vater," so kann Ew. Kurfürstl. Gnade selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach wäre, wenn wir ihm nicht vertrauten, daß wir auch Herren über Herzog Georg's Zorn sind. Von mir weiß ich wohl, ich wollte in sein Leipzig hineinreiten — Ew. Kurfürstl. Gnaden verzeihen mir meine närrischen Reden, — wenn's gleich neun Tage eitel Herzoge George regnete, und ein jeder wäre neunfach wüthender als dieser ist. Er hält meinen Herrn Christus für einen Mann, der aus Stroh geflochten ist, das kann dieser mein Herr und ich eine Zeit lang wol leiden. Ich will aber Ew. Kurfürstl. Gnaden nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg nicht einmal, sondern gar oft gebeten und geweint habe, daß ihn Gott erleuchten wolle. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, nachher nimmermehr. Und ich bitte, Ew. Kurfürstl. Gnaden wolle auch helfen und bitten lassen, ob wir das Unheil von ihm wenden können, das — ach Herr Gott! auf ihn eindringt ohne Unterlaß. Ich wollte Herzog Georg schnell mit einem Wort erwürgen, wenn es damit gethan wäre.

Solches sei Ew. Kurfürstl. Gnade geschrieben in der Meinung, daß Sie wisse, ich komme gen Wittenberg in einem gar viel höhern Schutz als dem des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurfürstl. Gnaden Schutz zu begehren. Ja, ich meine, ich wollte Ew. Kurfürstl. Gnaden mehr schützen als Sie mich schützen könnten. Sogar, wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kurfürstl. Gnade schützen könnte und wollte, so wollte ich nicht kommen; dieser Sache kann kein Schwert rathen oder helfen, Gott muß hier allein schaffen, ohne alles menschliche Zuthun. Darum, wer am meisten glaubt, der wird hier am meisten schützen.

Weil ich denn nun spüre, daß Ew. Kurfürstl. Gnade noch gar schwach im Glauben ist, kann ich in keinerlei Weise Ew.

Kurfürstl. Gnaden für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.

Da nun Ew. Kurfürstl. Gnade begehrt zu wissen, was Sie thun soll in dieser Sache, zumal sie meint, Sie habe viel zu wenig gethan, so antworte ich unterthänig, Ew. Kurfürstl. Gnaden hat schon allzuviel gethan und sollte gar nichts thun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ihr oder mein Sorgen und Treiben. Er will es sich überlassen sehn, sich und keinem andern. Darnach mag sich Ew. Kurfürstl. Gnaden richten.

Glaubt Ew. Kurfürstl. Gnaden dies, so wird Sie sicher sein und Friede haben; glaubt Sie nicht, so glaube doch ich und muß den Unglauben von Ew. Kurfürstl. Gnaden sich in der Sorge quälen lassen, welche alle Ungläubigen mit Recht leiden. Dieweil ich denn Ew. Kurfürstl. Gnade nicht folgen will, so ist Sie für Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getötet würde. Vor den Menschen soll Ew. Kurfürstl. Gnaden sich also halten. Sie soll als ein Kurfürst der Obrigkeit gehorsam sein, und Kaiserliche Majestät in Ihren Städten und Ländern mit Leib und Gut walten lassen, wie sich's nach Reichsordnung gebührt, und soll sich ja nicht wehren noch widersetzen, noch Widerstand oder irgend ein Hinderniß suchen gegen die Gewalt, wenn diese mich fahen und töten will. Denn die Gewalt soll niemand brechen als allein der, welcher sie eingesetzt hat, sonst ist's Empörung und wider Gott. Ich hoffe aber, sie werden die Vernunft gebrauchen und erkennen, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden in einer zu hohen Wiege geboren ist, als daß Sie selbst Stockmeister an mir werden sollten. Wenn Ew. Kurfürstl. Gnaden das Thor offen läßt und das freie Kurfürstliche Geleit hält, falls die Feinde selbst kämen mich zu holen oder ihre Gesandten, so hat Ew. Kurfürstl. Gnaden dem Gehorsam genug gethan. Sie können ja nicht mehr von Ew. Kurfürstl. Gnaden fordern, als daß sie den Aufenthalt des Luther bei Ew. Kurfürstl. Gnaden erfahren wollen. Und das soll ihnen werden, ohne Ew. Kurfürstl. Gnaden Sorge,

Arbeit und Gefahr. Denn Christus hat mich nicht gelehrt, zum Schaden eines andern ein Christ zu sein. Werden sie aber so unvernünftig sein und gebieten, daß Ew. Kurfürstl. Gnaden selbst die Hand an mich lege, so will ich alsdann sagen, was zu thun ist; ich will Ew. Kurfürstl. Gnaden vor Schaden und Gefahr an Leib, Gut und Seele sichern in meiner Sache; glaube dies Ew. Kurfürstl. Gnaden oder glaube Sie es nicht.

Hiermit befehle ich Ew. Kurfürstl. Gnaden Gottes Gnade; über das Weitere wollen wir reden, sobald es Noth ist. Denn diese Schrift habe ich eilend abgefertigt, damit nicht Ew. Kurfürstl. Gnaden Betrübniß ankomme bei dem Gerücht über meine Ankunft, denn ich soll und muß jedermann tröstlich und nicht schädlich werden, will ich ein rechter Christ sein. Es ist ein anderer Mann als Herzog Georg, mit dem ich handle, er kennt mich fast wohl, und ich kenne ihn nicht übel. Wenn Ew. Kurfürstl. Gnade glaubte, so würde Sie Gottes Herrlichkeit sehen. Weil Sie aber noch nicht glaubt, hat Sie auch noch nichts gesehen. Gott sei die Lieb und Lob in Ewigkeit. Amen. Gegeben zu Borna bei dem Geleitsmann am Aschermittwoch Ao. 1522.

Ew. Kurfürstl. Gnaden unterthäniger Diener Martin Luther."

5.

Deutsche Fürsten auf dem Reichstage.

(1547.)

Luther war gestorben. Ueber seinem Grabe tobte der schmalkaldische Krieg. Karl V. durchzog im Triumph das gedemüthigte Deutschland.

Nur einmal standen die beiden Männer einander gegenüber, welche das Leben Deutschlands zwiespältig geschieden haben, die großen Gegner, welche in den Urenkeln ihres Geistes einander noch heut bekämpfen, der burgundische Habsburger und der deutsche Bauersohn, Kaiser und Professor, der eine, welcher deutsch nur mit seinem Pferde sprach, und der andere Uebersetzer der Bibel und Bildner der neudeutschen Schriftsprache, der eine Vorfahr der Jesuitengönner, Urheber der habsburgischen Hauspolitik, der andere Vorgänger Lessing's, der großen Dichter, Geschichtschreiber und Philosophen. Es war eine verhängnißvolle Stunde deutscher Geschichte, als der junge Kaiser, Herr der halben Erde, zu Worms das verachtende Wort sprach: „Der soll mich nicht zum Ketzer machen." Denn damals begann der Kampf seines Hauses mit dem Hausgeist des deutschen Volkes. Ein dreihundertjähriger Kampf, Siege und Niederlagen auf beiden Seiten, zweifellos sein letzter Ausgang.

Wenn im Aufgange des sechzehnten Jahrhunderts die deutschen Fürsten und unmittelbaren Herren mit Gesandten der freien Städte zum Reichstage ritten, so versammelten sie sich,

um mit den beiden Oberherren Deutschlands zu verhandeln. Diese beiden Oberherren waren der Papst und der Kaiser.

Immer noch regierte der Papst im heiligen römischen Reiche deutscher Nation nicht nur als oberster Bischof in geistlichen Angelegenheiten, sondern eben so sehr als politischer Machthaber. Der dritte Theil Deutschlands stand unter geistlichen Territorialherren, die der Papst wenigstens zu bestätigen hatte. Den größten Theil seiner Einnahmen bezog er aus dem Reiche, auf den Reichstagen saßen seine Legaten zwischen den geistlichen und weltlichen Kurfürsten und eröffneten Reichstage auch ohne den Kaiser. Als der Kaiser den Pfalzgrafen Friedrich den Sieghaften nicht in der Kurwürde bestätigte, nahm dieser weltliche Fürst die Bestätigung vom Papst; jeden schweren politischen Handel suchte der Papst vor seinen Hof zu ziehen, ja er verlieh Zollrechte, cassirte kaiserliche Achtserklärungen und wagte aus eigener Macht Zehnten auszuschreiben.

Auch der Kaiser war noch der nominelle Mittelpunkt des Reiches, noch galt er als letzte Quelle aller Machtfülle, noch beeilte sich bei seinem Regierungsantritt alles, alte Freiheiten und Privilegien durch ihn bestätigen zu lassen, noch war er höchster Richter und höchster Kriegsherr. Aber er konnte aus dem Reiche keinen Kriegsmann und keinen Thaler Geld erheben außer nach Bewilligung des Reichstages. Und was die Hauptsache war, er konnte Steuern und Lehnskrieger nur durch die Territorialherren selbst erhalten, säumige oder widersetzliche Glieder des Reiches konnte nur eine Execution zwingen, welche ein neuer Reichstag bewilligte, mit solcher Execution mußten einzelne Stände des Reichs bevollmächtigt werden. Zögernd und spärlich war die Geldbewilligung der Reichstage, so unvollständig die Einlieferung, daß auch das Bewilligte fast zum Spott wurde.

Innerhalb der Grenzen des Reichs herrschten Kurfürsten, Fürsten, Grafen, Herren und Reichsstädte in ihrem Territo-

rium in vielen Abstufungen der Hoheitsrechte. Die größeren Fürsten waren im Innern thatsächlich Souveräne, nur durch ihre Landschaft, die Lehnsleute und Städte, beschränkt, zumal in Steuerhebung. Die weltlichen Fürstenthümer, im erblichen Besitz erlauchter Familien, rangen unablässig ihre Macht zu erweitern, kleinere reichsunmittelbare Nachbarn niederzudrücken, die Hoheitsrechte des Kaisers einzuengen. Sie hatten im fünfzehnten Jahrhundert das Kaiserthum fast zu einem Schatten gemacht. Nur durch Ausbreitung seiner Hausmacht wußte Kaiser Maximilian sich ihnen gegenüber zu behaupten. Auch ihre Territorien bildeten noch kein geschlossenes Ganze, fast durch ganz Deutschland lag großer und kleiner, geistlicher und weltlicher Besitz bunt durcheinander; unendlich und unaufhörlich war der Widerstreit der Interessen, waren Usurpationen, Bündnisse, Fehden.

Wir übersehen leicht, daß es zwei Wege gab diesen unbehilflichen Staatsbau des Mittelalters umzuformen. Entweder wuchs die Macht der größeren Fürsten so hoch, daß der weltliche Einfluß des Papstes und die Oberhoheit des Kaisers abgestoßen wurden; dann zerfiel Deutschland in eine Anzahl einzelner Staaten, deren Conflicte, Kriege und Schicksale durch Jahrhunderte Mitteleuropa in Schwäche und Verwirrung stürzen mochten, und die endlich unter anderen Culturverhältnissen zu neuen Versuchen führen konnten, eine staatliche Einheit wiederherzustellen. Es wurde das Schicksal Deutschlands, bis zur Gegenwart auf diesem gefahrvollen Wege hinzugleiten.

Oder es gelang dem Kaiser, zu den alten Grundlagen seiner Gewalt eine so große reale Macht zu fügen, daß der Widerstand aller Territorialherren gebrochen und Deutschland allmälig in einen modernen Staat verwandelt wurde, der die einzelnen Landschaften entweder zur vollständigen Einheit zusammenschloß, oder doch wenigstens alle höchste Regierungsgewalt in der Hand eines Herrschers concentrirte. Einen solchen

Staat haben die Habsburger des sechzehnten Jahrhunderts, bewußter und hartnäckiger die des siebenzehnten Jahrhunderts erstrebt, ihre Versuche wurden dem deutschen Volk und ihnen selbst zum Unheil. — Und doch öffnete sich im Jahre 1519, als Maximilian starb, einem klugen Fürsten auch bei mäßiger Hausmacht eine großartige Aussicht. Es war die Zeit gekommen, wo ein deutscher Kaiser seine Gewalt hoch über die Häupter aller Fürsten erheben und mit unwiderstehlicher Kraft jeden Gegner niederwerfen konnte. Freilich, durch Geld und Landsknechte allein waren die deutschen Fürsten schwerlich zu beugen, am wenigsten von einem aus ihrer Mitte. Aber gerade damals zog sich in Deutschland neben Kaiser- und Fürstenmacht eine neue Gewalt zusammen, stürmisch fordernd, fähig das Größte zu schaffen: die öffentliche Meinung. Jene Reformbewegung in der Kirche enthielt auch alle Keime für große politische Umbildungen. Kam ein Kaiser, der mit den Bedürfnissen des deutschen Gemüths sympathisirte, der sich mit der Reformation verband und dieselbe im großen Sinn für seine Zwecke zu benutzen wußte, er hatte es in der Hand, aus dem Reich einen neuen Staat, eine einige deutsche Kirche zu bilden. Es war der höchste Preis, der je einem ehrgeizigen Fürsten geboten wurde. Und wie günstig war seine Lage. Die Nation wogte tief empört gegen Hierarchie und römischen Einfluß; begann doch die Reformation mit einem Kampf gegen den ersten geistlichen Kurfürsten. Drei Kurhüte, mehr als siebzig Reichswürden, zusammen das größte Drittheil des gesammten deutschen Landes waren in der Hand geistlicher Herren. Sie alle fielen bei einer Reformation, welche Kaiser und Volk gemeinsam unternahmen. Dem Kaiser als Oberlehnsherrn wurde die Verfügung über diese Territorien. Wie vorsichtig er auch ihre Besitzer bei der Säcularisation schonte, ein geringer Theil ihrer Jahreseinkünfte, die Hälfte der Gelder, welche alljährlich nach Rom flossen, waren mehr als hinreichend ein Reichsheer zu unterhalten. Und ferner, der

Kaiser fand in der Bewegung Kräfte, sein Reichsheer unwiderstehlich zu machen. Die evangelischen Prädicanten vermochten nicht, unbehilfliche Bauernhaufen im Augenblick zu kriegstüchtigen Schaaren umzuformen, aber sie hätten dem Söldnerheer ihres Kaisers viel von der Begeisterung und dem Todesmuth eingeflößt, den die besseren unter ihnen in ihrem eigenen Leben bewährt haben. Noch mehr, umfassende politische Reformideen wurden in dem Kreise der Hutten und Sickingen lebendig. Die Verbindung der Ritter und Städte, wie sie Hutten empfahl, eine Reform des Ritterstandes durch den Stand selbst, war allerdings nur das Traumgebild eines Enthusiasten. Aber ein deutscher Kaiser konnte wol in solchen Ideen eine Handhabe finden, die widerstrebenden Interessen der Bauern, Städte, Ritter wenigstens so weit zu versöhnen, daß sie sämmtlich seinen Zwecken dienten. Mit solchen Verbündeten, durch wohlfundirte Einnahmen gestärkt, Führer eines Heeres, welches zum ersten Mal seit den Kreuzzügen durch eine große Idee begeistert war, wie hätten ihm die deutschen Fürsten widerstanden, sie, die seit der Zeit Armin's die alte Untugend bewahrt haben uneinig zu sein. Wol hatte auch ein solcher Kaiser Grund alte Familien zu ehren, er hatte nicht nöthig ihnen die Kurhüte vom Haupte zu werfen, aber er vermochte sie zu Würdenträgern eines großen Reiches herabzudrücken, in welchem das höchste Gericht und die Heereskraft unter ihm allein stand.

Doch was uns groß und ausführbar erscheint, war es auch so erkennbar für die Augen der Zeitgenossen? — Daß eine neue Zeit herankomme, daß große Reformen unvermeidlich seien, daß mit dem Papst abgerechnet werden müsse, daß Gericht und Heerwesen der Besserung dringend bedürftig seien, daß die Uneinigkeit, der Eigennutz, die Gesetzlosigkeit nationales Unglück seien, empfand doch jeder der Klügeren.

Es wurde auf Jahrhunderte das Unglück Deutschlands, daß ihm hier der Mann fehlte. Der Mächtigste unter den

Lebenden, Kurfürst Friedrich von Sachsen, war 1519 in höherem Alter, kinderlos, ein gewissenhafter Herr, abhold allen gewaltsamen Neuerungen, eine milde, wohlwollende Natur, klug in den schwierigsten Geschäften, kein Krieger, kein kühner Egoist. Und dieser Fürst sollte Kaiser werden; die Krone wurde ihm angeboten, wenn er die Hand ausstreckte, sank sie auf sein Haupt. Er aber wollte nicht. Für sich wollte er nichts. Er hatte längst die Hoffnung aufgegeben, auf seinem Wege der friedlichen Verhandlungen viel zum guten zu ändern. „Die Raben wollen einen Geier haben," sagte er seinen Getreuen, als sie ihm Vorwürfe machten, daß er die Wahl Karl's V. unterstützte. Der thätigste Kurfürst der Gegenpartei, Richard von Trier, derselbe, welcher kurz darauf dem Sickingen siegreich widerstand, eilte vor der Kaiserwahl noch bei Nacht in die Herberge des Wettiners, beschwor ihn die Würde anzunehmen und gelobte, einen Theil der Arbeit auf seinen jüngern Schultern zu tragen. Vergebens. Friedrich wollte nicht. Es war derselbe Fürst, der einige Jahre darauf, als in Wittenberg die Bilder gestürmt wurden, erklärte, er wolle lieber mit einem Stecken in der Hand aus seinem Lande pilgern, als da Gewalt brauchen, wo das Gesetz Gottes sein könne. — Doch einer der Fürsten dachte groß von sich selbst. In dem Kurfürsten Joachim von Brandenburg flammte das Begehren auf, die Kaiserkrone für sich zu fordern; seine eigene Sippe war dagegen.

Es ist schwer, den deutschen Fürsten in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ihre Stellung war ungünstig für ihre Charakterbildung und für Entwickelung einer großartigen politischen Thätigkeit. Sie waren zu groß, um loyale Vasallen zu sein, nicht mächtig genug, um bei gewöhnlicher Menschenkraft Angelegenheiten der Nation groß zu behandeln. Noch waren sie in der Mehrzahl nichts anderes als anspruchsvolle Junker, ihre Selbstsucht erschien Fremden räuberisch, ihre Sitte rauh, ihre Begehr-

lichkeit zügellos. Das Privatleben vieler ist durch schwarze Missethaten befleckt. Nicht wenige unter ihnen waren von Herzen fromm, ihre Religiosität wurde zwar, so müssen wir hoffen, zuweilen ein Zügel in Stunden der Versuchung, aber sie half nicht ihren politischen Gesichtskreis zu erweitern. In der großen Mannichfaltigkeit der Persönlichkeiten, aus einzelnen tüchtigen und nicht wenig verschrobenen Naturen sind einige Grundzüge des deutschen Volkscharakters nicht zu verkennen. Bei vielen ist ein hausväterlicher Sinn die hervorstechende Eigenschaft, patriarchalisches Regiment, wohlwollende gutherzige Sorge um das Einzelne und Kleine. Von dieser Art ist Friedrich der Weise und seine nächsten Nachfolger; mehre Anhaltiner, jener Markgraf Ernst von Baden, der die verurtheilten Missethäter vor der Hinrichtung zu sich kommen ließ, sie mit dem Evangelium tröstete, um Verzeihung bat, daß er seine Pflicht gegen sie erfüllen müsse, und ihnen zum Abschiede die Hand bot. Und neben solchen steht ein übermüthiges, ruchloses Geschlecht, mit Lastern, wie aus der Zeit der fränkischen Brunhild und Fredegunde, so Herzog Ulrich von Würtemberg, der Hans Hutten im Walde erstach, weil er die Gattin desselben begehrte; Heinrich der Jüngere von Braunschweig, der als Mörder und Brandstifter vor Kaiser und Reich verklagt wurde, Entführer der Jungfrau von Trotha, die er auf der Stauffenburg verwahrte, nachdem er an ihrer Stelle einen leeren Sarg hatte begraben lassen; jener erbarmungslose Bandenführer, Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg, und andere. Und wenn an den meisten Fürstenhöfen die Rücksicht auf Gemahlin und Kinder doch zu einiger Mäßigung zwang, den geistlichen Fürsten fiel auch diese Beschränkung weg. Sie standen in dem schlechtesten Ruf; die kräftigeren unter ihnen trugen Harnisch und Jagdspieß lieber als das Kirchengewand, in dem sich einige sehr ungeschickt bewegten. Es gab Erzbischöfe und Bischöfe, denen das Ritual ihrer Kirche wenig bekannt war.

Als einst eine lateinische Anrede zu halten war, ergab sich, daß die höchsten Kirchenfürsten nicht lateinisch zu sprechen vermochten, und der Brandenburger mußte sie halten. Die Dirnenwirthschaft war an den geistlichen Höfen bis in die zweite Hälfte des Jahrhunderts sehr arg, die Bischöfe nahmen als förmliches Privilegium in Anspruch frei zu sein von den Verpflichtungen, welche die Kirche dem Clerus aufgelegt hatte.

Allmälig zwar übten die Reformation und die daraus hervorgehende Wiederbelebung der alten Kirche ihren humanisirenden Einfluß auf die Herren deutscher Erde. Sie wurden besser unterrichtet und sie verstärkten durch die großen socialen Fortschritte des 15. und 16. Jahrhunderts ihre Herrschaft, welche seit der Reformation eine ganz ungehoffte Vergrößerung erhielt. Sie wurden in anderem Sinne Gebieter des Landes, als sie bis dahin gewesen waren. In dem protestantischen Theil Deutschlands hörte die alte Herrschaft der Kirche plötzlich auf, ein großer Theil der päpstlichen und bischöflichen Gewalt ging auf die Landesherren über. Nicht nur ihre Würde, auch ihre Einnahmen wurden wesentlich vermehrt. Allerdings verwendeten die gewissenhaften auf das Drängen ihrer Geistlichen eine große Zahl der eingezogenen Kirchengüter, Stiftungen und Beneficien auf die neue Geistlichkeit und zur Ausstattung von Schulen, aber auch in diesem Falle vermochten sie den Mechanismus der Verwaltung besser einzurichten, und sie machten die Erfahrung, daß die Leistungsfähigkeit ihrer Unterthanen größer und die Erhebung der Steuern durch geschulte Beamte lohnender wurde. Die katholischen weltlichen Fürsten erkannten die unermeßlichen Vortheile, welche die Sachsen, Hessen und später die Würtemberger als oberste Bischöfe und Patrone ihrer Landeskirchen erhielten, und sie ließen sich ihre Treue gegen die alte Kirche theuer bezahlen, indem auch sie einen Theil des Kirchenvermögens für sich nahmen. Auch ihre Kirche war in die demüthige Stelle eines Schutzbedürftigen gekommen, und sie konnte in der nächsten Zeit

nicht daran denken die Landesherrn stark zu verletzen, denn von der Glaubenstreue der Fürsten hing ihre Existenz ab, und das üble Beispiel der protestantischen Territorien lag allzunahe und lockte unablässig. Auch die alte Kirche brauchte neue Mittel sich der vornehmen Laien zu versichern, ihr half die hingebende Treue und diplomatische Kunst des Jesuitenordens, seine Fürstenerziehung und seine Talente im Beichtstuhl und in den Geschäften, um ihren Einfluß auf die begehrlichen Gebieter des Landes zu behaupten.

Kaum geringere Erhebung wurde der fürstlichen Hausmacht durch die neue Beamtenbildung der römisch geschulten Juristen, welche allmälig die Gerichte und Verwaltungsstellen der Territorien besetzten. Wie das Reichskammergericht waren auch die Gerichte der Landesherren häufigen Angriffen durch die öffentliche Meinung ausgesetzt, die gelehrten Richter und Sachwalter wurden vom Volke gern der Rabulisterei, Weitschweifigkeit und Bestechlichkeit bezüchtigt. Dennoch war ein unermeßlicher Fortschritt, daß die unbehilfliche und verkommene Rechtspflege des deutschen Mittelalters, sowie die unerträgliche Vielheit und Verschiedenheit der Rechtsbräuche allmälig gebändigt wurde durch ein Rechtssystem, welches zwar aus der Fremde von einem untergegangenen Volksthum hergeholt war, aber durch die scharfe Logik seiner Definitionen und durch die nüchterne, klare und subtile Auffassung der Rechte und Pflichten die symbolischen Handlungen und hundert unverständig gewordene Gewohnheiten in den Hintergrund drängte. Durch die Consequenz seines Wesens wurden zahllose Localstatute, Ordnungen und Willküren einander allmälig ähnlicher geformt, wenn auch zunächst nur vermittelst gezwungener Deutung der heimischen Rechtsgrundsätze, die aus längst überwundenen Kulturzuständen herrührten. Zahllos waren die Härten des neuen Systems und drückend seine fremdartige Unbilligkeit, aber auch bei der unbehilflichsten Anwendung wurde dasselbe dem

Handel und Verkehr eine weit bessere Stütze als die alten Vorschriften über Leihkauf und Wucher, und dem Angeklagten menschlicher als ein Schöffengericht unwissender Bauern. — Die Landeskirchen, die Schulen und die römisch geschulten Beamten begannen über einem kräftigen Volke den modernen Staat der Fürsten zu formen, der im folgenden Jahrhundert sich despotischer über einem zerschlagenen und zerstörten Volke aufbauen sollte — als die letzte Rettung desselben.

Zuerst empfanden die ungeheure Bedeutung dieses Fortschritts die protestantischen Fürsten des Reiches. Sie waren durch die Reformation Gebieter ihrer Zugehörigen geworden, wie niemals seit Karl dem Großen ein deutscher Herr Gebieter über Deutsche gewesen war. Denn im Einverständniß mit ihren Geistlichen befahlen sie auch in Kirchensachen, sie waren Vorkämpfer und oberste Würdenträger ihrer Glaubensgenossen. Diese Ehre hatten sie vor dem Kaiser voraus. Und grade diese neue Majestät, welche ihr Haupt verklärte, mußte der Kaiser ihnen vielleicht beneiden, in jedem Fall, wenn er ein guter Katholik war, hassen und für ketzerischen Frevel halten. Die deutschen Fürsten waren nicht zu leiten gewesen im Interesse einer deutschen Hausmacht, als noch beide Theile, Fürsten und Kaiser, gemeinsam gegen den Papst haderten, wie sollten sie fortan einem Kaiser dienstfertig sein, seit sie in ihrem Lande höhere Regentenmacht genossen als der Kaiser selbst, und seit dem Kaiser, was sie am höchsten hob, als Gottesfrevel erscheinen konnte.

Und wieder müssen wir sagen, die Reformation brachte die Erhebung der Fürsten nur deßhalb, weil sich kein deutscher Kaiser fand, der die Einsicht und Neigung hatte, dieses ungeheure Kraftmittel für das Kaiserthum Deutschlands zu gewinnen. Dies ward der Nation zum Verhängniß.

Durch deutsche Fürsten wurde Karl, Herr von Niederburgund und Niederland, König von Spanien und Neapel,

Herzog von Mailand, Oberherr der neuen Welt jenseit des Oceans, auch Kaiser in Deutschland. Es ist bekannt, wie lange und geschäftig die Intriguen für ihn und König Franz von Frankreich einander kreuzten. Kein Kurhaus war, welchem nicht Geldsummen oder Vortheile von beiden Theilen angeboten wurden, und keines, welches nicht für seinen eigenen Nutzen unterhandelte; zuletzt gab doch der Wille Friedrich des Weisen den Ausschlag. Theuer hat seine Familie diesen Entschluß bezahlt.

Als der junge König zu Aachen gekrönt wurde, als er sein Pferd zur Freude der schauenden Menge so lustig aufsteigen ließ, und als nach der Krönung durch die Herolde ausgerufen wurde, päpstliche Heiligkeit bewillige, daß Seine Majestät den Titel „erwählter römischer Kaiser" annehmen dürfe, da fehlten im Festzuge die beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg, die Fürsten der beiden Häuser, welche fortan die deutsche Opposition gegen das Haus Habsburg führen sollten.

Mit der Wahl Karl's V. war das Schicksal Deutschlands entschieden. Er war nicht ganz Burgunder, nicht immer Spanier, nicht Italiener, am wenigsten Deutscher. Zu hoch war seine Erdenstellung, als daß er das Lebensbedürfniß einer der vielen Nationen, welche ihm gehorchten, zum Interesse seines Lebens hätte machen können. Und es war das Furchtbare seiner erhabenen Stellung, daß er nur persönliche Politik treiben konnte, bald dieses, bald jenes Land dem Zuge seiner Pläne unterordnend, deren letztes Ziel war, die Vortheile seiner Familie wahrzunehmen. Wäre Karl weniger klug und weniger mäßig gewesen, das Unerträgliche solches Gegensatzes wäre sofort in allen seinen Staaten als ein Unglück gefühlt worden. Aber selten hat ein Fürst verstanden, eine innerlich unhaltbare Stellung so lange siegreich zu behaupten.

Denn wie wenig er im deutschen Reich heimisch wurde, er war hier doch nicht unpopulär. Wie Luther selbst sah ihn auch

das deutsche Volk an. Fast rührend erscheint uns das Vertrauen und die Anhänglichkeit, mit welchem die Deutschen dem Enkel Maximilian's entgegenkamen. Sein vornehmes, gehaltenes, ruhiges Wesen imponirte überall. Im Anfange wurde man nicht müde das Beste von ihm zu hoffen, später freuten sich auch die Protestanten, die seine Ungunst erfahren hatten, wenn er dem Papst entgegentrat und den König von Frankreich besiegte. Lange fühlte sich die deutsche Nation durch den Ruhm seiner glänzenden Herrschaft gehoben. Karl that, was ihm möglich war, er schonte die Vorurtheile der Deutschen, sah ihnen mehr nach als einem andern seiner Völker, und verstand, auch wo er Partei war, seine Gegner durch Gnade und Würde zu versöhnen. Aber endlich kam doch das Jahr, wo ihm Stolz und Ansprüche so gesteigert waren, daß die ungelenke Selbständigkeit der protestantischen Partei unerträglich wurde. Da brach der innere Gegensatz als Haß hervor. Plötzlich erhob sich gegen ihn ein Sturm im Volke. Wieder schwoll die kleine Literatur zu einem Meer wie in den ersten Jahren Luther's, in Versen und Prosa wurde gegen ihn gefochten und mehr auf die Bundesgenossenschaft des Himmels gehofft, als klug war. Der protestantische Moritz, Nachfolger des Herzogs Georg von Sachsen, jenes eifrigsten Gegners der Reformation, verband sich mit dem Kaiser gegen seine eigne Familie, die protestantische Partei wurde geschlagen.

Und jetzt stand Kaiser Karl auf der Höhe seiner Macht. Die Schlacht bei Mühlberg war gewonnen, der schmalkaldische Bund ruhmlos zerfallen. Die protestantischen Fürsten und Städte beeilten sich, ihren Frieden mit dem Herrn von halb Europa zu machen, dem sie in unheilvoller Stunde die Herrschaft über ihre Häupter entgegengetragen hatten. Von der Saale zog er, den gefangenen Kurfürsten von Sachsen und den verhafteten Landgrafen von Hessen mit sich führend, im Triumphzuge, geleitet von seinem Kriegsheer, spanischen und nieder-

ländischen Söldnern und deutschen Landsknechten, nach Augsburg. Dort strömte zum Reichstag fast alles zusammen, was Deutschland an Gewaltigen besaß, um Verzeihung oder Belohnung zu erwerben, dem mächtigsten Gebieter, den Deutschland seit Jahrhunderten gefühlt, den Hof zu machen, die eigne und des Landes Zukunft zu entscheiden, Abenteuer und Vergnügen zu finden. — In diesem Gewühl von Souveränen und Dynasten, Höflingen, Gaunern, Kriegsleuten und Bürgerdeputationen war auch ein Bürgersohn aus Greifswald thätig, Bartholomäus Sastrow, Agent der Herzöge von Pommern, welche durch ihre protestantische Verbindung stark compromittirt, vorzogen, nicht selbst vor den Augen des Kaisers zu erscheinen. Sastrow hat in seinem Lebenslauf (herausgegeben von Mohnike, Greifswald 1823, 3 Theile) einige lebhafte Schilderungen hinterlassen von dem, was er nach der Schlacht bei Mühlberg, auf dem Siegeszuge nach Augsburg und auf dem Reichstage erlebte. Der historische Werth seiner Erzählung ist nicht unbedeutend. Er beobachtete in seiner untergeordneten Stellung gut, urtheilte nüchtern und hatte doch Verbindungen genug, um ein richtiges Bild von dem Charakter der großen Herren zu erhalten. Und wie unsicher einzelne seiner Anekdoten sein mögen, sie helfen im ganzen dazu, Menschen und große Ereignisse in einem neuen Lichte zu zeigen. Das Folgende ist eine getreue Uebertragung seiner Worte (Theil II, S. 26 u. folgg.), doch mußte aus dem weitläufigen, oft durch Mittheilung von Actenstücken unterbrochenen Bericht einzelnes herausgenommen werden.

Bartholomäus Sastrow, nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 in das kaiserliche Lager nach Halle geschickt, beginnt folgendermaßen:

„Die pommerschen Räthe beschlossen, daß ich im kaiserlichen Lager bleiben und bei Georg von Wedell meinen Schutz haben sollte. Dieser hinterpommersche Edelmann hatte seinen

eigenen Vetter erstochen, war in Ungnade bei Herzog Barnim, diente aber jetzt dem Kaiser mit neunundzwanzig Pferden. Durch meine Beschützung machte er sich bei den pommerschen Herzögen so verdient, daß Herzog Barnim auf mein fleißiges Schreiben die gefaßte Ungnade fallen ließ und ihn in seinem Eigenthum wieder herstellte. Bin also mit meinem Leibhengst im kaiserlichen Heer bis Augsburg geblieben. Wie es mir auf diesem Zuge gegangen und was ich gesehn und mit angehört, folgt hier genau verzeichnet.

Es soll im Kriege gewöhnlich und ungestraft sein, daß ein Kamerad dem andern ein Pferd stiehlt, und der Proceß ist folgender. Wenn einem eines andern Pferd gefällt, erkauft er einen verschlagenen Reiterknaben mit etwa sechs oder sieben Thalern, daß er ihm das Pferd in die Hand liefere, dann schickt er es fünf oder sechs Wochen von dannen, damit es ein wenig vergessen werde, verändert es an Schwanz, Mähne, Zopf und andern Abzeichen und läßt es sich dann wieder ins Lager bringen. Das that im kaiserlichen Heer vor Halle auch ein deutscher Edelmann, ließ sich durch einen Knaben einen spanischen Hengst stehlen, und als er ihn einige Wochen in seiner Heimat gehalten hatte und meinte, das Gerücht sei nunmehr kalt geworden, wurde der Gaul wieder ins Lager gebracht. Nun lagen die deutschen Reiter, wol acht oder mehr Schwadronen, auf einer schönen Wiese, einem lustigen Orte an der Saale, die Spanier aber lagen auf der Höhe um das Schloß. Der gestohlene Hengst wurde gegen Abend zum Tränken in die Saale geritten; ein spanischer Junge erkennt den Gaul, spricht, er gehöre seinem Herrn, und will mit ihm davon. Der deutsche Junge will sich ihn nicht nehmen lassen, er bekommt drei bis vier deutsche Reiter zum Beistande, der Spanier zehn bis zwölf, der deutsche zwanzig bis dreißig, die beiden Haufen wachsen je länger je mehr und beginnen in einander zu schießen. Die Spanier hatten der Höhe wegen großen Vortheil vor den Deutschen, die fast unter ihnen lagen,

sie schossen durch die Zelte der Deutschen etliche vom Adel am Tisch zu Tode, die Deutschen schonten die Spanier ihrerseits auch nicht. Der Kaiser schickte einen spanischen Herrn heraus, der hatte einen wohlgestalteten spanischen Gaul unter sich, den Hals voll prangender goldener Ketten, er sollte die deutschen Reiter zufrieden sprechen und den Alarm stillen. Da schrien die Deutschen einander zu: „Schieß in den spanischen Bösewicht!“ Als er nun auf die Brücke kommt um über die Saale zu reiten, erschießt einer den Gaul unter ihm, daß der Bekettete von der Brücke in die Saale stürzt und darin ersaufen muß. Da schickt der Kaiser den Sohn König Ferdinand's, den Erzherzog Maximilian, der nachmals römischer Kaiser wurde, hinaus, für gewiß haltend, daß sie diesem Gehör geben und sich beschwichtigen lassen würden. Aber sie schrien gleichfalls: „Man schlage auf den spanischen Bösewicht.“ Da schlägt ihn einer auf den rechten Arm, und ich habe gesehn, daß er den Arm einige Wochen in einer schwarzen Binde trug. Zuletzt kam der Kaiser selbst hinaus und sagte: „Liebe Deutsche, ich weiß, ihr habt keine Schuld, gebt euch zufrieden, ich will euch euern erlittenen Schaden erstatten und bei meiner kaiserlichen Ehre morgen am Tage vor euern Augen die Spanier henken lassen.“ Damit wurde der Alarm gestillt. Am andern Tage ließ der Kaiser den Schaden in beiden Lagern, dem deutschen und spanischen, besichtigen und schätzen, und da sich befand, daß den Deutschen achtzehn Junker und Knechte und siebzehn Pferde erschossen waren, den Spaniern aber siebzig Personen, so ließ der Kaiser den deutschen Reitern ansagen, Seine Majestät wollte die Summe erstatten, zu welcher die Pferde geschätzt worden seien, wäre auch nicht abgeneigt gewesen, wie er den Tag zuvor versprochen, die Spanier henken zu lassen; da die Deutschen aber selbst gesehn, daß die Spanier den vierfachen Schaden erlitten hätten, und sie also genug gerochen wären, wollte der Kaiser hoffen und allergnädigst befinden, die Deutschen würden daran ersättigt und zufrieden sein.

Am 18. Juni gegen Abend haben die beiden Kurfürsten, Moritz von Sachsen und Brandenburg, den Landgrafen Philipp von Hessen zwischen sich nach Halle geführt. Dort hat er am andern Tag gegen Abend um 6 Uhr auf dem großen Saal in des Kaisers Wohnung im Beisein vieler Herren, Kurfürsten, Fürsten, fremder Potentaten, Botschafter, Grafen, Obersten, Befehlshaber und einer großen Anzahl Zuschauer, so viele ins Gemach gehn und von außen durch die Fenster hereinsehen konnten, mit seinem Kanzler, der neben ihm auf den Knieen lag, den Fußfall gethan. Aber als der Kanzler demüthig genug die Abbitte that, kniete der Landgraf, der ein spöttischer Herr war, und lachte ganz schimpflich*). Da winkte ihm der Kaiser mit dem Finger, sah zornig und sagte: „Wohl, ich will dich lachen lehren.“ Was nachfolgend auch geschah.

Der Kaiser rückte von Halle nach Naumburg und blieb dort drei Tage. Als die Kaiserlichen sich vor Naumburg sammelten und die Kaiserliche Majestät draußen vor dem Thore etwas wartete, hatte er einen sammetnen Hut auf und einen schwarzen Mantel um, zwei Finger breit mit Sammt besetzt. Als aber ein Schlagregen einfiel, schickte er in die Stadt und ließ sich seinen grauen Filzmantel und Filzhut herausholen; mittlerweile drehte er seinen Mantel um, hielt den Hut unter den Mantel, ließ sich auf den bloßen Kopf regnen. Armer Mann! der etliche Tonnen Goldes verwenden könnte, das sammtene Hütlein aber und den Mantel nicht vom Regen verderben, sondern lieber das bloße Haupt naß werden läßt! — Der Landgraf wurde von den Spaniern allerwegen einen Tag vor dem Kaiser geführt. Die Spanier hielten allenthalben übel Haus. Denn am andern Tage lagen längs dem Wege, den doch der Kaiser zog, der toten Körper nicht wenige; sie wirthschafteten auch übel mit Wei-

*) Bedeutet bei Sastrow noch nicht mehr als spöttisch, Schimpf einen Scherz, der den andern erniedrigt.

dern, Jungfrauen und Männern, verschonten keine Weibsperson — —*).

Hinter Coburg wurden wir in ein Dorf an einer schönen, lustigen Wiese einquartiert. Dort sattelte ich mein Pferd ab und ließ es auf der Wiese bis zum andern Tage laufen. In dem Dorfe war ein schönes Haus eines Edelmannes, der Hof stand sperrweit offen, darin ein Wagen mit vier starken Pferden, darauf lagen zwei Fässer mit köstlichem Wein und viele Kapaune, Kraniche, Fasane liefen umher. Wir schlugen sie flugs tot, brachten sie in unser Zelt, rupften sie, brieten und sotten sie am Feuer; wir hatten ganz unsern Willen, füllten unsere Futtersäcke aus dem vollen Haferboden und nahmen den Wein, die Pferde und den Wagen mit bis nach Nürnberg, doch unterwegs tranken wir den Wein aus. Wagen und Pferde verkauften wir zu Nürnberg, was sie gelten wollten, denn wir hatten sie billig gekauft. Herzog Friedrich von Liegnitz, der seines Vaters wegen auch dem kaiserlichen Lager nachzog, kam zu uns, da er sah, daß wir so gute Schnabelweide hatten. Den behielten wir bei uns zu Gast. Wir hatten zwei Dirnen in köstlichen seidenen Kleidern bei uns sitzen, — — saßen so die ganze Nacht, die ohnedies nicht lange währte. Am Morgen wollte ich meinen Hengst wieder satteln und zäumen, da war er mir in der Nacht gestohlen; ich nahm wiederum den nächsten, den ich ergreifen konnte, putzte ihn, legte den Sattel darauf und ritt meine Straße. —

Nach Bamberg kamen wir am 1. Juli. Der Kaiser zog gegen Mittag mit starkem Volke ein, er aber saß auf einem kleinen Rößlein. In der Vorstadt war eine Straßenbiegung im rechten Winkel, grade in diese Ecke ward der gefangene Kurfürst von Sachsen logirt, daß er feldwärts aus der Vorstadt hinaus

*) Was Sastrow von ihren Greueln sah, muß hier weggelassen werden. Die Thatsachen werden noch gräßlicher durch die Gleichgiltigkeit, mit welcher der Sohn einer harten Zeit sie berichtet.

und längs der Vorstadt in die eigentliche Stadt sehen konnte. Er stand oben am Fenster, um den Einzug anzusehen. Als nun der Kaiser in der Ecke an den Kurfürsten kam, neigte dieser sich vor ihm gar tief, aber der Kaiser verließ ihn nicht mit den Augen, so lange er auf ihn sehen konnte, und lachte gar spättisch.

Am 3. Juli schrieb der Kaiser den Reichstag zum 1. September nach Augsburg aus. Im Stift Bamberg haben die Spanier an die vierhundert Frauen, Jungfrauen und Mägde bis nach Nürnberg mit sich genommen. Dort haben sie dieselben wieder zurücklaufen lassen; die Eltern, Männer und Brüder sind ihnen gefolgt, der Vater suchte seine Tochter, der Mann seine Ehefrau, der Bruder seine Schwester bis nach Nürnberg, da bekam ein jeder die Seine wieder. Ist das nicht eine unartige Nation? Nach geendigtem Kriege, in Freundesland, im Beisein der Kaiserlichen Majestät, da doch der Kaiser gar strenges Regiment hielt! Alle Abend, wenn er sein Zelt aufschlug, ließ er auch einen Galgen aufrichten, ließ sie auch tapfer anbinden. Das half jedoch nichts.

Der Kaiser zog mit seinem Kriegszeuge gemächlich vorwärts, denn es war eine große Hitze in den Hundstagen. Unterdeß ritt ich mit Georg von Wedell spazieren, die Kriegsleute entlang, was gar lustig anzusehen war, eines jeden Rüstung und Wehr in der Schlachtordnung. Bald waren wir bei den spanischen Kriegsleuten, bald bei den deutschen, und konnten doch am Abend wieder bei unsern Reitern sein. Die Marschirenden hielten nicht den rechten Fahrweg, sondern gingen in gerader Linie, sie machten eine ansehnliche Straße, viermal breiter als die Landstraße; was ihnen entgegen war, mußte weichen, die Zäune wurden niedergerissen, die Gräben wurden zugeschüttet.

Zu Nürnberg, wo ich den Schutz Georg von Wedell's oder eines andern nicht nöthig hatte, bin ich in ein Wirthshaus geritten, in welchem der obgemeldete Herzog von Liegnitz auch Herberge genommen. Auch Kaiserliche Majestät ist mit großem

Comitat herangezogen und so lange zu Nürnberg geblieben, daß er zu Augsburg bequem um den 1. September ankommen konnte. Der Herzog von Liegnitz hat sich seines Saufens beflissen, ist stets voll gewesen und um dazu in Nürnberg Gesellschaft zu haben, da ihm seine zugeordneten Räthe bei dem Schwärmen keine Gesellschaft leisten wollten, hat er die Hofleute des Markgrafen Johann gerne bei sich gehabt, die denn mit ihm ein unbändiges Trinken verführt haben. Als sie einst sehr bezecht waren, hat der Herzog mit sechs Markgräflichen sich den rechten Aermel von Wamms und Hemde schneiden lassen, so daß der Arm ganz nackend war, hat die Hosen aufgelöst und das Hemde zwischen den Hosen und dem Wamms rund herum etwas ausgezogen. So sind sie ohne Schuhe, auf den Socken, in bloßem Haupte, vor ihnen das große Spiel, die Spielleute der Stadt Nürnberg, welche aus aller Macht so laut blasen mußten, als sie konnten, die Gasse entlang vorwärts gezogen, einer nach dem andern, bald nach dem Mittagessen, aus der Herberge nach dem Logement des Herzogs Heinrich von Braunschweig. In der einen Hand hatte der Herzog ein paar Würfel, in der andern Hand etliche Goldstücke. Da kam eine Welt von Leuten herzugelaufen, zumal von den fremden Nationen, Spanier und Italiener, und sahen diesen deutschen Ebriaken zu. Der Wein überwand sie; als sie zum Braunschweiger hinaufkamen, schlug der Liegnitzer mit beiden Händen vor dem Braunschweiger auf den Tisch, aus der einen Hand hatte er das Gold verloren, in der andern Hand hatte er nur einen Würfel, konnte nicht lallen, sondern stürzte an dem Tische nieder. Der Braunschweiger ließ ihn durch vier seiner Edelleute aufheben, eine Stiege hinauftragen und in ein Bett legen. Der Kaiser soll übel damit zufrieden gewesen sein, daß den Deutschen vor andern Nationen solch ein grausamer Spott widerfuhr.

Nun waren aber bei dem Herzog von Liegnitz Anzeichen genug, daß er nicht übel erzogen war. Denn ich hatte etliche

Tage vorher über Tisch, als er ziemlich bezecht war, gehört, wie er ganze Geschichten des alten Testaments, nicht wie sie in der Bibel stehn, sondern mit seinen eigenen Worten nicht nur recitirte, sondern auch auf seines Vaters Geschäfte, die er beim Kaiser verrichten sollte, so geschickt applicirte, daß ich mich verwundert habe — darum sieht man hier die Frucht des Volltrinkens, daß man aus einer Sünde in die andere fällt. Denn als er keine andere Saufgesellschaft mehr bekommen konnte, kam er in der Nacht vor meine Kammer, klopfte und rief so lange, daß er mich erweckte und ich ihm antworten mußte, er bat um Gottes willen, ich möchte aufstehen und mit ihm saufen. Ich sagte aber, das wäre meine Art nicht, und bat unterthänig, er möchte mich, besonders aber sich selbst mit solchem verschonen, bis ich ihn von der Kammer, die ich nicht öffnen wollte, los wurde.

Als der Kaiser sechzehn Tage zu Nürnberg still gelegen hatte und am Morgen früh nach Augsburg vorrücken wollte, stand dieser Herzog doch einmal so früh auf, daß er schon um sechs Uhr nach des Kaisers Logis ritt, aber der Kaiser war schon zwei Stunden zuvor zum Thore hinaus. Da schämte sich der Herzog nach Augsburg zu folgen, und schickte zwei seiner Räthe gen Augsburg nach. Er aber blieb bei seinem unordentlichen Leben, ritt zwar mit seinem Hofgesinde zurück in sein Land, aber in dem unordentlichen Saufen ließ er nicht nach. Zu Liegnitz in seinem Lande saß er einst beim Trunk, da führte der Weg zwei Studiosen, welche ihre Eltern und Freunde besuchen wollten, durch Liegnitz. Die saßen allda zum Morgen, machten sich auch mit Singen etwas fröhlich, daß es der Herzog hörte. Da schickte er zu ihnen, ließ sie greifen, stracks zum Thore hinausführen und ihnen die Köpfe abhauen. Den andern Morgen, ehe er wieder zu trinken anfing, ritten etliche seiner Räthe mit ihm spazieren und führten ihn grade auf den Platz, wo die zwei Studenten decollirt waren. Als er das Blut sah und fragte,

was das wäre, und sie ihm vermeldeten, es wäre Blut von den beiden Studiosen, die er den Tag zuvor hätte abhauen lassen, da wunderte er sich und fragte, was sie gethan hätten? Als er nun wieder stark bezecht war, befahl er seinen Räthen bei Strafe ihres Lebens, ihn in den Thurm zu setzen und mit Wasser und Brot zu speisen, und wenn sie es anders mit ihm machen würden, wollte er ihnen die Köpfe von dem Rumpf hauen lassen. Sie gingen mit ihm hin zum Thurm, worin bereits Gefangene saßen; zu denen wurde er hinabgelassen und dem Thurmhüter befohlen, ihn nicht wieder herauszulassen und mit nichts anderem als Wasser und Brot zu speisen. Als er nun den Trunk ausgeschlafen hatte und sich etwas ermuntern konnte, unterhielt er sich mit den Gefangenen und rief dem Kerkermeister zu, daß er ihn wieder herausbringen sollte. Der jedoch sagte, es wäre ihm zu hart verboten, zeigte es aber den Räthen an. Diese temporisirten bis auf den dritten Tag. Er hörte nicht auf dem Kerkermeister zu befehlen, daß er die Räthe bitte, sie möchten nachgeben und ihn loslassen. Da gingen sie zu ihm in das Gefängniß und hörten ihn selbst flehn und bitten. Sie aber sagten, er hätte es ihnen bei Kopfabhauen verboten, und sie wüßten, daß er damit nicht scherze, deßhalb dürften sie ihn nicht herauskommen lassen. Er versprach es aber so hoch und theuer sie nicht zu beschweren, daß sie ihn aus dem Thurm kommen ließen.

Ungefähr drei Jahre darauf wollte er nach Stettin reiten, alles nur um mit den Hofleuten dort zu trinken*). Als solches Herzog Barnim erfuhr, zog er mit seinem ganzen Hofgesinde fort nach dem Kloster Colbitz, ließ nur das fürstliche Frauenzimmer zurück. Der Liegnitzer kommt nach Stettin; auf dem

*) Er war Schwager des Herzogs Barnim von Mecklenburg. Seine Gemahlin, Mutter Heinrich's XI. und Friedrich's IV., war eines solchen Gatten und solcher Söhne nicht unwerth.

Schlosse wird ihm gesagt, daß weder der Herzog noch jemand von den Hofjunkern zur Stelle sei, und er wird nach der Stadt in ein Haus eingewiesen, worin grade ein alter Mann zu Bett im Todeskampfe lag, weil man vermeinte, daß er deßhalb um so eher von dannen rücken würde. Aber er blieb nicht nur, sondern ging auch zu dem Kranken ans Bett und sagte ihm etwas aus Gottes Wort vor, so lange bis er verschied, und drückte ihm die Augen zu. Valentin, der mit der Armenbüchse umging, kam zu ihm ins Haus, dem steckte er etliche Thaler in die Büchse und ließ schwarzes Tuch holen, sich und dem Valentin zu Mänteln, und wollte dem Toten mit Valentin auch zum Begräbniß folgen. Das wollte doch die Herzogin nicht gestatten, sondern ließ ihn aufs Schloß laden in das Gemach über der Kanzlei, damit sie miteinander reden könnten. Ich war damals auch zu Stettin auf dem Hofe in der Küche und wollte über den Hof hinuntergehen, da stand dieser Herzog an dem Fenster, stieß den Kopf zum Fenster hinaus, sperrte mit beiden Händen den Mund gegen mich voneinander und schrie mich laut an: „Bui!“ Da ich zu Nürnberg gelernt hatte, wie mit ihm zu verhandeln war, antwortete ich: „Bah!“ Darauf sagte er: „Ei, das ist ein rechtschaffener Kerl! ich bitte euch um Gottes willen, kommt zu mir herauf, wir wollen einander gute Gesellschaft leisten, fröhlich und guter Dinge sein.“ Ich aber sagte Sr. Fürstlichen Gnaden unterthänig Dank und ging meine Straße.

Als er zuletzt auch von Stettin abzog — denn Herzog Barnim's Heimkehr verzögerte sich zu lange, — gab ihm die Herzogin eine fürstliche Verehrung, so daß er noch eine Weile unordentlich zehren konnte. Er blieb aber bei seinem angenommenen tollen, wilden Leben, wodurch er sich um alles, Land und Leute, Gesundheit und fürstlichen Wohlstand brachte. Er soff sich zu Tode, so daß er seine Gemahlin, eine geborne Herzogin von Mecklenburg, und ihre beiderseitigen Kinder in äußerster Armuth verließ. Denn seine Gemahlin beklagte sich als Wittwe, nicht

allein bei ihren Standesgenossen, sondern auch gegen den Rath mancher Städte, daß sie große Noth litte, sie wüßte keinen Rath, wie sie ihre Söhnlein fürstlich erziehen sollte, sondern bat, ihr dabei etwas zu Hilfe zu kommen und sie in solcher Armuth mit einem Almosen zu trösten; wie denn auch der Rath zu Stralsund ihr durch ihren hierher geschickten laufenden Boten etliche Thaler sandte. —

Zu Augsburg bin ich in eine öffentliche Herberge am Weinmarkt eingeritten, dort habe ich zwei Stuben und bei jeder eine Schlafkammer bestellt, die eine für die pommerschen Gesandten, die andere für ihre Kanzlei, welche der Kanzler Jacob Citzewitz einnahm und mit den Secretären Herzogs Barnim und mir benutzte. Am Ende des Heumonats ist die Kaiserliche Majestät mit dem ganzen Heer herangekommen. Den Landgrafen hat er mit einem Haufen Spanier zu Donauwörth gelassen, aber den gefangenen Kurfürsten hat er mit nach Augsburg gebracht und in dem Haus der Welser einquartiert, am Weinmarkt, durch zwei Häuser und ein kleines Gäßlein von des Kaisers Palast getrennt, hart an meiner Herberge. Durch die Nebenhäuser hatte der Kaiser durchbrechen und über das Gäßlein ein hölzern Gerüst legen lassen, so daß man aus des Kaisers Logis in das des Kurfürsten gehen konnte. Der Kurfürst hat seine eigene Küche gehalten, auch seinen Kanzler Minkwitz und sein aufwartendes Gesinde bei sich gehabt, so daß die Spanier nicht in seine Stube und Schlafkammer haben kommen dürfen. Der Herzog von Alba und andere große Herren am kaiserlichen Hofe sind bei ihm aus- und eingegangen und haben ihm mit freundlichem Gespräch, auch allerlei Kurzweil Gesellschaft geleistet. Er hatte im Hofe seiner Herberge, die recht herrlich und fürstlich gebaut und eingerichtet ist, einen Rennplatz, wo sie über die Stange stachen; ihm wurde erlaubt, in der Stadt an lustige Orte und zierlich mit besonderer Kunst eingerichtete Gärten, deren zu Augsburg etliche sind, zu reiten; und, weil er von Jugend auf

Lust zum Fechten gehabt, und als er jung und rühriger war, mit allen Wehren gern gefochten hat, wurden ihm zu Gefallen Fechtschulen eingerichtet; jedoch sind die spanischen Soldaten vor und hinter ihm gegangen; ihm war fast bis zum Ende des Reichstags, wo er sich weigerte das Interim anzunehmen, nicht verwehrt, Bücher zu lesen u. s. w. Aber bei dem Landgrafen zu Donauwörth sind die Spanier bei Tage in der Stube gewesen. Wenn er im Fenster gelegen und auf den Platz gesehen, so haben auch ein oder zwei Spanier neben ihm am Fenster gelegen, welche die Köpfe ebenso lang hinaussteckten; Tag und Nacht haben sie mit Pfeifen und Trommeln die spanische Besatzung auf- und abgeführt. Die bewaffneten Spanier haben des Nachts bei ihm in der Kammer gelegen, und wenn die Wache abgewechselt wurde und die frische mit Trommeln und Pfeifen in die Kammer kam, haben die, welche ihn die halbe Nacht bewacht hatten, das Bette aufgedeckt und gesagt: „Sieh da, wir wollen ihn euch geliefert haben, hinfort mögt ihr ihn bewahren." Ich meine, das heißt die Worte von Halle bei dem Fußfall: „Wohl, ich will euch lachen lehren!" redlich halten.

Die Kaiserliche Majestät hat, sobald sie zu Augsburg ankam, mitten in der Stadt hart am Rathhause zu mehrem Schrecken einen Galgen aufrichten lassen, dabei einen halben Galgen, woran man die Chorda gab, und grade gegenüber ein Gerüst, in Höhe eines mittelmäßigen Mannes, worauf man räderte, köpfte, strangulirte, viertheilte und dergleichen Arbeit verrichtete.

Es war wol ein geharnischter Reichstag, denn außer den spanischen Soldaten und deutschen Knechten, die der Kaiser mit nach Augsburg brachte, lagen bereits in der Besatzung daselbst zehn Fähnlein Landsknechte, auf dem Lande und um Augsburg herum lag hispanisches und italienisches Kriegsvolk. Aber es war auch ein ansehnlicher, pompöser Reichstag, denn es waren die Kaiserliche und die Königliche Majestät zur Stelle, alle Kur-

fürsten in Person mit sehr starkem Gefolge, der Kurfürst von Brandenburg mit seinem Gemahl, der Cardinal von Trient, Herzog Heinrich von Braunschweig mit seinen beiden Söhnen Karl Victor und Philipp, Markgraf Albrecht von Kulmbach, Herzog Wolfgang, Pfalzgraf bei Rhein, Herzog Augustus von Sachsen, Herzog Albrecht von Baiern u. s. w., Frau Maria, des Kaisers Schwester, und die Tochter seiner Schwester, die Wittfrau von Lothringen, das markgräfliche Frauenzimmer, das bairische Frauenzimmer, item Gesandte fremder Potentaten, sonst viel Bischöfe, Aebte, unzählig viel Grafen, Freiherrn, Reichsstädter, ansehnliche Gesandte, vortreffliche Männer. Daß ich auch den Juden Michael nicht vergesse, der sich auch als ein großer Herr hielt, und auf der Gasse stattlich gekleidet, den Hals voll goldener Ketten auf wohlstaffirtem Pferde ritt; zehn bis zwölf seiner Diener, alles Juden, immer als reisige Knechte angethan, liefen um ihn her; von Person war er ansehnlich, wie man auch sagte, sein wirklicher Vater wäre ein Graf von Rheinfelden. Der Erbmarschall von Pappenheim, ein alter Herr, der nicht scharf sehen konnte, begegnete ihm einmal auf der Gasse und zog vor ihm nicht allein den Hut ab, sondern bog auch die Knie, wie vor einem größern Herrn als er selbst war. Darnach sah er, daß es Michel Jud gewesen, und bereute die dem Juden erzeigte Ehre mit diesen Worten: „Daß dich Gottes Element schände, alter schelmischer Jude!“

Da so viele königliche und fürstliche Frauenzimmer zur Stelle waren, die auch viele fürstliche und gräfliche Fräulein bei sich hatten, von den Frauen stattlichen rittermäßigen Standes ganz zu geschweigen, so banketirten die Herren auf dem Reichstage vortrefflich und hielten fast alle Abende Tänze, welsche und deutsche. Besonders König Ferdinandus war selten ohne Gäste, sie wurden stets herrlich mit allerlei Kurzweil und prächtigen Tänzen tractirt, er hatte eine überaus stattliche, wohlgeordnete Musica, nicht allein Instrumente, sondern auch Gesang. Außer

anderer Kurzweil stand allwege hinter ihm ein beredter Stocknarr, den wußte er frei herauszufordern und ihm mit gleichem lächerlichen Gespräch zu begegnen; gemeiniglich hatte er königliche, kur- und fürstliche Personen beiderlei Geschlechts zur Gesellschaft bei Tische sitzen, mit denen er ohne Aufhören heiteres Gespräch hielt, denn der Mund stand ihm nimmermehr stille. Ich habe des Abends bei ihm einen Tanz gesehn, in dem ein spanischer Herr, der ein langes, geschlossenes Kleid bis auf die Erde anhatte, daß man von den Füßen nichts sehn konnte, ein Fräulein aufforderte und mit derselben eine Algarde oder Passionesa (wie sie es nennen, ich verstehs nicht) tanzte, er that ab und zu gewaltige Sprünge, sie auch, und wußte ihm von allen Seiten so zu begegnen, daß es eine Lust anzusehn war; und wenn der Tanz zu Ende war, fing ein anderes Paar einen welschen Tanz an. Dagegen sein Herr Bruder, der römische Kaiser, hielt gar kein Banket, ja er behielt keinen bei sich. Wenn sie ihm aufwarteten und ihn aus der Kirche in sein Gemach, wo er sich zu Tische setzte, begleiteten, gab er ihnen einem nach dem andern die Hand, ließ sie gehn und setzte sich allein an den Tisch. Er redete auch nichts, nur ein Mal, als er aus der Kirche in sein Gemach kam, sich umsah und Carlowitz*) nicht gewahr wurde, sagte er zu Herzog Moritz: „Ubi est noster Carlovitius?" und als dieser antwortete: „Gnädigster Kaiser, er ist etwas schwach," rief er seinem Medicus auf holländisch: „Vesali, ihr sollt zum Carlowitz gehn, er soll etwas siech sein, seht, daß ihr ihm helfet." Ich habe den Kaiser auf etlichen Reichstagen oft essen sehn, aber er hat seinen Bruder, König Ferdinandus, nie zu sich gebeten. Wenn die Speisen von jungen Fürsten und Grafen aufgetragen wurden, wurden jedesmal vier Trachten,

*) Christoph von Carlowitz, der Vertraute und stille Regent des Kurfürsten Moritz von Sachsen, war in jener Zeit mit gutem Grunde Günstling des Kaisers, denn er war es, welcher die Politik seines Herrn leitete.

in einer jeden sechs Gerichte, vor ihm auf den Tisch gesetzt und die Oberschüsseln nach einander abgenommen; gegen die, welche er nicht begehrte, schüttelte er den Kopf, wenn er von etwas essen wollte, winkte er mit dem Kopf und zog die Schüssel vor sich hin. Es wurden stattliche Pasteten, Wildpret und wohlzugerichtete Leckerspeisen weggetragen, er behielt ein Bratferkel, einen Kalbskopf u. dgl., ließ sich nichts vorschneiden, brauchte auch das Messer nicht viel, sondern schnitt so viele Stücklein Brot, so groß, wie er sie zu jedem Bissen in den Mund stecken konnte. Das Gericht, von dem er essen wollte, löste er an der Ecke, wo es ihm am besten gefiel, mit dem Messer, sein Stück brach er mit den Fingern auseinander, zog die Schüssel unter das Kinn und aß so natürlich, jedoch reinlich und sauber, daß man seine Lust daran sah. Wenn er trinken wollte — und er that nur drei Trunk während der Mahzeit —, so winkte er seinen Doctoribus Medicinä, die vor dem Tisch standen; die gingen zum Tresor, worauf zwei silberne Flaschen standen und ein krystallnes Glas, das wol anderthalb Seidel hielt, und gossen das Glas aus beiden Flaschen voll; das trank er rein aus, daß nichts darin blieb, mußte er auch zwei- oder mehrmal Athem holen, bevor ers vom Munde zog. Sonst redete er nichts über Tisch; es standen wol Schalksnarren hinter ihm, die allerlei Possen reißen konnten, er kehrte sich aber nicht daran, höchstens verzog er den Mund zu einem halben Lächeln, wenn sie etwas recht Kurzweiliges sagten. Er ließ sich auch nicht anfechten, daß viele dastanden, die den Kaiser essen sehn wollten. Er hatte ein stattliches Sängerchor, auch Instrumentalmusik, die sich in den Kirchen sehn ließen, aber in seinem Gemach erklangen sie nicht. Die Mahlzeit währte nicht eine Stunde, dann wurde alles weggeräumt, Sessel und Tische zusammengeschlagen, daß nichts übrig blieb als die vier Wände, allenthalben mit köstlichen Tapeten behangen. Wenn ihm das Gratias vorgebetet war, reichte man ihm ein Federkielchen als Zahnstocher, dann wusch er sich und

stellte sich in eine Ecke des Gemachs an das Fenster, dahin konnte jedermann kommen, Bittschriften überreichen oder mündlich berichten. Dem sagte er auf der Stelle, wo man Bescheid bekommen sollte.

Herzog Moritz von Sachsen machte Bekanntschaft mit dem bairischen Frauenzimmer, hatte auch seine Kurzweile in seiner Herberge, dem Haus eines Doctoris Medicinä. Der hatte eine erwachsene Tochter, eine schöne Metze, sie hieß Jungfrau Jacobina, mit der badete er, spielte auch nebst Markgraf Albrecht von Kulmbach täglich mit ihr Karten. — — Sie hielten so Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Gerede in der ganzen Stadt war. Andere Fürsten und Herren von geistlichem und weltlichem Stande triebens auch artig. So hab ich einst mit angesehn, als Markgraf Albrecht und andere junge Fürsten mit jungen Bischöfen, die nicht geborne Fürsten waren, soffen und auf der Peilketafel schossen, daß der eine dem andern keinen Ehrentitel gab, sondern gar höhnisch rief: „Pfaff, schieß hin, was gilt's, du wirst nichts Ordentliches treffen," und der Bischof wiederum mit einer gemeinen Redensart erwiederte. Junge Fürsten legten sich wol zu fürstlichen und gräflichen Damen, sonderlich von hohem adlichen Stande, auf den Boden, denn sie sitzen nicht auf Bänken oder Sesseln, sondern es werden köstliche Tapeten mitten ins Gemach gebreitet, worauf sie sich bequemlich setzen und sich strecken können, dort umhalsen, küssen und betasten sie sich. Es verthaten auch Fürsten und Herren von beiderlei Geschlecht mit vielem übermäßigen Banketiren nicht allein, was in ihrer Kammer vorhanden und was sie mit sich auf den Reichstag genommen, was sich auf viele tausend Thaler belief, sondern sie haben auch mit großer Mühe, unersetzlichem Schaden und Verdruß so viel aufnehmen müssen, daß sie mit Anstand von Augsburg scheiden konnten. Die Unterthanen etlicher Fürsten, namentlich des Herzogs von Baiern, dessen Gemahl des römischen Königs Tochter war, brachten nur

an Spielgeld etliche tausend Gulden zusammen, die sie ihren Herrn zum Geschenk machten, es wurde ihnen aber im Spiel alles abgenommen.

Unsere Gesandten hielten sich still, luden keine Gesellschaft, wurden auch von andern nicht geladen. — Sie hielten aber täglich an, den einen Tag an dem Hofe des einen Fürsten, den andern Tag bei dem andern, die Gesandten blieben immer zu zwei beieinander. Jacob Citzewitz, der Kanzler aber ging allein, er meinte, daß er es allein wol prästiren könnte, wie er es denn auch wol konnte, nur daß er stets vom Anfang bis zu Ende alles repetirte; das war den Herren verdrießlich. Denn als zwei von den andern Gesandten in den Hof des Kurfürsten von Cöln kamen, darin Citzewitz den Tag zuvor gewesen war, sagte der cölnische Kanzler: „Was gedenkt euer Kanzler, daß er, so oft er zu mir kommt, alles wiederholt, was er früher in verdrießlicher Länge bereits berichtet hat? Meint er, daß ich von so geringem Gedächtniß sei, oder daß ich in Sachen meines gnädigen Herrn, des Kurfürsten, so wenig zu thun habe, daß ich sein langes unnöthiges Reden ohne Verdruß abwarten kann? Mir ist dabei grade so, als wenn eine Henne ein Ei legen will, so fliegt sie auf das Hackelwerk und gackert: ein Ei, ein Ei! vom Hackelwerk auf die Hilde: ein Ei, ein Ei, ich lege ein Ei; von der Hilde auf den Balken: ein Ei, ein Ei, liebe Leute gucket, ich lege ein Ei! Wenn sie denn genug gegackert und viel Wesens gemacht hat, so fliegt sie auf's Nest und legt ein kleines Ei. Ich aber halte es mit der Gans, die setzet sich fein still auf den Misthaufen und legt ein Ei so groß als ein Kindskopf." — Ich selbst habe oft den Bischof von Arras, Doctor Marquardt und andere Räthe angesprochen, gefleht und gebeten. Da ich aber von mir selbst nicht auf das kam, was jetzt allenthalben bei Höfen, bei Herren und in großen Städten im Schwange geht, wenn man Wohlwollen erwerben will, so gab mir Doctor Johann Marquardt geschickt zu verstehn, daß ihm eine besondere

Freude sein würde, wenn er ein artiges, kleines Rößlein hätte, worauf er, wie es am kaiserlichen Hofe gebräuchlich, zum Rath reiten könnte. Ich schrieb deßhalb nach Pommern, und bekam ein gar wohlgestaltetes geschickt mit dem besondern Befehl, daß ich passendes Reitzeug dazu machen lassen und alsdann dem Herrn Doctor mit drei großen portugiesischen Goldstücken anbieten sollte, was der Herr Doctor ohne Weigern gar gern und mit gutem Willen annahm. Citzewitz und ich ließen doppelte Dukaten und rheinische Gulden untereinanderlaufen, bis es gutes Kronengold wurde. Davon ließen wir zwei Trinkgeschirre machen, ein jedes sieben Mark schwer; die wollten die Räthe dem Herrn von Granvella verehren*). Citzewitz ist mit denselben etlichemal bei ihm in seinem Logis gewesen, hat aber zu Augsburg die Gelegenheit nicht ersehn sie ihm beizubringen. Aber das große Bedenken, die Subtilität und Sorge wäre gar nicht nöthig gewesen, und hätte er der Kleinodien noch so viele gehabt, er hätte sie ohne Gefahr in aller Güte jetzt ebenso angebracht, wie später zu Brüssel in den Niederlanden. Denn dem Herrn von Granvella war ein großer Schatz von Silber, Gold, Geld und Geldeswerth von köstlichen seltenen Waaren verehrt worden, wodurch Kurfürsten, Fürsten und Städte seine Verwendung bei Kaiserlicher Majestät zu gewinnen vermeinten. Die führte er auf Centnerwagen und etlichen starken Mauleseln bei seinem Heimzuge mit sich fort, und wenn er gefragt wurde, was auf die Wagen gelegt und die Maulesel gehängt wäre, antwortete er: „Peccata Germaniae."

Im December setzte der Kaiser den beiden Kurfürsten von Sachsen und Brandenburg auf ihr fleißiges Bitten und Anhalten einen Tag für den Landgrafen von Hessen an, um über seine Sache zu entscheiden. Nun hatte der Kurfürst Herzog Moritz mit dem bairischen Frauenzimmer, wie schon gesagt, Kundschaft

*) Damals der mächtige Rath des Kaisers.

gemacht. Und am Sonntag Morgen, vor dem Montag, an welchem der lange erbetene Bescheid ergehen sollte, setzte sich der Herzog Moritz in einen Schlitten, denn es war stark gefroren und Schneebahn. Carlowitz kommt von der Kanzlei heruntergelaufen und spricht: „Wohin wollen Ew. Kurf. Gnaden fahren?“ Der Kurfürst antwortete: „Ich will gen München fahren.“ Ich stand grade vor dem Thor, so daß ich mit andern, die auf- und niedergingen und stehen blieben, alles anhörte. Darauf Carlowitz: „Haben Ew. Kurf. Gnaden vergessen, daß morgen in der hochwichtigen, Ew. Kurf. Gnaden wie dem Kurfürsten von Brandenburg angelegenen Sache, Kaiserlicher Majestät Bescheid angesetzt worden ist?“ Der Kurfürst: „Ich will gen München fahren.“ Darauf Carlowitz: „Ich habe zu Wege gebracht, daß ihr zum angesehenen Kurfürsten geworden seid, ihr habt euch aber auf diesem Reichstage so leichtfertig verhalten, daß ihr bei den vornehmen Leuten aller Nationen, wie auch bei der Kaiserlichen und Königlichen Majestät in höchste Verachtung gekommen seid.“ Während des schlägt Herzog Moritz die Pferde mit der Peitsche und fährt zum Thore hinaus. Carlowitz rief ihm überlaut nach: „Nun fahret immer hin, in aller Teufel Namen, daß euch Gottes Element schänden müsse, mit Fahren, mit allem.“ Als der Kurfürst von München zurückkam, rüstete sich Carlowitz zur Abreise nach Leipzig; denn, so sagte er, der Neujahrsmarkt wäre vor der Thüre und er müßte dort sein, oder er würde einige tausend Thaler Schaden haben. Wollte ihn nun der Kurfürst bei sich behalten, so mußte er ihm so viel tausend Thaler verehren. Keiner der beiden Kurfürsten erschien am angesetzten Tage vor der Kaiserlichen Majestät, noch ist ein Bescheid in Sachen des gefangenen Landgrafen ergangen. Denn da das Spazierenfahren nach München und die Unterredung zwischen Herzog Moritz und Carlowitz, die am hellen Tage und auf der Gasse von vielen angehört wurde, der Kaiserlichen Majestät nicht verschwiegen geblieben, und dieselbe

das vielfältige Anhalten mehr für Gespött als Ernst erachtete, so ist auch kein fernerer Tag angesetzt worden den Bescheid zu hören.

Die deutschen Landsknechte, die in der Besatzung zu Augsburg lagen, waren etliche Monate nicht bezahlt worden, und es wurde erzählt, daß die Strafgelder des Landgrafen und der Städte, von denen sie hätten bezahlt werden können, wol vorhanden gewesen seien, aber der Herzog von Alba habe dieselben bei dem gefangenen Kurfürsten verspielt. So wurden sie mit der Bezahlung länger aufgehalten. Da sind etliche von ihnen in der Fähnriche Quartier gefallen, haben drei Fähnlein herausgerissen und sind so mit aufgerichteten Fähnlein in Schlachtordnung nach dem Weinmarkt gezogen. Als nun die Fahnenträger in der Ordnuug dahinziehn, ist ein hoffärtiger Spanier, in der Meinung Ehre zu erlangen, große Gnade bei der Kaiserlichen Majestät zu verdienen und sich einen ewigen Namen zu machen, zu den Fähnrichen ins Glied gesprungen und hat dem einen das Fähnlein aus der Hand reißen wollen. Dem Fähnrich folgten drei Schlachtschwerter, von diesen haut einer diesen Schubiak mitten von einander wie eine Rübe, nach dem Spruche: wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um. Als die Landsknechte den Weinmarkt erreichten, war ein starkes Rennen und Laufen von den spanischen Soldaten, sie besetzten alle Gassen, die auf den Weinmarkt führten, der gefangene Kurfürst wurde hinüber in den Palast des Kaisers geführt, denn sie besorgten, der Kurfürst möchte ihnen genommen werden; alle Einwohner, zumal Kaufleute, Krämer, die für den Reichstag köstliche Waare, seidenes Gewand, silberne und goldene Kleinodien, Perlen und Edelsteine angeschafft hatten, trugen Sorge, die Stadt möchte geplündert werden, was auch wol geschehen wäre, wenn die Landsknechte ihre Bezahlung selbst hätten suchen müssen. Deßwegen entstand dort ein wildes Rufen, Zusammenlaufen und Getümmel, jeder rüstete sich zum Ernst. Bürger und Fremde

lagen auf ihren Häusern und in den Gemächern geharnischt, die Röhre und halben Haken zum Feuern bereit, wie es ein jeder zur Beschirmung des Seinen durchsetzen konnte, so daß wol ein geharnischter Reichstag daraus hätte werden können.

Der Kaiser aber schickte zu den Landsknechten und ließ fragen, was sie wollten. Die Schützen hatten ihre Röhre auf dem linken Arm, in der rechten Hand die brennende Lunte nicht weit vom Zündloch, und sagten: entweder Geld oder Blut. Darauf ließ der Kaiser ihnen antworten, sie sollten sich zufrieden geben, sie würden am nächsten Tage sicher bezahlt werden. Sie aber wollten nicht abziehn, wenn sie nicht versichert würden, daß sie ungestraft bleiben sollten, weil sie dem Kaiser vor sein Logis gerückt wären. Das versprach ihnen der Kaiser, so zogen sie ab, wurden den nächsten Tag bezahlt und entlassen. Aber was geschah? es wurden einige Späher abgefertigt, die sollten sich unvermerkt zu den Führern der Fähnlein ein, zwei Tagereisen gesellen und hören, ob diese auch der Kaiserlichen Majestät ungünstig oder spöttisch gedenken würden; wenn das geschehe, sollten sie sich Beistand nehmen und die Männer gefangen zu Augsburg wieder einbringen. Am andern oder dritten Abend im Wirthshaus thaten die Landsknechte einen fröhlichen Trunk, denn sie hatten Geld im Säckel und vermeinten, sie wären jetzt sicher, wie in Priester Johann's Land, und glaubten nicht, daß sie ihren Verräther bei sich sitzen hätten; da gedachten sie der Kaiserlichen Majestät in solcher Weise: „O weh, ja! das sollte man Karl von Gent erlauben, Kriegsleute annehmen und sie nicht bezahlen!“ Sie schworen dem Kaiser St. Veltin's Krankheit an den Hals,*) und: „Wir wollten's ihm schon gelehrt und auf den Kopf gegeben haben, Gottes Element sollte ihn geschändet haben.“ Auf solche Worte wurden sie ergriffen, wieder zurück nach Augsburg geführt, am Berlach

*) Die schwere Noth, fallende Sucht.

an den Galgen gehenkt und einem jeden ein kleines Fähnlein in den Latz gesteckt." — So weit Sastrow.

Aus seinem Bericht von dem Aufstande deutscher Landsknechte ist zu sehen, wie unsicher damals auch die höchste Erdengewalt war. Wenige Jahre darauf konnte der neue Kurfürst Moritz von Sachsen den erfahrenen Meister in welscher Politik, im plötzlichen Kriegszug wie im Fluge bewältigen. Weder der Kaiser noch ein anderer Fürst unterhielt ein größeres stehendes Heer, auch des Kaisers Macht stand deßhalb auf thönernen Füßen, und Kaiser Karl befand sich dem deutschen Kriegsvolk gegenüber in einer besonders schwierigen Lage. Wie weit auch das Gewissen der Landsknechte war und wie bereitwillig sie sich um gutes Geld verkauften, sie waren doch nicht ganz ohne politische Farbe. Die Mehrzahl war protestantisch gesinnt, auch die in der Schlacht bei Mühlberg geholfen hatten ihre Kameraden im sächsischen Dienst niederzuwerfen, empfanden nach der Schlacht mit Aerger, daß sie der protestantischen Sache einen tötlichen Stoß gegeben. Das Andenken an Luther war vielen werth, aber weit stärker war ihr Haß gegen die spanischen Soldaten Karl's, das treue unbezwungene Fußvolk, welches auf den Schlachtfeldern von halb Europa für seinen König geblutet hatte. Der Kaiser selbst hatte den Bürgerkrieg in Deutschland aufgeregt, wenig Jahre darauf marschirten die deutschen Söldner trotzig gegen sein geweihtes Haupt. Und wie die Kriegsknechte empfand die Mehrzahl der deutschen Fürsten, auch die Feinde der Ernestiner und Hessen. Der große Kaiser hatte einen verderblichen Schnitt durch das lockere Gewebe des deutschen Reichs gemacht; das war keine Execution der Reichsgewalt gewesen, wie einst gegen den tollen Würtemberger oder den von Cleve, das war ein Bürgerkrieg in den größten Verhältnissen, ein persönlicher Kampf der Habsburger gegen die Hausmacht deutscher Fürsten. Fortan wußten die deutschen Herren, was sie

von ihrem Kaiser zu erwarten hatten. Die letzte Scheu vor Ordnung und Pflicht des Reiches schwand dahin. Jetzt hatte jeder dringende Veranlassung des eignen Heils zu gedenken. Gegen die furchtbare Hausmacht der Habsburger rettete nur Anschluß an fremde Souveräne. Immer dreister wurde der Verkehr mit Frankreich, wer in Opposition trat, gewöhnte sich dort Hilfe zu suchen. Im Bündniß mit Frankreich erhob sich Moritz von Sachsen und Albrecht von Brandenburg gegen den Kaiser, in französischem Solde half der deutsche Feldoberst Schärtlin Metz, Toul und Verdun von Deutschland abreißen; an den Hof der Valois, zu Guisen und Bourbonen wanderten von jetzt die jüngeren Prinzen Deutschlands, Weltbildung, Geldunterstützung, eine Hauptmannsstelle zu erlangen. Und das thaten nicht die protestantischen Fürsten allein, auch die katholischen, sogar geistliche Kurfürsten, denen freilich neben Frankreich noch die Conspiration mit dem römischen Hofe übrig blieb. Nicht aus der Zeit Richelieu's, sondern von dem deutschen Kriege Karl's V. datirt der übermächtige Einfluß Frankreichs auf die Geschicke des Vaterlandes, die factische Auflösung des deutschen Reichskörpers datirt von der Schlacht bei Mühlberg und dem Reichstag zu Augsburg. Und wie widerwärtig uns der Anschluß der deutschen Territorialherren an eine fremde Macht erscheint, niemals soll man vergessen, daß die undeutsche Politik des kaiserlichen Hauses ihn verschuldet hat. Doch die Nemesis traf den Vernichter deutscher Selbständigkeit, den großen Kaiser, fast auf der Stelle. Er hatte unter den Kurhut des pflichtvollen und zögernden Johann Friedrich einen weit andern Mann gestellt, seinen Jünger in selbstsüchtiger Politik, eine übermüthige Kraft ohne Bedenken und von verstecktem Entschluß, wie der Kaiser selbst. So erntete Karl, was er gesäet, die Landsknechte des Moritz scheuchten ihn bis in die letzten Schluchten der Alpen. Der nackte Egoismus des Wettiners siegte über die rücksichtslose Politik des großen Habsburgers. Was der Herr von

halb Europa sein lebelang erstrebt, das ging ihm unter der Hand verloren. Deutschland war auf seine Weise nicht zu regieren; er war nicht in der Lage gewesen, die große Bewegung der deutschen Geister zu leiten, er war nicht im Stande, sie völlig zu vernichten. Es war ihm nicht gelungen, die deutschen Fürsten seinem Hause dienstbar zu machen, es war ihm nicht gelungen, ihre Macht zu zerstören. Der weitsehende bedächtige Spieler gab sein Spiel auf, er legte still, wie er zu handeln pflegte, die Karten aus der Hand. Er selbst brach mit schwerem Herzen seine Hausmacht in zwei Stücke.

Die politische Lage Deutschlands wurde dadurch nicht hoffnungsvoller. Auch das Leben des Moritz verlöschte wie ein Meteor, und der wilde Spießgesell, Albrecht von Brandenburg, starb einen kläglichen Tod.

Es folgten die Grumbachsche Fehde, die cölnische Fehde, die jülich'schen Händel, die böhmischen Wirren, ein Streit ruhmloser als der andere, die Führer einer Partei so wenig tüchtig als die der andern. Das Ende war der dreißigjährige Krieg.

6.

Eine Bürgerfamilie.

(1488—1542.)

Aus den höchsten Gebieten deutscher Thätigkeit steigt die Erzählung nieder zu den kleinen Kreisen, in denen einzelne Familien mit dem charakteristischen Inhalte der Zeit erkennbar werden. Eine Reihe von Beispielen soll von den Schicksalen des Landmannes herüberführen zu dem Leben der privilegirten Stände.

Das Jahr 1500 fand den Bauer in Süddeutschland tief erbittert über den Druck, der auf ihm lag, und geneigt sich dagegen zu empören. Allmälig theilte sich die Aufregung den Franken und Thüringern mit, sie arbeitete unter den Westphalen und zog hinab bis an die Hansestädte der Nord- und Ostsee. Zwei Generationen vergingen, bevor die große socialistische Bewegung des 16. Jahrhunderts unterdrückt wurde.

Es ist allerdings wahrscheinlich, daß die Erschütterungen des europäischen Geldmarktes dazu beitrugen, den Landmann aufzuregen. Das Sinken der Metallwerthe seit der Entdeckung von Amerika wurde von den Producenten zunächst als ein dauerndes Steigen der Getreidepreise empfunden. Dem Bauer wurde jeder Scheffel Getreide und damit auch seine Arbeit werthvoller; in demselben Maße erhielt beides für den

Grundherrn höhere Bedeutung. Es war natürlich, daß der Bauer ebensosehr auf eine Befreiung, hier und da auf eine Ablösung der Lasten dachte, während das Interesse des Grundherrn wurde, die Dienste zu erhalten, ja zu steigern *). Dennoch wird man die große Bewegung nicht vorzugsweise auf solche Ursachen zurückführen. Der Siegesstolz der Schweizer, welche die Ritter Burgunds zu Boden geschlagen hatten, das Selbstgefühl der neuen Landsknechte und vor allem die religiöse Bewegung und die politische Farbe, welche dieselbe in Süddeutschland erhielt, setzten die Seele des Bauern in fieberhafte Erwartung, daß eine neue Zeit auch für ihn heraufkomme. Zum ersten Male wurde seine Lage von den Gebildeten mit Theilnahme betrachtet. Der Landmann wurde fast plötzlich auch in der Literatur urtheilend und mitredend eingeführt. Seine Beschwerden gegen die Geistlichkeit, aber auch gegen die Grundherren wurden mit vielem Geschick in populärer Sprache immer wieder vorgetragen. Wenig Jahre zuvor hatte er bei den Fastnachtsspielen der Nürnberger die stehende Rolle eines Tölpels gespielt, jetzt schrieben die Klosterbrüder, sogar die Stadtbürger, wie Hans Sachs, Dialoge in herzlichem Mitgefühl mit seiner Lage, und die Figur des einfachen, verständigen, arbeitsamen Bauern, des Karsthans, wurde wiederholt in Anspruch genommen, um das gesunde Urtheil und den Witz des Volkes gegen die Pfaffen auszudrücken.

Aber wie gefährlich der große Bauernaufstand des Jahres 1525 durch mehre Wochen erschien und wie mannigfaltig die Charaktere und Leidenschaften waren, welche darin ausbrannten, der Bauer selbst war fast nur die wogende Masse, seine Demagogen und Leiter gehörten zum Theil andern Ständen an; im ganzen betrachtet ist die Intelligenz und Tüchtigkeit der Anführer, auch der bäuerlichen, doch nur gering, eben so gering

*) Zu vergleichen: Roscher, System der Volkswirthschaft II S. 810.

die kriegerische Tüchtigkeit der Haufen. Deßhalb liegt hier, wo der Bauer zum erstenmal durch die Gelehrten der Zeit mächtig beeinflußt wird, mehr Reiz in Betrachtung der Geister, welche ihm die Seele aufwühlten. Es ging auch hier, wie immer bei Volksaufständen, zuerst erregten die Maßvolleren, Weiterblickenden, die Feineren und Edleren, dann verloren sie die Herrschaft an eitle und rohe Demagogen, wie Andreas Karlstadt und Thomas Münzer. Wie aber grade in diesem Fall die Verständigeren ihre Herrschaft verloren, ist besonders charakteristisch für jene Zeit.

Nächst Luther hat kein einzelner Mann vor dem Kriege so tiefe Einwirkung auf die Stimmungen des süddeutschen Landvolks ausgeübt, als ein Barfüßer-Observanzer, welcher aus dem Kreuzgange des Franziskanerklosters zu Ulm unter das Volk trat, Johann Eberlin von Günzburg. Er hatte mehre Eigenschaften eines großen Agitators, und stand unter den Gestalten der ersten Reformationszeit als eine der liebenswürdigsten. Mehr als ein anderer ergriff er die sociale Seite der Bewegung. Schon im Jahre 1521 verkündete er sein Ideal eines neuen Staats und eines neuen Gemeindelebens anonym in volksthümlichster Form durch kleine populäre Schriften. Die alten Forderungen, welche später ein Prädicant in den zwölf Artikeln der Bauerschaft zusammengefaßt hat, finden sich mit vielen andern fast sämmtlich in einer Sammlung kleiner Volksbüchlein, in den „fünfzehn Bundesgenossen.“ Die Beredtsamkeit Eberlin's wirkte hinreißend auf die lauschende Menge, Fülle der Rede, poetischer Schwung, herzliche Wärme und zugleich eine Ader von guter Laune und von dramatischer Gewalt machten ihn überall, wo er erschien, zum Liebling. Dazu kam eine harmlose Selbstgefälligkeit und so viel behagliches Hängen an der Stunde, als nöthig war ihm seine Erfolge werth und die Verfolgungen seiner Gegner erträglich zu machen. Und doch war er nichts weniger als ein behender Demagoge. Als er aus seinem Orden schied in

ehrlicher Ueberzeugung, mit einem Herzen, welches durch die Versunkenheit der Kirche und durch die Noth des Volkes leidenschaftlich erregt war, konnte er freilich auch nach damaligem Zuschnitt kaum für einen unterrichteten Mann gelten, erst nach und nach kam ihm in einzelnen socialen Fragen die Klarheit; dann war er gewissenhaft bemüht, frühere Behauptungen zu widerrufen; wie behaglich er auch von sich selbst spricht, immer ist es ihm heiliger Ernst mit der Wahrheit. Dabei hatte er einen stillen aristokratischen Zug, er war ein Bürgerkind, hatte angesehene Verwandte, auch aus adlichem Geschlecht, und rohe Gewaltthat widerstand seinem Wesen, in welchem ein starker gesunder Menschenverstand unablässig das auflodernde Gefühl zu beherrschen suchte. Mit großer Pietät hing er an allen Vorgängern, die seine Bildung gefördert hatten, zunächst an den Wittenberger Reformatoren. Nachdem er mehre Jahre in Süddeutschland unstet umhergetrieben war, zog es ihn nach Wittenberg, dort wirkte Melanchthon sehr stark auf den feurigen Süddeutschen, er wurde ruhiger, mäßiger, gelehrter. Ferner aber gehörte er — wie sein Klostergenosse Heinrich von Kettenbach — zu den Prädicanten, welche sich um Hutten und Sickingen sammelten. Und diese persönliche Verbindung der großen süddeutschen Volksredner hat auch die volksthümliche Bewegung bis zu der Katastrophe Sickingen's in einer Richtung erhalten, welche keine Dauer haben konnte. Denn eine kurze Zeit schien es, als ob in Süddeutschland die religiöse und sociale Bewegung von den adlichen Gutsbesitzern, wenn nicht geleitet, doch benutzt werden könnte; es war ein Irrthum, an dem die beiden Ritter und ihre bessern Freunde zerbrachen, weder Hutten noch Sickingen hatten die Kraft und Einsicht, das Landvolk wirklich für sich zu gewinnen. Das kam sofort zu Tage, als Sickingen von seinen Nachbarfürsten bewältigt war. Die Bauern wurden die eifrigsten Helfer der Fürsten, um die Junker der Sickingischen Partei zu verfolgen und ihre Schlösser zu verbrennen.

Und dieser Kriegszug ist in der That als Vorspiel des Bauernkriegs zu betrachten. Er hatte das Landvolk auch in den benachbarten Landschaften entfesselt und an das Brechen der Burgen gewöhnt. Uns ist ein kleiner Dialog aus dem Jahre 1524 erhalten, welcher bereits den vollen Grimm der Landleute gegen den Adel ausspricht*).

Von da ab erhielten die entschlossenen Demagogen das Ohr der Bauern, die gemäßigte Partei der Volksführer verlor die Herrschaft. Noch einmal hatte Eberlin Gelegenheit in Erfurt als Vermittler vor den empörten Bauernhaufen die Energie seiner Beredtsamkeit zu erweisen, unter seiner Rede fiel das gesammte Landvolk fromm und reuig in die Knie. Die Schwäche des Raths vereitelte den letzten Erfolg seiner Bemühungen. Er zog sich seitdem unter dem Schutz der Grafen von Werthheim auf ein Pfarramt in Werthheim zurück, wo er noch im Jahr 1530 dem verstorbenen Grafen Görg eine schöne kirchliche Gedächtnißfeier hielt, bei welcher er und 19 Mitpfarrer das versammelte Volk zu Thränen rührten. Mit ihm verlor sich ein gutes Stück von der Poesie der Reformation, die seit dem Bauernkriege in neuen Bahnen ging.

Grausam wurde der Aufstand durch die geängsteten Fürsten bestraft, am eifrigsten waren die kleinen Tyrannen, den Besieg-

---

*) Ein Gesprech eyneß Fuchs und Wolffs — auf dem Staigerwaldt. 1524. 6 Bl. Unter der Maske des Wolfes und Fuchses unterhalten sich zwei flüchtige Junker der Partei Sickingen. Nachdem die Räubereien des Adels kräftig angedeutet sind, sagt der Wolf: Durch solchen Fraß haben wir uns viel Bürger und Bauern zu Feind gemacht, die haben sich unlängst verpflichtet, keinen von uns leben zu lassen, wenn sie uns erwischen. Fuchs: Wer sind dieselbigen Bürger und Bauern? Wolf: Die hohen Schwaben, als Augspurger, Ulmer, Kemptner, Bibracher, Memminger, und den Neckar entlang, die Nürnberger und die Baiern, welche an sie grenzen.

ten wieder das Joch aufzulegen. Und doch folgte dem Kampfe in Süddeutschland und Thüringen eine wirkliche Verbesserung der Lage des Landvolks. Man ist immer noch geneigt, die Einwirkung der römischen Rechtsanschauungen als eine Verschlechterung in der Lage der deutschen Bauern zu betrachten. Allerdings waren die Gesichtspunkte, nach denen die römisch geschulten Juristen das Verhältniß zwischen Grundherren und Unterthanen betrachteten, den letzteren nicht immer günstig, denn die Rechtsgelehrten waren geneigt, jede Art von Abhängigkeit des Bauern aus dem mangelnden Eigenthumsrecht an seinem Boden zu erklären; aber sie waren eben so bereit, die persönliche Freiheit des Landmanns anzuerkennen. So wurde in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts die alte Leibeigenschaft, welche in vielen Landschaften noch in harter Form bestand, gemildert und die Unterthänigkeit an ihre Stelle gesetzt. Doch wäre auch die theoretische Auffassung der Beamten überall den Bauern ungünstig gewesen und ihre Entscheidungen immer parteiisch für die Herren, was sie nicht überall waren: der Segen des neuen Beamtenthums wurde doch für den Landmann fast überall in Deutschland der größte. Wer über Zustände der deutschen Vergangenheit urtheilt, muß sich überhaupt hüten, die thatsächlichen Verhältnisse eines Standes nach dem Recht desselben zu beurtheilen. Durch Jahrhunderte saß die Mehrzahl der ritterlichen Dienstmannen nach altem Recht unfrei und höchst abhängig von ihren Herren, und doch waren sie in der Wirklichkeit die hochfahrenden Tyrannen ihrer Landschaft. Ebenso half dem Bauern am Ende des 15. Jahrhunderts nichts, wenn er sich von den Vätern her als frei und nur zu geringen Leistungen verpflichtet wußte, während ihm Leben und Eigenthum täglich durch eine Fehde der benachbarten Junker bedroht war, und fremde Knechte in sein Dorf fielen, ihn mißhandelten und seine Hammel wegtrieben. Da nun die Reformation und die Beamten der Landesherren, welche zu römischem

Rechte erzogen waren, in den Territorien des 16. Jahrhunderts allmälig geordnetere Zustände schufen, und dem Bauer überhaupt die Möglichkeit sicherten zu schaffen und zu gedeihen, wurden sie ihm doch Helfer, in vielen Fällen Retter. In der That hob sich durch die Kirchen- und Schulzucht in dem größten Theile Deutschlands Sittlichkeit und Cultur in den Dörfern. Ferner aber hatten unter den größeren deutschen Landesherren mehre einen hausväterlichen Sinn, und in den neuen Ordnungen, welche sie in Uebereinstimmung mit ihren Geistlichen entwarfen, wurde auf das Wohl des Bauern Rücksicht genommen. Das geschah vor allem durch das Haus der Wettiner in ihrem Franken, Thüringen und Meißen, nicht am wenigsten durch Kurfürst August. Und die Autorität der sächsischen Kanzlei, welche seit dem fünfzehnten Jahrhundert in Deutschland bestand, trug wesentlich dazu bei, solche sächsische Verordnungen zu Mustern für das übrige Deutschland zu machen. — Was den Landmann des sechzehnten Jahrhunderts in Wahrheit herabdrückte, war nicht das fremde harte Recht, sondern die Erhebung der andern Volksschichten durch die neue lateinische Bildung, an welcher er keinen Theil hatte.

Doch einige Jahrzehnte vor dem dreißigjährigen Kriege ist wenigstens in den Landschaften jenseit der Elbe, z. B. in Pommern und Schlesien, wieder eine Steigerung der Adelsansprüche sichtbar. Unter schwachen Regenten wuchs der höfische Einfluß des Adels, die unaufhörlichen Geldverlegenheiten der Fürsten steigerten das Selbstgefühl der Landstände, welche die Steuer bewilligten, und die Bauern hatten mit Ausnahme von Tirol, Ostfriesland, der alten Landvogtei Schwaben und weniger kleiner Territorien keine Vertreter unter den Landständen. So hielten sich die Grundherren für die Bewilligungen, welche sie dem Fürsten machten, an ihren Landleuten doppelt schadlos. In Pommern wurde 1617 die Leibeigenschaft wieder förmlich eingeführt.

Noch anderen Segen brachte die Reformation. Sie bahnte der aufstrebenden Volkskraft neue Wege. Wieder muß daran erinnert werden, daß von je der Bauernstand die große Quelle war, aus welcher neue Familienkraft in die Zunftstuben und die Arbeitszimmer der Gelehrten aufstieg. Auch deßhalb liegt die letzte Grundlage für das Gedeihen der Völker in der einfachen Thätigkeit des Landmannes, der menschlichen Arbeit, bei welcher Geist und Körper, Anstrengung und Erholung, Freude und Unglück durch die Natur selbst regulirt werden. Wo solche Arbeit gedrückt, beschränkt, unfrei wurde, erkrankte das gesammte Volk. Der Untergang der freien Landarbeiter hat mehr als einmal die politische Existenz der Staaten untergraben, z. B. in Polen, ja er hat einst die tötliche Schwäche des großen Römerreichs und das Absterben der antiken Welt zur Folge gehabt. Je reichlicher und ungehinderter neue Kraft aus den untern Schichten in die anspruchsvolleren Kreise aufsteigt, desto kräftiger und energischer wird das politische Leben des Volkes sein können. Und wieder, je weniger die sinkende Familienkraft durch künstliche Stützen verhindert wird in die große Masse des Volkes hinabzufallen, desto frischer und schneller wird sich die emporstrebende den Weg zur Höhe bahnen. Unser Himmel und unsere Cultur verlangen eine so angestrengte Arbeit der Einzelnen, und so viel Streben und Kunst ist in unser Leben gekommen, daß unser Verbrauch an Lebenskraft ein sehr großer ist. Schon dem Landmann schwindet bei harter Arbeit leicht die Schönheit der äußern Form und jener Ueberschuß von Kraft, welcher dem Menschen ein leichtes Herz und das Vollgefühl des Glückes giebt; aber seine Muskeln und Nerven werden gehärtet, und er schreitet noch fest und dauerhaft über die Scholle. Wenn aber die Familie aus diesem Kreise heraustritt, vermehren sich, so scheint es, mit den Genüssen höherer Bildung und Thätigkeit auch die feindlichen Mächte, welche ihre Lebenskraft stören. Allerdings ist die Familie nicht ein solches Gebilde der schaffen-

den Natur, wie ein Aehrenfeld oder die Felsenschichtung eines Gebirges. Von den zahlreichen Factoren, durch welche ihr Gedeihen und Fortleben bestimmt wird, sind mehre aller menschlichen Berechnung für immer entzogen. Und neben häufig wiederkehrenden Erscheinungen, welche wir bescheiden als Regel auffassen, sind die verschiedensten Abweichungen täglich zu beobachten. Bald eine durch viele Jahrhunderte fortwirkende Tüchtigkeit und Energie des Lebens in derselben Familie, noch häufiger ein ebenso langes mäßiges, nicht unkräftiges Dauern, welches in längeren Zwischenräumen zu einer ungewöhnlichen Menschenkraft aufblüht. Aber man wird es auch wieder für keinen Zufall halten, daß ein großer Theil der mächtigsten Persönlichkeiten der ersten oder zweiten aufstrebenden Generation angehört, so Luther, Göthe, Schiller. Nicht selten beschränkt sich das Gedeihen auf fünf bis sechs Generationen, von denen sehr oft Großvater und Vater die Aufstrebenden sind, der Sohn auf der Höhe der Kraft sich ausbreitet, der Enkel und Urenkel im Genuß der von den Vorfahren erworbenen Habe das Absteigen der Familienkraft bezeichnen. Bei solcher Ausdehnung ist die Dauer einer Familie der anspruchsvollen Kreise auf etwa zweihundert Jahre anzuschlagen, von der Geburt des aufsteigenden Ahns bis zum Tode des absteigenden Nachkommen. Die Privilegien der höhern Stände, Befestigung des Vermögens, das Eintreten in eine abgeschlossene Kaste und ähnliche äußere Stützen vermögen das Zurückfallen in die große Masse des Volkes aufzuhalten und dadurch Familienexistenzen zu conserviren, zuweilen nur das physische Bestehn, nicht das Fortwirken einer starken, treibenden Kraft. Es ist charakteristisch für die Physiognomie der mittelalterlichen und der meisten modernen Regierungen Europas, daß sie sich noch vorwiegend auf die alte conservirte Familienkraft stützen. Dies gab ihnen zu Zeiten ein unbehilfliches, ja greisenhaftes Aussehn, aus welchem kein Schluß auf die abnehmende Lebenskraft des Volkes selbst zu ziehn

war. Der erste Fortschritt, welchen die Regierungen seit dem Mittelalter machten, war die Benutzung neuer Menschenkraft neben solcher, welche durch Privilegien befestigt war. Der Beamtenstand gehört im ganzen durchaus den aufstrebenden Familien an.

Vor allem aber war die Aufhebung des Cölibats ein socialer Fortschritt. Sie sichert noch heut den protestantischen Landschaften ein Uebergewicht über die katholischen. Bis auf Luther war der größte Theil deutscher Volkskraft, welcher aus der Hütte des Arbeiters heraufkam, bestimmt, unter dem heiligen Salböl zu verdorren. Es ist wahr, die Priesterehe hatte während des ganzen Mittelalters factisch nicht aufgehört. War doch sogar ein Cardinal förmlich verheirathet, seine Hausfrau hatte gegen Papst und Cardinalcollegium durchgesetzt bei ihm zu bleiben, und konnte bei seiner Leiche den theilnehmenden Römern weinend das Unerhörte berichten, ihr Mann sei ihr immer treu gewesen. In Deutschland bildeten die Haushälterinnen der Geistlichen, die Papemeierschen des Reineke Fuchs, eine zahlreiche, nicht anspruchslose Klasse. Aber die Duldung dieser Verbindungen mußten die Landgeistlichen von Bischof und Curie durch Abgaben erkaufen. Und wie gefällig die höhere Geistlichkeit war, dem ehrlichen Seelsorger galt solche Wirthschaft doch als unsittlich, es kam vor, daß deutsche Priester sich deßhalb ein Gewissen machten bei der Messe zu consecriren. Das Volk aber sah mit Haß und Hohn auf diese wilden Ehen. Und, was hier die Hauptsache ist, die Kinder solches Haushalts standen unter dem Fluch ihrer Geburt, so lange sie lebten; kaum eine bürgerliche Thätigkeit war ihnen zugängig, selbst in die Zünfte der Handwerker wurden sie nicht aufgenommen. Sie verloren sich als Handarbeiter oder Landfahrer. Und doch war eine dauernde geschlechtliche Verbindung katholischer Geistlichen zur Zeit Luther's in der Regel noch ein Glück für ihre Gemeinden, aus hundert Flugschriften ist zu sehen, wie ruchlos die umher-

flackernde Sinnlichkeit der Priester in Dorf und Stadt das Familienleben der Gemeindegenossen verdarb. Bei den Protestanten dagegen wurde der Stand der Geistlichen die bequeme Brücke, auf welcher das Blut des Landmanns zu höherer Thätigkeit hinaufkam. Durch das Leben im Dorfe und eine kleine Landwirthschaft war der Dorfpfarrer eng mit dem Bauernstand verbunden und doch zu gleicher Zeit Bewahrer der besten Bildung jener Jahrhunderte. So bedeutend ist der Einfluß der protestantischen Geistlichkeit auf die geistige Production der Deutschen, daß die meisten der großen Gelehrten, Dichter, Künstler, die Intelligenzen des deutschen Beamtenstandes wenigstens mit einer, oft mit mehren Generationen ihrer Vorfahren in einem protestantischen Pfarrhause stehn*).

Im Folgenden wird das Leben einer Familie geschildert, welche am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aus dem Dorf in die Stadt übersiedelte, und in der dritten Generation eine größere Handelsstadt regierte. Allerdings ist aus der Erzählung zu erkennen, daß Kinder- und Familienleben auch damals treuherzige und naive Heiterkeit nicht entbehrte, aber man wird nicht ohne Befremden sehen, wie rauh die Pflicht geübt und das Leben aufgefaßt wurde, wie gering die Humanität, wie stark das Familiengefühl war. Dicht neben Gewaltthat und räuberischem Ueberfall wird man die Anfänge einer sehr modernen Polizei finden, die ersten Verfolgungen wegen Preßvergehen.

---

*) Zu den gewöhnlichsten Bahnen, auf denen neue Volkskraft in den letzten drei Jahrhunderten heraufgestiegen ist, gehören folgende, die Generationen neben einander gestellt:

Landmann. Schullehrer oder Geistlicher. Beamter. Neugeadelter.
Landmann. Geistlicher. Gelehrter.
Handwerker. Händler. Kaufmann. Gutsherr.

Oft beharrt die Familie durch mehre Generationen in derselben Thätigkeit, am häufigsten bei Geistlichen, Beamten, Kaufherren. Die neueste Zeit hat auch hier schnellere Uebergänge, größeren Wechsel.

Wir sind zwar gewöhnt anzunehmen, daß das einzelne Menschenleben vor dreihundert Jahren weniger galt als jetzt, aber man wird doch in dem alten Bericht mit Verwunderung lesen, wie leicht Gewalt und Blutthat den Frieden einer Häuslichkeit stören konnte. In friedlicher Bürgerfamilie wird der Großvater durch überlegten Mordanfall getötet, der Vater wieder ersticht in Nothwehr einen Andern, ein Sohn wird auf offener Landstraße von Wegelagerern angefallen, er erlegt einen Räuber und wird von einem andern bis zum Tode verwundet. — Zuletzt endlich wird es manchem von Interesse sein zu erkennen, wie der große Theolog, welcher damals die Christenheit in zwei Lager theilte, bis an den Strand der Ostsee als Familienrath einwirkte, und wie er durch sein Wort fremde Seelen in Verehrung und Gehorsam unterwarf.

Allerdings geben die Zustände, welche hier geschildert werden, nicht in allen Einzelnheiten ein normales Bild von den Verhältnissen Deutschlands. An den Küsten von Pommern, wo sich der niedersächsische Stamm auf slavischer Unterlage ausgebreitet hatte, war das Leben rauher, die Leidenschaft rücksichtsloser, die Stunde des Genusses weniger anmuthig als in den großen Reichsstädten des Südens, wo längerer Wohlstand, höhere Städtemacht, größere Verfeinerung wenigstens manchem Einzelnen zu Gute kam. Aber zu groß wird man den Unterschied auch nicht finden, wenn man die Lebensläufe anderer Zeitgenossen mit dem vorliegenden vergleicht, zuweilen ansprechendere Formen und einen hübscheren Ausdruck für das gemüthliche Behagen, aber weder höhere Auffassung der Pflichten, noch reinere Sittlichkeit, noch größere Sicherheit des Lebens und Eigenthums.

Die folgenden Mittheilungen sind wieder der umfangreichen Selbstbiographie entnommen, welche Bartholomäus Sastrow, Bürgermeister von Stralsund, verfaßte. Sein eignes Leben war ungewöhnlich bunt und reich an Eindrücken. Er wurde

als junger Mann mit seinem älteren Bruder zum Reichskammergericht nach Speyer geschickt, dort einen Proceß seines Vaters treiben zu helfen und sich selbst ein Unterkommen zu suchen. Er war in allerlei Diensten bei Advokaten, bei einem Komthur des Johanniterordens, schlug sich nach Italien, um aus den Händen der römischen Geistlichkeit die Hinterlassenschaft seines älteren Bruders zu erheben, welcher vom Kaiser als lateinischer Gelegenheitsdichter mit dem Lorbeer gekrönt und geadelt worden, und darauf wegen einer unglücklichen Liebe mit zerbrochenem Herzen nach Italien gegangen und im Dienst eines Cardinals gestorben war. Von Italien wand sich der jüngere Bruder durch die Wirren des schmalkaldischen Krieges nach der Heimat zurück, trat in herzoglichen Dienst, wurde von den pommerschen Herzögen als politischer Agent in das Kaiserlager, zum Reichstag nach Augsburg, als Sollicitator an das Kammergericht geschickt, ließ sich dann in Greifswald nieder, gründete einen Hausstand, erlangte als gewandter Notarius in Pommern Praxis und Vermögen, zog nach Stralsund, wurde dort Bürgermeister und starb hoch an Jahren in Ehren als ein schlauer, hitzköpfiger und wahrscheinlich nicht selten harter und parteiischer Herr. So beginnt er seinen Bericht:

„Um das Jahr 1487 ist mein Vater zu Ranzin im Kruge, der am Kirchhofe auf Anklam zu liegt und unter die Junker Osten zu Quilow gehört, dem Wirth Hans Sastrow geboren worden. Nun hatte dieser Hans Sastrow an Vermögen, Gestalt, Stärke und Verstand die Junker Horne, welche ebenfalls zu Ranzin wohnten, weit übertroffen, so daß er schon vor seinem Ehestande sich mit ihren Hofhufen wol vergleichen konnte. Das hat denn die Horne übel verdrossen, sie haben sich aufs äußerste beflissen ihm Schimpf, Spott, Schaden, Nachtheil zu bereiten, ihm auch Gesundheit und Leben zu gefährden. Und da sie für ihre Person nicht konnten noch durften, haben sie ihren Vogt ab-

gerichtet in den Krug zu gehn, zu zechen, Zank und Unwillen mit dem Wirth anzufangen und denselben mit Schlägen bis zum Tode abzufertigen. Denn obgleich der Horne vier in Ranzin saßen, so sind doch ihre Hufen, Einnahme und Vermögen so gering gewesen, daß sie sich alle vier mit einem Pflugvogt haben behelfen können. — Aber was geschieht? Da der Wirth wußte, daß die Horne ihm nachstellten, und leicht vermerkte, was der Vogt im Sinne hatte, ist er diesem zuvorgekommen und hat ihn so abgefertigt, daß er kaum auf allen Vieren aus dem Kruge hat kriechen können.

Als Hans Sastrow nun spürte, daß der Horne Feindseligkeit nicht aufhörte sondern täglich zunahm, so hat er, um sich und die Seinen aus der Gefahr zu bringen, ungefähr um's Jahr 1487 sich mit seinem Junker, dem alten Hans Osten zu Quilow, wegen seiner Bauernpflicht in Güte gänzlich auseinandergesetzt, hat darauf zu Greifswald das Bürgerrecht gewonnen, daselbst in der Fleischhauerstraße das Eckhaus, Herrn Brand Hartmann gegenüber, gekauft und allmälig das Seinige von Ranzin in sein gekauftes Haus geführt. So hat er sich ein Jahr vor meines Vaters Geburt von den Osten geschieden und ist bürgerlichen Standes geworden.

Was geschieht? — Merkt diese greuliche, mörderische That! Anno 1494 ist Kindelbier zu Gribow, wo auch ein Horne seinen Sitz hat, es liegt nicht weit von Ranzin, rechts, wenn man von Greifswald nach Ranzin fährt. Zu demselben Kindelbier ist mein Großvater Hans Sastrow als nächster Verwandter geladen, hat seinen Sohn, meinen Vater, der damals ungefähr sieben Jahr war, bei der Hand genommen und ist den kurzen Kirchweg dahin gegangen.

Die Horne von Ranzin haben zum Valet und Abschied diese Gelegenheit nicht versäumt, sondern ins Werk setzen wollen, was sie seit vielen Jahren im Herzen gehegt. Sie sind auch nach Gribow geritten, als wollten sie daselbst ihren Vetter be-

suchen, und um die bequemste Gelegenheit selbst zu ersehen, sind sie ins Kindelbier gegangen und haben sich mit an den Tisch gesetzt, woran mein Großvater saß. Denn sie waren so herunter, daß sie die Bauernkost und Gesellschaft nicht verschmähten. Als sich die Horne nun spät am Nachmittag voll getrunken, sind sie sämmtlich aufgestanden und haben ihren Biergang in den Stall gemacht. Und vermeinten, sie wären dort allein. Es stand aber einer von meines Großvaters Verwandten auch im Stalle in einem Winkel, der hörte an, wozu sie sich entschlossen hatten, sie wollten eilig auf ihre Pferde fallen, sobald sie merkten, daß mein Großvater aufbräche, um ihm unterwegens zu begegnen und alsdann ihn und auch sein Söhnlein zu Tode zu schlagen.

Der Mann kommt zu meinem Großvater, sagt ihm, was er im Stall gehört hat, und räth ihm, daß er sich noch bei Tage aufmachen und heimgehen solle. Dem ist auch mein Großvater gefolgt, ist aufgestanden, hat seinen Sohn, meinen Vater, bei der Hand genommen und ist nach Ranzin gegangen. Als er aber auf halbem Wege zwischen Ranzin und Gribow in das Gehölz im Moore kam, das mit Buschwerk und Gestrüpp bewachsen ist, haben die mörderischen Bösewichter ihm den Weg versperrt, haben ihn mit den Pferden zu Boden getreten und ihm den Leib voll Wunden gehauen, so daß sie nicht anders meinten, als er wäre tot. Sie sind aber daran noch nicht ersättigt gewesen, sondern haben ihn an einen großen Stein geschleppt, der noch jetzt vorn in dem Moore liegt, haben ihm auf dem Stein die rechte Faust abgehauen und ihn so für tot liegen lassen. Der Junge aber, mein Vater, ist mittlerweile ins Moor gekrochen, hat sich im Gesträuch auf einen Rasenhügel versteckt, daß sie mit den Pferden nicht zu ihm kommen und, da es anfing finster zu werden, ihn in den Büschen auch nicht finden konnten.

Die andern Bauern sind nachgeritten zu sehen, was die Horne gemacht hätten, haben den Verwundeten so zugerichtet gefunden und den Jungen aus dem Moore geholt. Einer unter

ihnen ist nach Ranzin gerannt, hat schnell Wagen und Pferde geholt. Darauf hat man den Verwundeten gelegt, an dem kein Leben mehr gespürt wurde, als daß er bei der Ankunft in Ranzin noch einmal aufjappte und verschied.

Des unmündigen Knaben, meines Vaters nächste Freunde, besonders die zu Greifswald in der Stadt wohnten, machten alles zu Gelde und verkauften wieder das Haus, so daß sie im ganzen über zweitausend Gulden zusammenbrachten. Wenige Edelleute lassen in jetziger Zeit ihre Unterthanen zu einem solchen Vermögen kommen! Sie hielten den Knaben aufs beste, ließen ihn lesen, schreiben und rechnen lehren und schickten ihn nach Antwerpen, auch nach Amsterdam, damit er etwas von Kaufmannschaft lernte. Als er zur gebührenden Größe und nach Hause kam und das Seine in die Hand erhielt, kaufte er die Ecke der langen Gasse und Hundstraße, rechts gegenüber der St. Nicolauskirche, zwei Häuser und zwei Buden in der Hundstraße. Aus dem einen Haus hat er das Wohnhaus, aus dem andern das Brauhaus und aus der Bude den Thorweg mit viel Arbeit und Unkosten gebaut. Da nun seine Person den Leuten gefiel und man sah, daß er sich zur Nahrung wohl anließ, haben meiner Mutter Vormund und nächste Verwandte ihm diese ehelich versprochen.

Meine Mutter war die Tochter von Bartholomäus Smiterlow, welcher Bruder des Herrn Bürgermeisters Nicolaus Smiterlow war, eine junge gar schöne Frau, klein, zart von Gliedern, freundlich, kurzweilig, ohne Hoffart, reinlich, häuslich und bis in ihr letztes Stündlein gottesfürchtig und andächtig. Anno 1514 haben meine Eltern Hochzeit gehalten, Anno 1515 gab ihnen der liebe Gott einen Sohn, den sie nach meinem väterlichen Großvater Johannes nennen ließen. Anno 1517 ist meine Schwester Anna, Herrn Peter Frubos, Bürgermeisters zu Greifswald, nachgelassene Wittwe, geboren, Anno 1520 bin ich zur Welt gekommen und, nach meinem mütterlichen Großvater Bartholomäus genannt worden.

Von meinen fünf jüngeren Geschwistern war meine Schwester Katharina ein treffliches, schönes, freundliches, getreues und frommes Mädchen. Als mein Bruder Johannes von Wittenberg, wo er studirte, nach Haus kam, begehrte sie von ihm zu lernen, wie man lateinisch sagen könnte: „das ist wahrlich eine schöne Jungfrau." Er sagte: „profecto formosa puella." — Sie fragte weiter, wie man denn lateinisch antworten könnte: „so ziemlich!" Er: „sic satis." Nach Verlauf etzlicher Zeit kamen drei Studenten von Wittenberg her, vornehmer Leute Kinder, nur um die Stadt zu besehen; die hatte Christian Smiterlow an seinen Vater, den Bürgermeister Herrn Nicolaus Smiterlow, zum Beherbergen empfohlen. Und dieser wollte sie auch gut tractiren und ihnen gute Gesellschaft schaffen. Da er selbst drei erwachsene Töchter hatte, war neben andern Gästen auch diese meine Schwester eingeladen. Die Studenten nun haben mit den Jungfern allerlei Scherzworte gewechselt und auch lateinisch untereinander geredet, was sich vor Jungfrauen deutsch zu sagen nicht geziemte, wie junge Gesellen wol thun. Da hat auch der eine zum andern gesagt: „profecto formosa puella;" darauf entgegnete meine Schwester: „sic satis;" da sind sie sehr erschrocken, vermeinend, daß sie auch ihre vorhergehende amatorische Rede verstanden hätte. Sie ist aber Anno 44 zu einer ganz unglücklichen Heirath gekommen, mit Christoph Meier, dieser war ein ungeschlachter Mensch, verthat, verfaulte und verbanketirte alles, was er hatte, auch was er mit meiner Schwester erfreite.

Meine Mutter hielt ihre Töchter von Jugend auf zu der gebührenden häuslichen Arbeit. Als meine Schwester Gertrud mit fünf Jahren von ohngefähr beim Rocken saß und spann — denn damals waren die Spinnräder noch nicht in Gebrauch —, erzählte mein Bruder Johann, daß die Kaiserliche Majestät einen Reichstag ausgeschrieben hätte, wohin Kaiser, König, Kurfürsten, Fürsten, Grafen und große Männer zusammenkämen und auf

die Frage: was sie dort machten? antwortete er: sie verordneten und beschlössen, wie es in der Welt gemacht werden und zugehen sollte. Da fing dies Mägdlein beim Rocken gar hoch und tief zu seufzen an und sagte in großer Wehmuth: „Ach du lieber Gott! wenn sie doch auch ernstlich verordnen möchten, daß solche kleine Mädchen nicht spinnen dürften." — Diese meine Schwester ist mit meiner seligen Mutter und mit noch zweien meiner Schwestern, mit Magdalene und Katharine im Jahre 49, als die Pestilenz gar heftig grassirte, selig entschlafen. Zuerst meine Mutter, und als meine Schwestern bitterlich weinten, hat sie denselben im Verscheiden gesagt: „Was weinet ihr? betet vielmehr, daß mir Gott meine Pein gnädiglich wolle kürzen." Einige Tage darauf entschlief selig Gertrud, meine jüngste Schwester. Die älteste unverheirathete Schwester Magdalene war auch schon dem Tode nahe, stand gleichwol aus dem Bette, schloß auf und legte nicht allein Gertrudens Totenhemd und Laken heraus, sondern auch was man ihr selbst um- und anthun sollte, und befahl, wenn Gertrud begraben würde, nur das Grab offen zu lassen, etwas mit Erde zu bedecken und sie neben Gertrud zu setzen. So legte sie sich wieder zu Bette, bis den andern Tag, nachdem Gertrud begraben war. Da starb auch sie, die größte und stärkste unter allen meinen Schwestern, eine treffliche, verständige, arbeitselige Haushälterin. Dies schrieb mir meine Schwester Katharine zwei Tage vor ihrem Tode, und daß es mit ihr selbst ebenso stünde, sie sei auf dem Wege der Mutter und den Schwestern zu folgen, und sie sehne sich darnach und vermahnte mich, daß ich mich nicht grämen sollte.

Meine Eltern nun, die beiden jungen Eheleute, hatten sich wohl eingerichtet, alles fertig gebaut, saßen in voller Nahrung und Gedeihen mit Federn, Wolle, Honig, Butter, Korn, hatten ihr stattliches Malz- und Brauwerk, — da wendete sich ihre Glückseligkeit in einen betrübten, gar üblen Zustand.

Denn in demselben Jahr 1523 kauft Georg Hartmann,

der Tochtermann des Doctor Stoientin*), von meinem Vater ein Viertel Butter und geräth darüber mit ihm in Wortwechsel. Um solches zu klagen, geht Hartmann, der ohnedies einen Kurzdegen zu Herrn Peter Korchschwantz trug, zu seiner Schwiegermutter. Diese, von Natur hochtrabend und sehr reich, hatte einen Doctor, des Landesfürsten Rath, zur Ehe, achtete also geringere Leute wenig. Sie giebt ihm ein Handbeil mit diesen Worten in die Hand: „Sieh, da hast du ein Viertelstück, geh auf den Markt und kauf dir ein Herz." — So begegnet ihm mein Vater, der nach der Wage gehen wollte, sich einen Kessel Honig wägen zu lassen, oben in der Gasse, wo die Kleinschmiede wohnen, ohne Wehr, er hatte kein Brotmesser bei sich. Den überfällt Hartmann mit dem Degen und Handbeil bewaffnet. Mein Vater entspringt ihm in das Haus eines Kleinschmiedes, erwischt die Fleischgabel, die nehmen ihm die Schmiedeknechte, desgleichen wehren sie ihm auch die Leiter, die an der Galerie stand; er aber reißt von der Wand einen Knebelspieß, läuft damit zum Haus hinaus auf die Gasse und ruft, wo der sei, der ihm sein Leib und Leben habe nehmen wollen? Darauf springt Hartmann aus des Nebenschmiedes Haus, hat zu seinen beiden vorigen Wehren noch vom Ambos einen Hammer genommen, wirft mit demselben nach meinem Vater, und obgleich dieser den Wurf mit dem Spieß parirt, so gleitet doch der Hammer längs dem Spieß auf die Brust, daß er etliche Tage Blut spie. Gleich darauf trifft ihn Hartmann mit dem Handbeil in die Schulter. Da dieser nun mit Hammer und Handbeil getroffen hat, vermeint er, es könne ihm nicht mehr mißrathen, entblößt den Degen und läuft damit meinem Vater auf den Spieß. Dieser stößt ihm den Spieß bis an den Knebel in den Leib, daß er stürzt. Dies ist dieser kläglichen Historie wahrhaftige Narration.

---

*) Valentin Stoientin, Jugendfreund Ulrich's von Hutten, damals herzoglicher Rath, einflußreicher Beförderer der Reformation.

Ich weiß wohl, daß die Gegner das anders berichten, mein Vater habe den Hartmann erstochen, als dieser sich in des Schmieds Stube wehrlos hinter dem Ofen versteckt gehabt; aber es klingt nicht, nugae sunt, fabulae sunt.

Mein Vater eilte stracks nach dem Kloster der schwarzen Mönche, er war mit den Mönchen bekannt; die führten ihn in die Kirche oben unter dem Gewölbe in ein Steinspint. Doctor Stoientin mit großem Beistand und Dienern durchsuchte alle Winkel des Klosters und kam auch in die Kirche. Mein Vater meinte, sie sähen ihn; er wollte sie ansprechen und bitten ihn zu verschonen, da er in seiner Unschuld nur Nothwehr geübt habe. Doch der barmherzige Gott gab, daß er schwieg und daß dem Gegentheil die Augen zugehalten wurden, daß sie ihn nicht sehen konnten.

In der Nacht brachten ihn die Mönche über die Mauer, so daß er längs dem Damm in das Dorf Neukirchen am Ende des Dammes kommen konnte. Dorthin hatte mein Stiefgroßvater einen Bauerwagen aus Leist bestellt, der einen Sack mit Gerste, auch einen Futtersack und meinen Vater im Sack verborgen nach Stralsund führte. Auf den Bauer ist Stoientin in der Nacht getroffen und hat gefragt, wo er hin wolle? Jener: „Nach Stralsund.“ Er hat auf die Säcke gestoßen und gefragt: was er geladen habe? Jener: „Gerste und seinen Futtersack.“ Er: ob er nicht jemand reiten oder laufen gesehen hätte? Jener: „Ja, es wäre einer ganz eilend den Weg nach dem Dorf Horst geritten, ihm hätte gedäucht, es wäre Sastrow von Greifswald, er verwunderte sich, daß er in der Nacht so eilend mit dem Pferde rennte.“ So hat Doctor Stoientin den Bauer verlassen und ist den Horster Weg geritten, mein Vater aber ist zu Stralsund angekommen und hat von dem Rath daselbst Geleit erlangt.

Es hat aber mein Vater solchem Geleit allerdings nicht zu trauen gehabt, weil der Entleibte selbst unter dem Geleit meines

gnädigen Herrn Herzog Georg's gestanden hatte, und Doctor Stoientin, Sr. Fürstlichen Gnaden Rath, dies Geleit gegen meinen Vater trefflich geltend machte und auch sonst der Gegentheil reich, stolz und mächtig war. So ist er in Dänemark, auch zu Lübeck, Hamburg und anderswo umhergeschweift, bis er mit dem Landesfürsten um eine ansehnliche Summe Geld vertragen wurde, die er auch baar erlegen mußte.

Und obgleich später nach vielfältigem Ansuchen, aufgewandtem Fleiß und Arbeit meines Stiefgroßvaters mein Vater mit der beleidigten Partei auf Einrichtung von 1000 Mark Blutgeld verglichen wurde, so konnte ihm doch wegen dieser Gegner der Aufenthalt in der Stadt Greifswald nicht frei gemacht werden. Wie aber solch Blutgeld dem Sohn und Erben des Entleibten, dem Brand Hartmann, gediehen ist, hat der Augenschein ergeben. Unglück und Unheil wurde an Leib, Gut, Nahrung, an Weib und Kindern gespüret.

So mußte meine Mutter in ihrer Jugend ohne Mann bei vier kleinen unerzogenen Kindern haushalten. Daß sie mit schwermüthigen traurigen Gedanken beladen gewesen, kann man leicht ermessen.

Sie ging gemeiniglich in der Hälfte des Nachmittags, sonderlich in der Fastenzeit, an alle drei Altäre vor dem Chore und betete, wie im Papstthum gebräuchlich, vor einem jeden Altar ein Pater noster und ein Ave Maria. Das Barthelmeweselein mußte stets mitgehn. Einst setzte es sich am ersten Altar zu der Mutter, legte dort ein Räucherwerk hin. Da ihm aber die Mutter zu zeitig aufstand und er ihr zum zweiten Altar folgte, that er desgleichen, doch was er noch übrig behielt, brachte er vor den dritten Altar. Als nun die Mutter aufstand und sah, wie ich vor allen drei Altären des Heiligthums geweihräuchert und das Gebet so garstig beschlossen hatte, ist sie nach Haus gegangen und hat die Magd mit einem Besen in die Kirche geschickt, das Räucherwerk mit der Andacht aus der Kirche zu fegen.

Man sagt mir, ich soll in meinen kindlichen Jahren sehr wild gewesen sein, und daß ich manchmal auf den Thurm von St. Nicolaus gestiegen und einst auf der Außenseite des Thurms in der Höhe der Glocken um den Thurm herumgegangen bin. Da nun meine Mutter vor ihrer Thür stand, die grade gegenüber dem Thurm war, und ihr Söhnlein so spazieren sah, ist sie sehr bekümmert gewesen, bis es unverletzt wieder herunterkam. Dafür hat sie auch dem Barthelmewes gegeben, was er wohl verdient hatte. — Während meine Mutter zu Greifswald wohnte, ging ich daselbst in die Schule, lernte nicht allein lesen, sondern auch aus dem Donat decliniren, compariren, conjugiren. Am Palmsonntage mußte ich auch das „Quantus“ singen, nachdem ich die vorhergehenden Jahre erstlich das kleine, nachher das große „Hic est“ gesungen hatte*). Das war den Knaben eine große

---

*) Am Palmsonntage wurde auf dem Kirchhofe der katholischen Kirche ein großer hölzerner Esel mit Rädern, darauf eine lebensgroße Puppe als Christus gefahren. Nach der Palmenweihe strömte dort das Volk zusammen. Der Chor der Schüler sang die Worte des Evangelisten: Cum audisset populus, quia Jesus venit Hierosolymam, acceperunt ramos palmarum etc. Darauf traten acht Schüler vor, hoben ihre Hände gegen den Esel auf und sangen laut: Hic est, qui venturus est (dieser ist es, welcher kommen wird — das kleine Hic est). Darauf respondirte der Chor: In salutem populi. Und wieder zeigten acht andere Schüler auf den Esel und sangen: Hic est salus nostra et redemtio Israel (das große Hic est). Darauf knieten acht andere Schüler vor dem Esel nieder, schlugen die Hände über dem Haupt zusammen und sangen: Quantus est iste, cui throni et dominationes occurrunt? Noli timere, filia Sion; ecce rex tuus. — Das war für die Schüler schon ein ruhmvolles Stück. Darauf aber kamen andere sechs Schüler, knieten nieder, neigten ihr Angesicht zur Erde, schlugen alle zugleich die Hände über dem Haupt zusammen und sangen das Salve, und wenn sie ausgesungen, gingen sie drei Schritt vor, knieten wieder nieder, und so dreimal Salve rex, fabricator mundi etc. Dann zogen sie miteinander den Esel vorwärts u. s. w. — Getreu nach einer Beschreibung der Feierlichkeit im Staatsarchiv zu St. Gallen, abgedruckt in Keßler's Leben von J. J. Bernet. S. 18.

Ehre und ihren Eltern keine geringe Freude, denn man brauchte dazu aus den Schulen die wackersten Knaben, die sich nicht entsetzten vor der großen Menge der Klerisei, auch weltlicher Personen, und mit heller Stimme besonders das Quantus herausheben konnten.

Anno 1528, da meine Eltern spürten, daß der Hartmannsche Anhang durch nichts zu erweichen war meinen Vater in die Stadt und Nahrung zu lassen, wollten sie, wie frommen Eheleuten gebührt, die Last der Haushaltung miteinander tragen, und so hat meine Mutter meinem Vater nachziehen müssen. Deswegen hat mein Vater das Bürgerrecht zu Stralsund gewonnen und ein Haus daselbst gekauft, meine Mutter ist von Greifswald aufgebrochen, hat ihr Haus daselbst verhandelt und ist so im Frühlinge nach dem Sunde gezogen. Um dieselbe Zeit hat mein Stiefgroßvater, der damals Kämmerer zu Greifswald war, mich zu sich genommen, daselbst zu studiren. — Ich studirte aber gar wenig, hatte die Pferde, um darauf spazieren zu reiten und mit dem Großvater auf die Stadtdörfer zu fahren, lieber als die Bücher, weshalb ich auch in Studiis wenig fortschritt.

Der älteste Sohn von Herrn Bertram Smiterlow, Claus genannt, fünf Jahr alt, aber länger und stärker von Gliedern als ich, war ein verzweifelter Schalk; er that den Kindern in der Nachbarschaft viel Gewalt und Unrecht, von seinem Vater wurde er nicht nur nicht gestraft, sondern auch gegen die Klagen der Nachbarn mit großer Rauhheit vertheidigt, so daß der Großvater, um ein großes Parlament, ja Mord und Totschlag zwischen dem Vater und den Nachbarn zu verhüten, den Jungen zu sich nahm. Er schlief mit mir in der Kammer in einem Bett. Einst am Morgen, als wir aufstanden und uns beide nebeneinander auf der hohen Kiste am Fuß des Bettes anzogen, stieß er mich ohne jeden Wortwechsel oder gegebene Ursache, sondern allein aus boshaftigem Muthwillen — denn er war so gewöhnt, daß er seine unaussprechliche Bosheit nicht unterlassen konnte —

ihnen ist nach Ranzin gerannt, hat schnell Wagen und Pferde geholt. Darauf hat man den Verwundeten gelegt, an dem kein Leben mehr gespürt wurde, als daß er bei der Ankunft in Ranzin noch einmal aufjappte und verschied.

Des unmündigen Knaben, meines Vaters nächste Freunde, besonders die zu Greifswald in der Stadt wohnten, machten alles zu Gelde und verkauften wieder das Haus, so daß sie im ganzen über zweitausend Gulden zusammenbrachten. Wenige Edelleute lassen in jetziger Zeit ihre Unterthanen zu einem solchen Vermögen kommen! Sie hielten den Knaben aufs beste, ließen ihn lesen, schreiben und rechnen lehren und schickten ihn nach Antwerpen, auch nach Amsterdam, damit er etwas von Kaufmannschaft lernte. Als er zur gebührenden Größe und nach Hause kam und das Seine in die Hand erhielt, kaufte er die Ecke der langen Gasse und Hundstraße, rechts gegenüber der St. Nicolauskirche, zwei Häuser und zwei Buden in der Hundstraße. Aus dem einen Haus hat er das Wohnhaus, aus dem andern das Brauhaus und aus der Bude den Thorweg mit viel Arbeit und Unkosten gebaut. Da nun seine Person den Leuten gefiel und man sah, daß er sich zur Nahrung wohl anließ, haben meiner Mutter Vormund und nächste Verwandte ihm diese ehelich versprochen.

Meine Mutter war die Tochter von Bartholomäus Smiterlow, welcher Bruder des Herrn Bürgermeisters Nicolaus Smiterlow war, eine junge gar schöne Frau, klein, zart von Gliedern, freundlich, kurzweilig, ohne Hoffart, reinlich, häuslich und bis in ihr letztes Stündlein gottesfürchtig und andächtig. Anno 1514 haben meine Eltern Hochzeit gehalten, Anno 1515 gab ihnen der liebe Gott einen Sohn, den sie nach meinem väterlichen Großvater Johannes nennen ließen. Anno 1517 ist meine Schwester Anna, Herrn Peter Frubos, Bürgermeisters zu Greifswald, nachgelassene Wittwe, geboren, Anno 1520 bin ich zur Welt gekommen und, nach meinem mütterlichen Großvater Bartholomäus genannt worden.

Von meinen fünf jüngeren Geschwistern war meine Schwester Katharina ein treffliches, schönes, freundliches, getreues und frommes Mädchen. Als mein Bruder Johannes von Wittenberg, wo er studirte, nach Haus kam, begehrte sie von ihm zu lernen, wie man lateinisch sagen könnte: „das ist wahrlich eine schöne Jungfrau.“ Er sagte: „profecto formosa puella.“ — Sie fragte weiter, wie man denn lateinisch antworten könnte: „so ziemlich!“ Er: „sic satis.“ Nach Verlauf etzlicher Zeit kamen drei Studenten von Wittenberg her, vornehmer Leute Kinder, nur um die Stadt zu besehen; die hatte Christian Smiterlow an seinen Vater, den Bürgermeister Herrn Nicolaus Smiterlow, zum Beherbergen empfohlen. Und dieser wollte sie auch gut tractiren und ihnen gute Gesellschaft schaffen. Da er selbst drei erwachsene Töchter hatte, war neben andern Gästen auch diese meine Schwester eingeladen. Die Studenten nun haben mit den Jungfern allerlei Scherzworte gewechselt und auch lateinisch untereinander geredet, was sich vor Jungfrauen deutsch zu sagen nicht geziemte, wie junge Gesellen wol thun. Da hat auch der eine zum andern gesagt: „profecto formosa puella;“ darauf entgegnete meine Schwester: „sic satis;“ da sind sie sehr erschrocken, vermeinend, daß sie auch ihre vorhergehende amatorische Rede verstanden hätte. Sie ist aber Anno 44 zu einer ganz unglücklichen Heirath gekommen, mit Christoph Meier, dieser war ein ungeschlachter Mensch, verthat, verfaulte und verbanketirte alles, was er hatte, auch was er mit meiner Schwester erfreite.

Meine Mutter hielt ihre Töchter von Jugend auf zu der gebührenden häuslichen Arbeit. Als meine Schwester Gertrud mit fünf Jahren von ohngefähr beim Rocken saß und spann — denn damals waren die Spinnräder noch nicht in Gebrauch —, erzählte mein Bruder Johann, daß die Kaiserliche Majestät einen Reichstag ausgeschrieben hätte, wohin Kaiser, König, Kurfürsten, Fürsten, Grafen und große Männer zusammenkämen und auf

die Frage: was sie dort machten? antwortete er: sie verordneten und beschlössen, wie es in der Welt gemacht werden und zugehen sollte. Da fing dies Mägdlein beim Rocken gar hoch und tief zu seufzen an und sagte in großer Wehmuth: „Ach du lieber Gott! wenn sie doch auch ernstlich verordnen möchten, daß solche kleine Mädchen nicht spinnen dürften.“ — Diese meine Schwester ist mit meiner seligen Mutter und mit noch zweien meiner Schwestern, mit Magdalene und Katharine im Jahre 49, als die Pestilenz gar heftig grassirte, selig entschlafen. Zuerst meine Mutter, und als meine Schwestern bitterlich weinten, hat sie denselben im Verscheiden gesagt: „Was weinet ihr? betet vielmehr, daß mir Gott meine Pein gnädiglich wolle kürzen.“ Einige Tage darauf entschlief selig Gertrud, meine jüngste Schwester. Die älteste unverheirathete Schwester Magdalene war auch schon dem Tode nahe, stand gleichwol aus dem Bette, schloß auf und legte nicht allein Gertrudens Totenhemd und Laken heraus, sondern auch was man ihr selbst um- und anthun sollte, und befahl, wenn Gertrud begraben würde, nur das Grab offen zu lassen, etwas mit Erde zu bedecken und sie neben Gertrud zu setzen. So legte sie sich wieder zu Bette, bis den andern Tag, nachdem Gertrud begraben war. Da starb auch sie, die größte und stärkste unter allen meinen Schwestern, eine treffliche, verständige, arbeitselige Haushälterin. Dies schrieb mir meine Schwester Katharine zwei Tage vor ihrem Tode, und daß es mit ihr selbst ebenso stünde, sie sei auf dem Wege der Mutter und den Schwestern zu folgen, und sie sehne sich darnach und vermahnte mich, daß ich mich nicht grämen sollte.

Meine Eltern nun, die beiden jungen Eheleute, hatten sich wohl eingerichtet, alles fertig gebaut, saßen in voller Nahrung und Gedeihen mit Federn, Wolle, Honig, Butter, Korn, hatten ihr stattliches Malz- und Brauwerk, — da wendete sich ihre Glückseligkeit in einen betrübten, gar üblen Zustand.

Denn in demselben Jahr 1523 kauft Georg Hartmann,

der Tochtermann des Doctor Stoientin*), von meinem Vater ein Viertel Butter und geräth darüber mit ihm in Wortwechsel. Um solches zu klagen, geht Hartmann, der ohnedies einen Kurzdegen zu Herrn Peter Korchschwantz trug, zu seiner Schwiegermutter. Diese, von Natur hochtrabend und sehr reich, hatte einen Doctor, des Landesfürsten Rath, zur Ehe, achtete also geringere Leute wenig. Sie giebt ihm ein Handbeil mit diesen Worten in die Hand: „Sieh, da hast du ein Viertelstück, geh auf den Markt und kauf dir ein Herz." — So begegnet ihm mein Vater, der nach der Wage gehen wollte, sich einen Kessel Honig wägen zu lassen, oben in der Gasse, wo die Kleinschmiede wohnen, ohne Wehr, er hatte kein Brotmesser bei sich. Den überfällt Hartmann mit dem Degen und Handbeil bewaffnet. Mein Vater entspringt ihm in das Haus eines Kleinschmiedes, erwischt die Fleischgabel, die nehmen ihm die Schmiedeknechte, desgleichen wehren sie ihm auch die Leiter, die an der Galerie stand; er aber reißt von der Wand einen Knebelspieß, läuft damit zum Haus hinaus auf die Gasse und ruft, wo der sei, der ihm sein Leib und Leben habe nehmen wollen? Darauf springt Hartmann aus des Nebenschmiedes Haus, hat zu seinen beiden vorigen Wehren noch vom Ambos einen Hammer genommen, wirft mit demselben nach meinem Vater, und obgleich dieser den Wurf mit dem Spieß parirt, so gleitet doch der Hammer längs dem Spieß auf die Brust, daß er etliche Tage Blut spie. Gleich darauf trifft ihn Hartmann mit dem Handbeil in die Schulter. Da dieser nun mit Hammer und Handbeil getroffen hat, vermeint er, es könne ihm nicht mehr mißrathen, entblößt den Degen und läuft damit meinem Vater auf den Spieß. Dieser stößt ihm den Spieß bis an den Knebel in den Leib, daß er stürzt. Dies ist dieser kläglichen Historie wahrhaftige Narration.

---

*) Valentin Stoientin, Jugendfreund Ulrich's von Hutten, damals herzoglicher Rath, einflußreicher Beförderer der Reformation.

Ich weiß wohl, daß die Gegner das anders berichten, mein Vater habe den Hartmann erstochen, als dieser sich in des Schmieds Stube wehrlos hinter dem Ofen versteckt gehabt; aber es klingt nicht, nugae sunt, fabulae sunt.

Mein Vater eilte stracks nach dem Kloster der schwarzen Mönche, er war mit den Mönchen bekannt; die führten ihn in die Kirche oben unter dem Gewölbe in ein Steinspint. Doctor Stoientin mit großem Beistand und Dienern durchsuchte alle Winkel des Klosters und kam auch in die Kirche. Mein Vater meinte, sie sähen ihn; er wollte sie ansprechen und bitten ihn zu verschonen, da er in seiner Unschuld nur Nothwehr geübt habe. Doch der barmherzige Gott gab, daß er schwieg und daß dem Gegentheil die Augen zugehalten wurden, daß sie ihn nicht sehen konnten.

In der Nacht brachten ihn die Mönche über die Mauer, so daß er längs dem Damm in das Dorf Neukirchen am Ende des Dammes kommen konnte. Dorthin hatte mein Stiefgroßvater einen Bauerwagen aus Leist bestellt, der einen Sack mit Gerste, auch einen Futtersack und meinen Vater im Sack verborgen nach Stralsund führte. Auf den Bauer ist Stoientin in der Nacht getroffen und hat gefragt, wo er hin wolle? Jener: „Nach Stralsund.“ Er hat auf die Säcke gestoßen und gefragt: was er geladen habe? Jener: „Gerste und seinen Futtersack.“ Er: ob er nicht jemand reiten oder laufen gesehen hätte? Jener: „Ja, es wäre einer ganz eilend den Weg nach dem Dorf Horst geritten, ihm hätte gedäucht, es wäre Sastrow von Greifswald, er verwunderte sich, daß er in der Nacht so eilend mit dem Pferde renne.“ So hat Doctor Stoientin den Bauer verlassen und ist den Horster Weg geritten, mein Vater aber ist zu Stralsund angekommen und hat von dem Rath daselbst Geleit erlangt.

Es hat aber mein Vater solchem Geleit allerdings nicht zu trauen gehabt, weil der Entleibte selbst unter dem Geleit meines

gnädigen Herrn Herzog Georg's gestanden hatte, und Doctor Stoientin, Sr. Fürstlichen Gnaden Rath, dies Geleit gegen meinen Vater trefflich geltend machte und auch sonst der Gegentheil reich, stolz und mächtig war. So ist er in Dänemark, auch zu Lübeck, Hamburg und anderswo umhergeschweift, bis er mit dem Landesfürsten um eine ansehnliche Summe Geld vertragen wurde, die er auch baar erlegen mußte.

Und obgleich später nach vielfältigem Ansuchen, aufgewandtem Fleiß und Arbeit meines Stiefgroßvaters mein Vater mit der beleidigten Partei auf Einrichtung von 1000 Mark Blutgeld verglichen wurde, so konnte ihm doch wegen dieser Gegner der Aufenthalt in der Stadt Greifswald nicht frei gemacht werden. Wie aber solch Blutgeld dem Sohn und Erben des Entleibten, dem Brand Hartmann, gediehen ist, hat der Augenschein ergeben. Unglück und Unheil wurde an Leib, Gut, Nahrung, an Weib und Kindern gespüret.

So mußte meine Mutter in ihrer Jugend ohne Mann bei vier kleinen unerzogenen Kindern haushalten. Daß sie mit schwermüthigen traurigen Gedanken beladen gewesen, kann man leicht ermessen.

Sie ging gemeiniglich in der Hälfte des Nachmittags, sonderlich in der Fastenzeit, an alle drei Altäre vor dem Chore und betete, wie im Papstthum gebräuchlich, vor einem jeden Altar ein Pater noster und ein Ave Maria. Das Barthelmeweselein mußte stets mitgehn. Einst setzte es sich am ersten Altar zu der Mutter, legte dort ein Räucherwerk hin. Da ihm aber die Mutter zu zeitig aufstand und er ihr zum zweiten Altar folgte, that er desgleichen, doch was er noch übrig behielt, brachte er vor den dritten Altar. Als nun die Mutter aufstand und sah, wie ich vor allen drei Altären des Heiligthums geweihräuchert und das Gebet so garstig beschlossen hatte, ist sie nach Haus gegangen und hat die Magd mit einem Besen in die Kirche geschickt, das Räucherwerk mit der Andacht aus der Kirche zu fegen.

Man sagt mir, ich soll in meinen kindlichen Jahren sehr wild gewesen sein, und daß ich manchmal auf den Thurm von St. Nicolaus gestiegen und einst auf der Außenseite des Thurms in der Höhe der Glocken um den Thurm herumgegangen bin. Da nun meine Mutter vor ihrer Thür stand, die grade gegenüber dem Thurm war, und ihr Söhnlein so spazieren sah, ist sie sehr bekümmert gewesen, bis es unverletzt wieder herunterkam. Dafür hat sie auch dem Barthelmewes gegeben, was er wohl verdient hatte. — Während meine Mutter zu Greifswald wohnte, ging ich daselbst in die Schule, lernte nicht allein lesen, sondern auch aus dem Donat decliniren, compariren, conjugiren. Am Palmsonntage mußte ich auch das „Quantus" singen, nachdem ich die vorhergehenden Jahre erstlich das kleine, nachher das große „Hic est" gesungen hatte*). Das war den Knaben eine große

---

*) Am Palmsonntage wurde auf dem Kirchhofe der katholischen Kirche ein großer hölzerner Esel mit Rädern, darauf eine lebensgroße Puppe als Christus gefahren. Nach der Palmenweihe strömte dort das Volk zusammen. Der Chor der Schüler sang die Worte des Evangelisten: Cum audisset populus, quia Jesus venit Hierosolymam, acceperunt ramos palmarum etc. Darauf traten acht Schüler vor, hoben ihre Hände gegen den Esel auf und sangen laut: Hic est, qui venturus est (dieser ist es, welcher kommen wird — das kleine Hic est). Darauf respondirte der Chor: In salutem populi. Und wieder zeigten acht andere Schüler auf den Esel und sangen: Hic est salus nostra et redemtio Israel (das große Hic est). Darauf knieten acht andere Schüler vor dem Esel nieder, schlugen die Hände über dem Haupt zusammen und sangen: Quantus est iste, cui throni et dominationes occurrunt? Noli timere, filia Sion; ecce rex tuus. — Das war für die Schüler schon ein ruhmvolles Stück. Darauf aber kamen andere sechs Schüler, knieten nieder, neigten ihr Angesicht zur Erde, schlugen alle zugleich die Hände über dem Haupt zusammen und sangen das Salve, und wenn sie ausgesungen, gingen sie drei Schritt vor, knieten wieder nieder, und so dreimal Salve rex, fabricator mundi etc. Dann zogen sie miteinander den Esel vorwärts u. s. w. — Getreu nach einer Beschreibung der Feierlichkeit im Staatsarchiv zu St. Gallen, abgedruckt in Keßler's Leben von J. J. Bernet. S. 18.

Ehre und ihren Eltern keine geringe Freude, denn man brauchte dazu aus den Schulen die wackersten Knaben, die sich nicht entsetzten vor der großen Menge der Klerisei, auch weltlicher Personen, und mit heller Stimme besonders das Quantus herausheben konnten.

Anno 1528, da meine Eltern spürten, daß der Hartmannsche Anhang durch nichts zu erweichen war meinen Vater in die Stadt und Nahrung zu lassen, wollten sie, wie frommen Eheleuten gebührt, die Last der Haushaltung miteinander tragen, und so hat meine Mutter meinem Vater nachziehen müssen. Deswegen hat mein Vater das Bürgerrecht zu Stralsund gewonnen und ein Haus daselbst gekauft, meine Mutter ist von Greifswald aufgebrochen, hat ihr Haus daselbst verhandelt und ist so im Frühlinge nach dem Sunde gezogen. Um dieselbe Zeit hat mein Stiefgroßvater, der damals Kämmerer zu Greifswald war, mich zu sich genommen, daselbst zu studiren. — Ich studirte aber gar wenig, hatte die Pferde, um darauf spazieren zu reiten und mit dem Großvater auf die Stadtdörfer zu fahren, lieber als die Bücher, weshalb ich auch in Studiis wenig fortschritt.

Der älteste Sohn von Herrn Bertram Smiterlow, Claus genannt, fünf Jahr alt, aber länger und stärker von Gliedern als ich, war ein verzweifelter Schalk; er that den Kindern in der Nachbarschaft viel Gewalt und Unrecht, von seinem Vater wurde er nicht nur nicht gestraft, sondern auch gegen die Klagen der Nachbarn mit großer Rauhheit vertheidigt, so daß der Großvater, um ein großes Parlament, ja Mord und Totschlag zwischen dem Vater und den Nachbarn zu verhüten, den Jungen zu sich nahm. Er schlief mit mir in der Kammer in einem Bett. Einst am Morgen, als wir aufstanden und uns beide nebeneinander auf der hohen Kiste am Fuß des Bettes anzogen, stieß er mich ohne jeden Wortwechsel oder gegebene Ursache, sondern allein aus boshaftigem Muthwillen — denn er war so gewöhnt, daß er seine unaussprechliche Bosheit nicht unterlassen konnte —

vor die Brust, daß ich rückwärts von der Kiste hinunterstürzte; wahrlich ein gefährlicher Fall! Und einst richtete der Großvater ein großes Nachtmahl an, wozu er nicht allein seine Kinder, sondern auch Andere lud. Am Abend, als die Knechte ihren Herren die Leuchten brachten und bei dem Feuer saßen, kam dieser Lecker zu ihnen und trieb gegen sie allerlei Schalkheit. Die Knechte fürchteten den Vater und ließen sich alles gefallen. Zuletzt unterstand er sich einem nach dem andern mit dem Finger an den Lippen zu brummen; da erdreistete sich einer und schlug ihn aufs Maul. Er lief in die Stube hinter den Vater und sagte dem, welcher Knecht ihm die Maulschelle gegeben hatte. In der Nacht, als das Banket geendigt war, die Gäste aufstunden nach Hause zu gehn, die Laternen angezündet wurden und man aus dem Hause auf die Gasse kam, und allenthalben und bei einem jeden nichts anderes als Stille und guter Friede bemerkt wurde, entblößte der Vater des Knaben den Kurzdegen, den er an der Seite hatte, und hieb dem Knecht, welcher vor seinem Herrn die Laterne trug, eine greuliche Wunde in die Schulter hinein. Um mich unverletzt gegenüber dem Lecker zu erhalten und nicht deswegen in noch größere Sorge zu gerathen, mußte mich mein Großvater nach Stralsund zu den Eltern fahren lassen. In solchem Muthwillen wuchs der Knabe auf, worin der Vater ihn nicht allein nicht strafte, sondern vielmehr seinen Gefallen daran hatte, so daß auch niemand darüber klagen durfte. Als er nun erwachsen und an siebenundzwanzig Jahr alt war, wollte er einst gen Rostock reiten und blieb in Röwershagen über Nacht. Im andern Kruge gegenüber zog ein Wagen mit Kaufleuten ein, weil sie bei diesem Menschen — denn sie kannten seinen bösen Kopf wohl — nicht sein wollten. Der eine Kaufmann hatte einen Schießhund, der lief in den Krug, worin Smiterlow war, und dieser band den Hund an, (als wäre er sein) um ihn zu behalten. Am andern Morgen, als sie aufbrechen wollten, vermißte der Kaufmann

seinen Hund und fand ihn bei Smiterlow, der auch aufgesessen war und den Hund am Strick mit sich führte. Der Kaufmann begehrte seinen Hund, Smiterlow wollte ihn nicht ablassen, sondern zog sein geladenes Rohr auf den Kaufmann hervor. Der Kaufmann aber wurde eher fertig und schoß ihn oben am Leib durch den Schenkel. Er ritt wol kümmerlich nach Rostock und wurde dort verbunden, aber nach wenigen Tagen war er des Todes. Der Kaufmann ritt seine Straße und kam davon, es krähte, wie man sagt, weder Hund noch Hahn darnach; nur der Vater bekam das Kratzen im Nacken. Solches schreib' ich Herrn Bertram und seinen Kindern nicht zu Verdruß noch Schmach, da solche doppelt mit uns verwandt sind, sondern meinen Kindern zur Verwarnung und Vermahnung, daß sie ihre Kinder von Jugend auf in geziemender Zucht und Zwang halten.

Im Jahre 1529 ging meine Mutter schweren Fußes und wollte vor der Entbindung noch scheuern und waschen lassen, wie es die Frauen im Brauch haben. Nun hatten meine Eltern dies Mal eine Magd, die vom bösen Geist besessen war. Sie hatte sich bis dahin nicht hervorgethan, aber jetzt, als sie das große Wandgeräth zu scheuern hatte, Kessel und Tiegel herunter zu nehmen, warf sie diese herab auf den Boden, sehr greulich, und rief mit lauter Stimme: „Ich will heraus!“ Als man nun den Grund merkte, nahm ihre Mutter (die in der Patinenmacherstraße wohnte) die Magd zu sich, und sie wurde etliche Mal in die Kirche zu St. Nicolaus in einem rigaischen Schlitten geführt. Wenn die Predigt geendigt war, wurde der Geist beschworen, und ergab sich aus seinem Bekenntniß, daß ihre Mutter einen frischen sauren Käse gekauft und in den Schrank eingesetzt hatte, die Magd war in Abwesenheit ihrer Mutter an den Schrank gekommen und hatte vom Käse gegessen. Als nun die Mutter gesehen, daß jemand beim Käse gewesen war, hatte sie dem den bösen Geist in den Leib geflucht; seitdem hatte er in der Magd hausgehalten. Als er darauf gefragt wurde, wie

er denn bei und in der Magd hätte bleiben können, da sie in der Zeit zum Sacrament gegangen war, gab er die Antwort: „Es liegt wol ein Schelm unter der Brücke und läßt einen frommen Mann über sich hingehen,“ er hätte mittlerweil ihr unter der Zunge gesessen. Er wurde aber nicht allein gebannt und beschworen, sondern es ward auch von männiglich, so in der Kirche dabei- und umherstand, auf den Knien fleißig und andächtig gebetet. Mit dem Exorcismo trieb er sein lautes Gespött; denn als der Prediger ihn beschwor, daß er ausfahren sollte, sagte er: „Ja, er wollte weichen, er müßte ja wol das Feld räumen, aber er forderte allerlei, was man ihm mitzunehmen erlauben sollte, wenn ihm das eine Geforderte abgeschlagen würde, so stünde ihm das Bleiben frei.“ Es stand einer unter den Anwesenden, welcher den Hut aufbehielt, als diese beteten, da begehrte er von den Predigern ihm zu erlauben, daß er dem den Hut vom Kopf nehmen dürfte, den Hut wolle er mit sich nehmen und weichen. Ich trage Sorge, wäre es ihm von Gott gestattet worden, Haut und Haar hätten mit dem Hute gehen müssen. — Zuletzt, als er wußte, daß seine Zeit die Magd zu plagen verflossen war, und vermerkte, daß unser Herrgott das gläubige Gebet der gegenwärtigen Leute gnädiglich erhörte, forderte er gar spöttisch eine Tafel Glas aus dem Fenster über der Thurmuhr, und als ihm eine Raute aus demselben erlaubt wurde, hat sich dieselbe zusehends mit einem Klange abgelöst und ist davon geflogen. Nach der Zeit hat man nichts Böses bei der Magd vermerkt. Sie hat auf dem Dorfe einen Mann bekommen und von ihm Kinder erhalten.

Ich ging in die Schule, lernte so viel als ich vor Wildheit konnte, das Ingenium war ziemlich, wie sich merken ließ, aber Stetigkeit war nicht vorhanden. — Des Sommers badete ich mich mit meinen Gesellen am Strande, das sah mein Ohm aus seinem Garten hinter seiner Scheuer und zeigte es meinem Vater an, der kam mit einer guten Ruthe des Morgens auf

den Saal vor mein Bett; während ich schlief, nestelte er sich mittlerweile auf und redete laut, damit ich erwachen sollte. Wie ich dann erwachte und ihm vor mir stehn und die Ruthe auf dem Nebenbett liegen sah, verstand ich wol, was die Glocke geschlagen hatte, da fing ich an mit bitterlichem Weinen zu flehn und zu bitten. Er fragte, was ich gethan hätte? Ich gelobte, ich wollte mein Lebtag am Strande nicht mehr baden. „Ja, Junker," sagte er (wenn er mich ihrzte und Junker nannte, wußte ich wol, daß die Sache zwischen ihm und mir schlecht stand), „habt ihr gebadet, so muß ich quästen*)." Dabei ergriff er die Ruthe, warf mir die Kleider über den Kopf und lohnte nach Verdienst. Meine Eltern erzogen ihre Kinder ganz gut. Mein Vater war etwas hastig, und wenn die Galle überhand nahm, konnte er kein Maß halten. Einst erzürnte er sich über mich; er stand im Stall, ich aber unter der Thür des Stalls, da erwischte er die Stackengabel und schoß die nach mir. Ich entsprang dem Wurf, der war so stark, daß die Gabel in einen eichenen Ständer der Badestube so tief zu stecken kam, daß man sie mit Gewalt herausziehen mußte. Damals hat der gnädige Gott des Teufels Vorhaben gegen meinen Vater und gegen mich vorsorglich verhindert. Die Mutter aber, welche überaus glimpflich und holdselig war, sprang in solchen Fällen hinzu, sagte wol: „stäupe stärker, der verzweifelte Bub hat es wol verdient," und unterdeß, ohne daß es die Kinder merkten, faßte sie ihm den Arm und die Hand, worin er die Ruthe hatte, daß er nicht zu stark zuschlagen konnte.

Meines Vaters Haus war noch sehr unfertig, außerdem war eine Bude hereingebaut, mit dem Eingang hart am Brunnen. Darin wohnte ein Müller, Lewark genannt, der hatte viele und böse Kinder, die weinten Tag und Nacht. Des Morgens, wenn der Tag anbrach, fingen die jungen Lerchen an zu

---

*) Die Badequaste gebrauchen.

zirpen; das währte den ganzen Tag, daß man davor weder sehen noch hören konnte, bis mein Vater die alten Lerchen mit ihren jungen Lewarken*) herausjagte, die Bude einriß und den Bau des ganzen Hauses mit Ernst, großer Arbeit und Unkosten angriff. Denn meine Eltern bekamen von Greifswald eine ziemliche Baarschaft, weil meine Mutter alles zu Gelde machen mußte, so daß viele Leute meinen Vater deshalb den reichen Mann in der Vehrstraße nannten. Dies wurde aber in wenig Jahren sehr ungewiß gemacht, so daß meinen Eltern große Sorge und Geldversplitterung, auch ihren Kindern Verhinderung des gehofften Glückes, also merklicher Schade und Nachtheil entstand.

Denn es waren damals zu Stralsund zwei Weiber, die man Schadenträgerinnen nicht unbillig nennen möchte, die eine hieß Lubbe Keßke, die andere Engeln, wohnten alle beide in der Altbüßerstraße. Die kauften von meinem Vater allerhand Tuch, das verkauften sie wieder andern Leuten, man wußte aber nicht wem: sie entliehen Geld zu fünfzig, hundert, hundert und fünfzig und mehr oder weniger Thalern, sagten auch nicht, für wen sie die entliehen; wenn sie von den Leuten gefragt wurden, von wem sie solches Geld holten, antworteten sie: „vom reichen Manne in der Vehrstraße." Der Thaler galt damals achtundzwanzig lübeckische Schillinge, sie machten ab, den zum Termin, auf den man übereingekommen war, mit achtundzwanzig und ein halb Schilling zu bezahlen. So auch mit dem Kaufgeld für die Tücher, sie zahlten bisweilen wohl etwas ab, aber wenn sie einmal hundert Gulden entrichteten, so nahmen sie stracks wieder für zweihundert oder mehr Gulden. Solcher Handel war meiner Mutter gar nicht recht, denn sie sah wol, wenn der Vater sein Geld auf die gebührende Rente von fünf Procent austhäte, würde dasselbe ungleich mehr bringen. Und ihr sagte das Herz,

*) Wortspiel. Die Lerche heißt niederdeutsch Lewark.

die Weiber würden den Vater endlich betrügen, wie auch wirklich geschah; sie flehte, bat und ermahnte, manchmal mit Vergießung heißer Thränen, für sich selbst, auch durch die Prediger, Knipstro und andere, er sollte doch mit den Weibern zu handeln unterlassen. Als nun die Forderung sehr groß wurde, die Weiber nicht zwanzig Gulden zu zahlen vermochten und er wissen wollte, wohin sein Gut gekommen wäre, fand sich, daß er an die Frau eines Tuchschneiders, des Hermann Bruser, welche einen stattlichen Tuchhandel hatte, da sie das Tuch im Ausschnitt wohlfeiler verkaufte, als andere Tuchhändler thun konnten, siebzehnhundert und fünfundzwanzig Gulden, und an die Mutter des Jacob Leweling achthundert Gulden weggegeben hatte. Mein Vater zog die beiden Weiber mit der Frau des Bruser zur Rechenschaft, diese Frau und ihr Mann Hermann Bruser erboten sich zu bezahlen. Bruser gab meinem Vater Siegel und Brief, ihm in festgesetzten Terminen die Zahlung zu leisten. — Was geschieht? der erste Termin der Bezahlung fiel in den Aufruhr gegen den Bürgermeister Herrn Nicolaus Smiterlow, und von den vornehmsten der Aufrührer war Hermann Bruser einer; er vermeinte, es wäre nun sowol mit meinem Vater als mit dem Herrn Bürgermeister aus, er widersetzte sich der Bezahlung, also seiner gegebenen Schuldverschreibung, und ließ sich mit meinem Vater in einen Proceß ein. Die Gegner brachten den Bürgermeister Lorber durch Verehrung etlicher Goldgulden auf ihre Seite, so daß nach langem Rechtsgange erkannt wurde, Bruser sollte schwören, daß er von dem Handel nichts gewußt, und beweisen, daß derselbe wucherisch gewesen. Bruser hat solchen Eid vor dem Niedergericht leiblich geleistet und vermeldet, seine Zeugen wären „über See und Sand“, er bitte deswegen zur Vollführung seines Beweises Jahr und Tag. Als ihm auch solches zuerkannt wurde, appellirte mein Vater an den Rath und von da an den Ehrbaren Rath zu Lübeck.

Die Herren zu Lübeck erkannten, Bruser solle bezahlen,

laut Siegel und Brief. Davon appellirte dieser an das kaiserliche Kammergericht zu Speier. Zu Speier hat man viele Jahre processirt; Bruser schwur den Eid paupertatis, doch steuerte er seine Tochter gleich eines Bürgermeisters Tochter mit Perlen und Geschmeide aus, verkaufte seine Häuser und sein Schwestermann brachte Siegel und Brief dem Buchstaben nach älter als meines Vaters Schuldbrief, worin ihm alle Güter des Bruser als Hypothek verpfändet waren. Endlich ist das Kammergericht von den protestirenden Reichsständen recusirt worden, und man hat mit dem Proceß still halten müssen, bis dasselbige nach sechs Jahren wiederum besetzt worden ist, von da hat man die Sache bis zum Beschluß durchgeführt. Ich aber bin nach dem Beschluß selbst zwei ganze Jahre in Speier gewesen und habe die Publication des Urtheils nicht herausbringen können, so daß mein Vater sich zuletzt, nachdem er mit Bruser und seiner Partei über vierunddreißig Jahre processirt, mit den Erben von Bruser's Schwestermann so verglichen hat, daß dieselben tausend Gulden als ein und alles gegeben haben. Die Hauptschuld ist gewesen siebzehnhundert und fünfundzwanzig Gulden, meines Vaters aufgewandte Kosten haben mehr als tausend Gulden betragen, was ist das lucrum cessans? Daß mein Vater sein Geld an die vierzig Jahre entbehren müssen, daß meinen Eltern und ihren Kindern merkliche große Ungelegenheit entstanden ist. Ich bin darüber aus meinem Studiren und mein Bruder Magister Johannes ums Leben gekommen, so daß man im Grunde sagen muß, das Dictum des Hesiodus: „die Hälfte ist mehr als das Ganze," passe nicht übel auf den Rechtsproceß, sonderlich beim kaiserlichen Kammergericht; so daß es viel nützlicher sei, man nimmt im Anfang die Hälfte, als daß man das Ganze durch Erkenntniß des Kammergerichts erhalte.

Hierauf will sich gebühren, meinen Kindern zur Lehre nicht vorzuenthalten, wie den gottlosen Gesellen, nachdem sie meine

Eltern in die dreißig Jahre tribulirt und vexirt haben, gelohnt worden ist. Denn im 75. Psalm steht: „Der Herr hat einen Becher in der Hand mit starkem Wein voll eingeschenkt, und schenkt aus demselben," — diesen Kelch hat er auch mir daraus zu trinken dargereicht, ziemlich so viel als er gewußt, daß ich habe vertragen können. Aber die Gottlosen haben auch daraus getrunken und die Hefen aussaufen müssen, so daß ich an meinen und der Meinigen Feinden meine Lust gesehen habe. Denn der Hauptschuldige, Hermann Bruser, ist mit seinem hoffärtigen Weibe, der Erzbetrügerin, in die äußerste Armuth gerathen, daß sie von ihren Verwandten und Bekannten etliche Jahre gefüttert worden; endlich hat er sich in Schweden als Kammerknecht vermiethet und zu Stockholm hat ihm in seines Herrn Krambude der Teufel den Hals entzwei gebrochen, daß er mitten in der Krambude liegend gefunden wurde, das Angesicht nach dem Rücken gedreht. Seine Tochter, die, wie oben gemeldet, mit meines Vaters Gütern gleich eines Bürgermeisters Tochter ausgesteuert wurde, ist, ehe sie verstorben, bloß und arm geworden, hat Haus und Hof angeben müssen, und ihr Mann muß seit ihrem Tode, der viele Jahre her ist, bis auf den heutigen Tag im Hospital zum heiligen Geiste von Almosen leben.

Mit seinem Sohn hat es nirgend glücklich hinausgewollt, er ist aus einer Leichtfertigkeit in die andere gefallen. Ihn hat man zu Kalmar eines Morgens früh auf dem heimlichen Gemach tot sitzend gefunden, und seine Kinder müssen von einem zum andern in der Stadt und auf dem Lande herumlungern.

Die andere Gegnerin meiner Eltern, die Leweling, eine Wittwe, hatte von ihrem Mann einen Sohn, sie war trefflich reich an Stadt- und Landgütern, an Häusern, an Buden, Gärten und Aeckern im Felde; man sagte, daß sie an stehenden sicheren Pachten auf jeden Tag, das ganze Jahr durch gerechnet, ein Huhn und einen Goldgulden hatte. Sie hatte aber mit

ihrem Sohn alles durchgejagt, so daß sie nicht allein meinem Vater die achthundert Gulden, sondern auch Andern mehr so viel schuldig geworden, daß sie nach Urtheil und Recht sich in ihrem abgetragenen Weibermantel aus ihrem Hause führen lassen mußte und dasselbe ihren Creditoren einräumen. Ihrem Sohne, der ein Bengel von funfzehn Jahren war, mußte sie in ihrem Hause eine eigene Dirne halten, wenn sie nicht wollte, daß er des Nachts in den Dirnenhäusern liege; bis sie ihm in so großer Jugend ein Eheweib gab, daß sich männiglich darüber verwunderte. Was er noch an Aeckern, Wiesen, Dörfern, Wald, Hauen, Hufen und Katen übrig behielt, mußte alles dem andern folgen. So hielt er auch seinen Ehestand so rein, wie der Hund die Fasten. Denn bei Herzog Philipp's Huldigung lag die Herzogin in seinem Haus zur Herberge, damals kam seine Frau mit einer jungen Tochter in die Wochen, er bat die Herzogin zu Gevatter, wie er die Tochter auch nach Ihrer Fürstl. Gnaden Maria nennen ließ, daneben aber hatte er seine Dirne im Garten bei der Niedermühle, mit der hielt er grob und ärgerlich Haus. Ferner bestahl er mit einem andern, der Valentin Bus hieß, des Nachts dem Teichmeister die Reusen und fingerte sonst umher, daß es wol des Henkens werth war. Valentin Bus wurde auch deswegen gefänglich eingezogen und hätte hängen müssen, wenn ihm nicht wegen des Leweling, der mit ihm in gleicher Schuld stand, das Richten wäre erlassen worden. Leweling aber hat sich mit dem ehrbaren Rath verglichen, und sich mit Geld vom Galgen gekauft. Wie er denn sein noch übriges Dorf Bessin, in dessen Kapelle sein Vater begraben ist, also seinen Vater mit dem Dorfe einem ehrbaren Rathe verkauft und sich so mit dem Rath abgefunden hat. Weil mein Vater mit andern Creditoren zu Recht erhalten, daß seine Mutter ihr Haus räumen mußte, hat dieser junge, übelerzogene, gottlose Lecker auf ihn gewartet, als er nach der Kirche zu Haus gehn wollte, und ist ihm mit seiner Wehre gefolgt, ihn zu

erstechen oder gröblich zu verwunden, mein Vater aber ist nach Haus geeilt und hat die Thür gewonnen, ehe er an ihn gelangen konnte. Als nun dieser Sohn alles durchgejagt, ist er in großer Armuth gestorben und hat seine oben gemeldete Tochter Maria hinterlassen, die man jetzt manchmal auf dem Markte sitzen sieht, Fische zu verkaufen. Das hat daraus folgen müssen, daß Mutter und Sohn in die Fußtapfen ihrer Voreltern getreten und nicht durch ihre Exempel gewitzigt worden sind. Denn die Mutter ist von des Bürgermeisters Wulf Wulflam Freundschaft und Geblüt gewesen, von dem geschrieben ward, daß er in Reichthum keinen Gleichen an der Seeküste hatte. Die Frau desselben ist so stolzen Geistes gewesen, daß sie des Fürsten zu Pommern Spielleute von Stettin holen ließ, als sie zur zweiten Ehe schritt, und an ihrem Brauttage auf einem englischen Stücke Tuch, das sie von ihrem Hause bis zur Kirche breiten ließ, nach der Kirche ging; item daß sie den reinsten, weichsten rigaischen Flachs auf dem heimlichen Gemache gebraucht hat, den H— damit zu wischen. Aber von dem gerechten Gott, der die Hoffart vom Himmel verstoßen hat, wurde sie mit Armuth gestraft, daß sie nur noch eine silberne Schale gehabt hat; mit derselben hat sie von Haus zu Haus die Almosen gebeten mit diesen Worten: „Gebet der armen reichen Frau etwas!“ und hat ihre alte Dienstmagd flehend angerufen, ihr um Gottes willen Leinenzeug zum Halskragen und ein Hemde zu geben. Als diese ihr solches brachte, hat sie gesagt: „Sehet, Frau, das Garn, woraus die Leinwand gemacht ist, habe ich von dem Flachs gesponnen, womit ihr den H— pflegtet zu wischen, den ich aber mit Fleiß aufhob, verwahrte und rein aushechelte.“

Während dem Rechtsstreit ist mein Bruder Johannes zu Wittenberg Magister geworden, wo er unter dreizehn die erste Nummer gehabt, und darum von meinen Eltern aufgefordert worden nach Hause zu kommen. Vor seinem Abgange von Wittenberg hat er von Dr. Martin Luther ein Schreiben an meinen

Vater erbeten, weil dieser wegen des Rechtsstreites mit Hermann Bruser und den Leweling'schen etliche Jahre sich vom Tisch des Herrn enthalten hatte*). Welches Schreiben wörtlich also lautet:

„Dem ehrbaren, fürsichtigen Nicolaus Sastrow, Bürger zu Stralsund, meinem günstigen guten Freund, Gratia et Pax. — Es hat mir euer lieber Sohn M. Johannes angezeigt mit beweglicher Klage, lieber Freund, wie ihr euch des Sacraments so viele Jahre enthaltet, zu großem ärgerlichen Exempel für andere, und hat mich gebeten, euch zu vermahnen, von solchem gefährlichen Fürnehmen abzulassen, weil wir keine Stunde des Lebens sicher sind. So hat mich seine kindliche, treue Sorge um euch, seinen Vater, bewegt, diese Schrift an euch zu richten, und ist meine christliche, brüderliche Vermahnung (wie wir in Christo einander schuldig sind), ihr wollet von solchem Fürnehmen abstehen und bedenken, daß Gottes Sohn viel mehr gelitten und seinen Kreuzigern vergeben hat. Und zuletzt, wo die Stunde kommt, müsset ihr doch vergeben, wie ein Dieb am Galgen vergeben muß. Wenn aber die Sache vor Gericht hängt, so lasset sie fortgehen und wartet auf das Recht. Solches hindert gar nicht zum Sacrament zu gehen, sonst müßten wir und auch unsere Fürsten nicht zum Sacrament gehen, weil die Sache zwischen den Papisten und uns noch hanget. Befehlt ihr die Sache dem Recht, aber dieweil macht euer Gewissen frei und sprecht: wem das Recht zufället, der habe Recht, unterdeß will ich vergeben dem, der Unrecht gethan hat, und zum Sacrament gehen. So geht ihr nicht unwürdig hinzu, weil ihr Recht begehret und Unrecht leiden wollt, wo es der Richter für Recht oder Unrecht

---

*) Der Vater Sastrow ging aus Gewissenhaftigkeit nicht zum Abendmahl, weil er die Bedingung nicht erfüllen wollte, seinen Feinden zu vergeben.

erkenne. Solche Vermahnung nehmet für gut, die mir euer Sohn mit großem Fleiß abgeflehet hat. Hiermit Gott befohlen. Amen. Mittwoch nach Miser. Dni. 1540. Martinus Luther."

Das Original dieses abgeschriebenen Briefes werden meine Kinder neben andern wichtigen Schriften an seinem Orte finden, denselben als Autographum des hocherleuchteten, heiligen, an der ganzen Welt wohlverdienten, theuern Mannes nicht weniger als ich gethan, mit Fleiß aufheben, lieb und werth halten und ihren Kindern und Kindeskindern zu angenehmem Gefallen verwahren.

Diesen Brief hat mein Bruder meinem Vater zu Haus und zu Handen gebracht. Und damit die Seinen sehen möchten, daß er seiner Eltern Gut nicht vergeblich angewendet, hat er etliche seiner gemachten (lateinischen) Poemata gedruckt mitgebracht. Und er hat zu Hause in den nächsten Jahren seinem Privatstudium mit Fleiß obgelegen. Denn neben anderem zu Rostock, hat er zu Lübeck auch ein Klagegedicht auf den Märtyrer Christi Doctor Rubertus Barns drucken lassen*), wodurch ihm und auch dem Drucker nicht geringe Tragödie entstanden ist. Denn das Gedicht ist dem König von England zugekommen; dieser hat eine Legation an die von Lübeck geschickt, weil das Gedicht von ihrem Buchdrucker Johann Balhorn gedruckt worden war, und hat sich darüber beschwert und gedroht. Die Ehrbaren von Lübeck haben den Autor entschuldigt: obgleich er nicht bei ihnen daheim, noch in ihrer Jurisdiction anzutreffen, so sei er doch gar ein junger Gesell, der nur ein Zeichen seiner Gelehrsamkeit habe ediren wollen; den Drucker Johann Balhorn aber haben sie aus der Stadt verwiesen, er

*) Querela de ecclesia. Epicedion Martyris Christi, D. Roberti Barns, Angli; authore Joanne Sastroviano. Lubecae 1542. 8. Gegen Heinrich VIII. von England gerichtet, welcher in erträglichen Distichen mit Busiris und ähnlichen antiken Charakteren verglichen wird.

hat beim Schein der Sonne die Stadt räumen müssen. Womit sie dann des Königs Zorn gestillt und nach etlichen Monaten Balhorn wieder in die Stadt gelassen haben.

Mein Bruder aber, M. Johann, als er von Lübeck und Rostock zurück nach Hause reisen wollte, hat auf dem Fuhrwagen zum Gefährten gehabt Herrn Heinrich Sonneberg und eine Frau, außerdem ist neben dem Wagen geritten Hans Lagebusch und ein junger feiner Gesell Hermann Lepper, der hatte gegen boguslawische Schillinge und ander Geld etliche hundert Gulden Münze aus Gadebusch, die dort geprägt waren, geholt, die lagen auf dem Fuhrwagen. Solches wurde etlichen Schnapphähnen (wie man die diebischen Bösewichter nennt) verrathen. Denn es war die Straußenräuberei im Lande Mecklenburg deshalb gar gemein, weil dieselbe nicht ernstlich gestraft wurde, und es ließen sich welche vom Adel aus vornehmem Geschlecht dabei finden, so daß man mit dem Poeten wol sagen mag:

Nobilis et Nebulo parvo discrimine distant:
Sic nebulo magnus nobilis esse potest.

Jedoch wird der schätzbare Adel, worunter viel ehrliche Leute, die aller Wege werth zu achten sind, damit nicht gemeint. Jetzt ist Gott Lob! im Fürstenthum Mecklenburg ernstliche Aufsicht, damals aber durften die Buschreiter sagen: wenn wir dreihundert Gulden abgeben, bringen wir uns dadurch aus aller Gefahr, und behalten immer noch zweihundert übrig. Wie die Reisenden nun an die ribbenitzer Haide kamen, stiegen die, so auf dem Wagen saßen, mit ihren Wehren vom Wagen, die beiden Reiter hätten an dem unsichern Ort auch beim Wagen bleiben sollen, aber sie ritten etwas voraus. Gegen diese sammelten sich die Schnapphähne. Einer insonderheit machte sich an den Lagebusch, sie redeten gesellig. Als sie so nebeneinander ritten, daß er Lagebuschens Zündrohr erreichen kann (es war damals nicht gebräuchlich, doppelte Röhre am Sattel zu führen), reißt er ihm die Büchse, welche gespannt und der Hahn aufgezogen war, aus

der Holster, übereilet dann den Hermann Lepper, der zurück nach dem Wagen reitet, und erschießt den, daß er vom Klepper herunterburzelt. Hans Lagebusch nimmt das Hasenpanier, reitet davon auf Ribbenitz zu. Herr Heinrich Sonneberg läuft ins Holz, versteckt sich in den Büschen. Mein Bruder hatte einen Schweinspieß, er stellte sich an das eine Hinterrad, damit die Bösewichter ihn von hinten nicht beschädigen könnten, von vorn wehrte er sich, wies einen nach dem andern ab, nicht ohne ihren Schaden, denn er stieß einem den Spieß neben dem Bein in den Leib, daß er zu Busche ritt, von dem Pferde kam, das er laufen ließ, und dort liegen blieb. Da ritt ein anderer grimmig auf meinen Bruder zu, hieb ihm ein Stück vom Kopfe wol einen Thaler breit, so daß ein Stück der Hirnschale, fast einen Deut groß, an dem abgehauenen Stück sitzen blieb, und in demselben Hieb mit der Spitze des Schwertes eine Wunde in den Hals, ein halbes Viertel lang, daß er stürzte und als tot behandelt wurde. Die Bösewichter plünderten den Wagen, bekamen alles, was darauf war, ergriffen auch das Pferd ihres verwundeten Gesellen, und da sie sahen, daß der so viel bekommen, daß nicht mehr viel von seinem Leben vorhanden war, und da sie ihn nicht mit sich wegbringen konnten, ließen sie ihn liegen. Dem Fuhrmann haben sie seine Pferde gelassen und sind mit dem erlangten Raub davongeritten. Herr Heinrich Sonneberg ist aus den Büschen wieder zum Wagen gekommen, sie haben meinen Bruder auf den Wagen gelegt, die Frau hat sein Haupt mit ihren Tüchern umwunden in ihrem Schoße gehalten, den toten Körper legten sie ihm zwischen die Beine, und fuhren so langsam nach Ribbenitz. Dort wurde ihm so weit die Wunde verbunden, daß der Chirurgus ihm an den Hals etliche Hefte legen mußte. Das erscholl zu Rostock. Der Rath schickte seine Diener an den Ort, die fanden den verwundeten Schnapphahn und nahmen ihn mit sich nach Rostock, aber sobald sie ihn in das Gefängniß brachten, verschied er leider, so daß man von

ihm nicht erfahren konnte, wer die andern waren. Doch blieb es nicht so ganz geheim, aber es wurde von der Freundschaft vertuscht, daß es nicht jedermann erfahren möchte, und so getrieben, daß gebührender Ernst von der hohen Obrigkeit nicht gebraucht ward. Der tote Bösewicht jedoch wurde vors Recht gebracht und vom Gericht hinaus vor die Landwehr geführt, daselbst wurde ihm der Kopf abgehauen und auf den Stacken gesetzt, worauf er viele Jahre gesehen ward. Lagebusch brachte die Geschichte nach Stralsund, der Rath ließ meinem Vater einen verschlossenen Wagen mit vier Stadtpferden folgen, wir nahmen Betten mit und fuhren noch den Abend aus und durch die Nacht, so daß wir am Morgen früh zu Ribbenitz ankamen. Wir fanden meinen Bruder gar schwach, blieben aber um der Pferde willen den Tag zu Ribbenitz und ließen den entleibten Hermann Lepper, nachdem gebührender Weise vor Gericht das Recht über ihn ergangen war, christlich und ehrlich zur Erde bestatten. Gegen Abend fuhren wir aus Ribbenitz, die Nacht über nur Schritt vor Schritt, so daß wir den andern Tag gegen Mittag in Stralsund ankamen. Als Meister Joachim Geelhar, der berühmte Wundarzt, die Wunde in rechten Schick gebracht, wurde der Patient ordentlich und bald geheilt."

7.

Eines jungen Gelehrten Hochzeit und Haushalt.

(1557.)

In dem Familienleben alter Zeit erfreut uns am meisten ein holdes Hervorbrechen der Gefühle, welche auch unser Leben verklären: Leidenschaft der Liebenden, Herzlichkeit der Gatten, Zärtlichkeit der Eltern, Pietät der Kinder. Aber selten wird uns der Genuß, die Gluth der schönsten Leidenschaft in dem Wiederschein zu erkennen, der bis in unsre Zeit strahlt. Wir vermögen das allgemeine Menschliche, ja auch besondere deutsche Art in Liebe und Ehe aus jeder Periode der Vergangenheit zu unterscheiden, aber gerade diese zartesten Verhältnisse sind mit vielem Vergänglichen und manchem Räthselhaften umsponnen. Hinter abstoßender Form müssen wir zuweilen den menschlichen Inhalt suchen.

Erst seit Luther und dem Concilium von Trient erfolgte die innere Versöhnung des Christenglaubens mit der deutschen Ehe, denn erst seit dieser Zeit bemühen sich die Confessionen, belehrend und weihend die sittliche und gemüthliche Bedeutung der Ehe dem Volke verständlich zu machen.

Zweierlei hat, im ganzen betrachtet, immer in Deutschland gegolten. Zuerst war den Germanen vor andern Völkern eigen, die Jungfräulichkeit des Mädchens und die Würde der Frau zu ehren. Bei dem Weibe war in der Heidenzeit die Sehergabe. Wer eine Jungfrau oder Wittwe tötete, büßte

nach mehr als einem Volksrecht mit der höchsten Strafe. Das Weib sollte in Fehde und Krieg Frieden an Leib und Gut genießen. Während der Gothenfürst Totila unter den Männern Italiens aufräumte, wurde Leben und Ehre der Frauen gewahrt, die Ungebühr eines Gothen gegen eine Neapolitanerin mit dem Tode des Frevlers bestraft. Ebenso war die Frau behütet nach nordischem Recht, nach dem Sachsenspiegel; dasselbe galt selbst in den grausamen Hussitenkriegen. Wie oft auch gegen diese hohe Auffassung gefrevelt wurde, das Volk verlor in der schlechtesten Zeit nicht die Ehrfurcht vor dem Adel keuscher Jungfräulichkeit und reiner Ehe. Noch 1611 war die Schändlichkeit, welche Passauer Söldner des Erzherzogs Leopold gegen Frauen im Elsaß übten, den Deutschen besonders greulich, in Flugschriften wurde jede solche Unthat beschrieben. Erst im dreißigjährigen Kriege wurde die Rohheit allgemein, welche das Weib zur Beute des zügellosen Mannes machte.

Den Römern war Achtung vor weiblicher Sitte und zuchtvolles Familienleben als der höchste Vorzug der Germanen erschienen. Das Christenthum, welches aus römischen Ländern zu den Deutschen drang, vermochte nicht die Frau und die Ehe höher zu stellen. Im Gegentheil, die ascetische Zuthat drückte beide herab. Die Freuden der Welt mit ganzer Seele zu genießen, war dem Menschen nicht mehr erlaubt, leidenschaftliche Hingebung an den geliebten Gatten erschien leicht als Unrecht gegen den Himmel und die heilige Gestalt des Erlösers, welcher die höchste Liebe der Seele eifersüchtig für sich in Anspruch nahm. Und wieder der Mann sah auf das Bild einer himmlischen Jungfrau, deren besondere Gnade er gewinnen konnte, wenn er irdische Frauen verschmähte. Zur Zeit der Sachsenkaiser erreichte diese Gemüthsrichtung ihren Höhenpunkt. Heimliche Sinnlichkeit spielte mit den hohen Gestalten des Glaubens. Dasselbe Tändeln mit der Person des Heilandes, welches in Nonnenklöstern bis auf die neue Zeit gedauert hat, findet sich,

nur naiver, schon vor dem Jahr 1000 in lateinischen Gedichten der Gandersheimer Nonne Hrosvith*).

Aber das Menschenherz ertrug nicht lange, die ideale Liebe im Himmel zu suchen. Als unter den ersten Hohenstaufen der Ritterstand zum Träger der Bildung, der feinen Sitte und des Geschmacks wurde, beeilte er sich, die Andacht und abstracte Verehrung, welche man der Jungfrau Maria zuertheilt hatte, auf die Frauen dieser Welt zu übertragen. Der höfische Cultus des Weibes begann, es bildeten sich neue conventionelle Formen für den Verkehr zwischen Mann und Weib, in Deutschland nicht ohne starke Einwirkung romanischer Sitte. Der Mann hat in Heldenthaten und Abenteuern seine Liebe zu bethätigen, die adliche Geliebte wird mit einer Anzahl von poetischen Anschauungen, Stimmungen und Bildern umhüllt, welche wir aus einer Fülle von Minneliedern noch jetzt erkennen. Zuweilen ist ein wahres und warmes Gefühl in der kunstreichen Form dieser Gedichte ausgedrückt, noch öfter schwirrt eintönig die Phrase. Aber weder die Würde der Frauen, noch die sittlichen Grundlagen der Ehe wurden durch solchen Ritterdienst vermehrt, denn wie bei den Romanen, wurde er auch bei den Deutschen ein Deckmantel dreister Sittenlosigkeit. Auch die vermählte Frau nahm einen Ritter in Dienst, und wie bei der Belehnung zwischen Herrn und Vasallen Brauch war, ließ sich der Dienstmann vor seiner Herrin auf die Knie nieder, sie legte ihre Hände zwischen die seinen, und ertheilte ihm sein Lehn durch einen Kuß. Von da ab trug er ihre Farben, er war ihr zur Treue verpflichtet und sie ihm, er begleitete sie, wie der Vasall seinen Lehnsherrn bis zum Bett, häufig erhielt er alle Liebesrechte eines Gatten, je es kam vor, daß die Kirche sich herabließ, solche wilde Verbindung zu weihen. Waren beide Theile verheirathet, dann gingen Gatte und Gattin nebenher und suchten sich andere Liebesdienste.

*) Mehr darüber in Theil I. der Bilder „Aus dem Mittelalter."

Solcher Ritterdienst verleitete die Männer zu den größten Thorheiten; jener Pierre Vidal von Toulouse, der seiner Herrin zu Ehren in einem Wolfsfell auf allen Vieren umherlief, bis er von Schäfern und Schäferhunden halb tot gebissen und geprügelt wurde, der Deutsche Ulrich von Lichtenstein, der in Frauenkleidern durch die Lande ritt und alle Ritter zum Kampf herausforderte, der sich zu Ehren seiner Dame einen Finger abschneiden, und wenn er zerstoßen von seinen Fahrten heimkehrte, von seiner ehelichen Hausfrau pflegen ließ, sind nicht die ärgsten Beispiele der häßlichen Verschrobenheit, zu welcher der Frauendienst führte. Das Ende war, wie sich erwarten läßt. Der romantische Schimmer verschwand schnell, rohe, wüste Unzucht blieb zurück.

Die Kirche that wenig darin zu bessern. Einzelne wackere Volksprediger mahnten an Zucht und Ehe, aber es war dieselbe Zeit, in welcher das Cölibat der Weltgeistlichen durchgesetzt worden war, dieselbe Zeit, in welcher durch die feudalen Grundherren die Masse des Volks zur Hörigkeit heruntergedrückt wurde. Weder der Dorfgeistliche, der jetzt ohne rechtmäßiges Weib in der Gemeinde stand, noch der Gutsherr, der seine Einwilligung zur Heirath geben mußte, Abgaben davon erhob, ja sogar schändliche Ansprüche an die Person der Braut machte, beförderten Reinheit der Ehe und Glück der Familien.

Dagegen erwuchs in den Städten ein neues kräftiges Leben. In dem dichten Aneinanderwohnen der Städter, dem geschlossenen Raum des Bürgerhauses, durch die angestrengte Arbeit in Handel und Handwerk erhielt auch der Verkehr von Mann und Weib bessere Grundlage und strengere Zucht. In dem städtischen Parteileben kräftigte sich der Zusammenhang der Familien und Geschlechter, die Bequemlichkeit des Verkehrs beförderte eine geregelte Geselligkeit und eine öffentliche Meinung, den ältesten Feind der Unsitte. Freilich entwickelte der Unterschied zwischen Reichen und Armen, zwischen Geschlechtern und zunftmäßigen Bürgern auch eine Masse neuer Hindernisse und Vor-

urtheile, und der enge Raum begünstigte Verläumdung, Geklätsch und andere Störungen des Hausfriedens. Im ganzen aber trat eine praktisch tüchtige Auffassung des Lebens an die Stelle der ritterlichen Phantasien, auf die höfische Zucht folgte der bürgerliche Brauch; statt durch verwegene Heldenthat, näherte man sich der Geliebten mit vorsichtiger Werbung, nicht mehr bezauberte die stolze Prätension der Frau, sondern die jungfräuliche Scham des Mädchens; für das wilde Reiterleben auf den Edelhöfen, welches die Männer oft von den Frauen getrennt und die Ehen gewaltsam geendet hatte, gewann die Frau jetzt eine ruhige Herrschaft im wohlgeordneten Hause und statt der dreisten Courtoisie der Reisigen den vorsichtigen, streng geregelten, zuweilen steifen Ausdruck herzlicher Achtung.

Wieder wurde Ehrbarkeit die höchste Forderung an Mädchen und Frau. Aber freilich wurde Jungfräulichkeit und Reinheit anders aufgefaßt, als jetzt. Es war, wie noch in manchen Kreisen des Volks, die physische Integrität, welche gefordert wurde. Außerdem war Bedenkliches im geselligen Verkehr der beiden Geschlechter gestattet: Trinken aus einem Glase, Küssen, Umhalsen und anderes. Mit vornehmem Behagen schreibt der feine Italiener Poggio vom Costnitzer Concil, wie er in Baden bei Zürich — dem eleganten Bad des fünfzehnten Jahrhunderts — die deutschen Männer und Frauen ohne Hülle in demselben Raum badend beobachtet habe, und wie allerliebst ihre naiven Vertraulichkeiten anzusehen seien. Der antiken Bildung des römischen Geistlichen war solcher Anblick so ansprechend, wie etwa uns das Marmorrelief eines Bacchuszuges. Aber noch hundert Jahr später rühmt Hutten dieselbe deutsche Gewohnheit*) gegenüber dem italienischen Wesen, wo so etwas unmöglich wäre

*) Es ist sehr möglich, daß ihm grade der Brief Poggio's in Erinnerung war, als er die Stelle seines Dialogs Inspicientes schrieb. Sie steht Bl. O. des Drucks der Dialogi von 1520.

ohne die gröbsten Ausschweifungen. So tolerant waren noch die deutschen Humanisten. — Und wenn die bürgerliche Sitte wenigstens genau vorschrieb, was dem ehrbren Weibe verboten war, so hatte am Ausgang des Mittelalters das Treiben der nichtehrbaren Weiber eine Oeffentlichkeit und Ausdehnung erlangt, die jetzt nirgend geduldet werden würde. Zwar sollten sie in besondern Häusern, den Frauen- oder Muhmenhäusern, unter einem Wirth leben, und angelegentlich kümmerte sich der Stadtrath um die Einrichtung und Ordnung dieser Anstalten. Aber auch kleinen Städten fehlten solche Häuser nicht, und wie die männliche Bevölkerung dazu stand, kann man daraus ersehen, daß die Städte für schicklich hielten, angesehene Fremde auch darin frei zu halten. Sogar den Kaiser und seinen Hof. So war es im ganzen bis zur Reformation.

Zweitens aber wurde die Ehe von unseren Ahnen betrachtet nicht als eine Vereinigung zweier Liebenden, sondern als ein Amt voll von Pflichten und Rechten nicht nur zwischen den Gatten selbst, auch zwischen ihren Angehörigen, und die Heirath als ein Band, welches zwei in einander gegliederte Körperschaften verbündete. Die Verwandten der Frau wurden auch „Freunde" des Mannes, sie hatten Ansprüche an ihn, wie er an sie. Daher war in alter Zeit die Wahl des Gatten allerdings eine Sache von Wichtigkeit für die Verwandtschaft beider. Und deßhalb hat die deutsche Brautwerbung von der Urzeit an bis auf die letzten Jahrhunderte das Ansehen einer geschäftlichen Verhandlung, welche zwischen Geschlecht und Geschlecht mit vieler Rücksicht auf Convenienz gepflogen wurde. Wenn wir Berichte über Brautstand und Ehe aus alter Zeit lesen, so tritt diese Seite am häufigsten in den Vordergrund. Dies nimmt der deutschen Werbung vielleicht einiges von dem Reiz, den wir da erwarten, wo das Herz des Menschen stürmisch schlägt. Aber dies besonnene Abwägen ist auch charakteristisches Merkmal einer ernsten und großen Auffassung des Lebens.

Wer ein Weib zur Ehe begehrte, mußte mehre feierliche Familienverhandlungen durchmachen. Zuerst die Werbung. Ihm ziemte, dazu einen Fürsprecher zu nehmen, nicht immer den Vater oder ein anderes Haupt seines Geschlechts, oft einen angesehenen Mann der Stadt, des Landes. Diesen Gesandten begleitete in der Regel der Freier mit einer Schaar seiner Genossen, auf dem Lande wol zu Pferde in feierlichem Aufzug. War die Familie des Mädchens geneigt, so wurde diese Werbung als erste Einleitung angesehn und eine Zeit bestimmt, wo die Verhandlung über die gegenseitigen Leistungen der Familien stattfinden sollte. Zuerst hatte der Mann die Braut von ihrer Familie zu kaufen. Als dieser alte Brauch abgekommen war, blieb die Verhandlung über die Mitgift, welche die Braut dem Manne zu bringen hatte, und über die Widerlage und das Leibgedinge, welche der Mann dem Weib dagegen zu gewähren hatte. Dazu kamen, wenn auch nicht als Zwang, doch als feststehender Gebrauch, Geschenke des Mannes an Eltern und Geschwister der Braut, oder der Braut an Familie und Brautführer des Mannes. Erst auf diese Besprechung folgte die Verlobung, sie mußte geschehen vor den rechtmäßigen Verlobern beider Theile, im Ringe der Zeugen müssen beide Betheiligten feierlich erklären, daß sie einander zur Ehe nehmen wollen, darauf Anstecken eines Ringes an den Finger der Braut durch den Bräutigam, Umarmung, Kuß und andere symbolische Handlungen, durch welche der Uebergang der Braut in das Geschlecht und die Mundschaft des Mannes angezeigt wurde. Nach solcher Verlobung kommt in einer Frist, deren letzter Termin an vielen Orten gesetzlich bestimmt war, der Brautlauf, die festliche Heimholung der Braut in das Haus des Mannes. Wieder geht ein feierlicher Zug zum Hause der Braut; auch wenn der Bräutigam Theil nimmt, ist ein Brautführer der Sprecher. Noch einmal wirbt er vor dem versammelten Geschlecht der Braut, durch ihn wird die Braut dem Bräutigam übergeben.

Dann wird sie im Zuge in das Haus des Bräutigams geleitet, dort wird das Brautmahl gehalten. Es war eine viel gescholtene Unsitte, dies Mahl mit einem Aufwand auszustatten, welcher oft weit über das Vermögen der Brautleute hinausging, und zahlreiche Verordnungen sind bemüht, den Luxus an Musik, Gerichten, Tischen*) und die Zahl der Festtage zu beschränken.

So war die Vermählung der Deutschen. Der Brautkranz kam mit der christlichen Kirche aus römischen Erinnerungen, und wurde vom Bräutigam wie von der Braut in verschiedener Form getragen. Die Einsegnung wurde seit den Karolingern von der Kirche gefordert und von den Vornehmen wol selten vernachlässigt. Aber im Volke hat sie sich erst spät eingebürgert. Wol hatte die Kirche die Ehe zum Sacrament erhoben, aber dem Volke blieb die Empfindung, daß der christliche Himmel kalt und strenge auf die Vermählung der Gläubigen herabsah. Den Landleuten schwand die Würde und der tiefe Sinn der alten Rechtssymbole und feierlichen Gebräuche, die nationale Auffassung der Ehe war gestört, die Kirche wußte nichts Besseres zu geben. Und lange setzte sich das Volk gegen die Ansprüche derselben. Wild und frivol wurde die Festlichkeit, arge Obscönitäten drängten sich bis an die Kirche, der Geistliche segnete nur vor der Kirchenthür ein, sobald die Spielleute herandrangen — die Bewahrer der heidnischen Gebräuche — sollte er sich entfernen. Noch im fünfzehnten Jahrhundert war — wie früher erwähnt wurde — die kirchliche Einsegnung nicht überall durchgesetzt, sie ist es vor dem Beilager noch heut nicht in allen Landschaften.

Auch hier griff Luther und die Reformation durch. Erst seit dem sechzehnten Jahrhundert wurde die kirchliche Trauung in den protestantischen Landschaften zum Mittelpunkt des Festes,

*) Die Gäste werden nach Tischen gezählt, auf den Tisch in der Regel zwölf Personen gerechnet.

seitdem traten die alten Gebräuche, Verlobung und Heimführung der Braut in den Hintergrund.

Und das Herz der Liebenden? — Wie zarte Neigung auch unter dem Interesse der Familien aufblühte, soll das folgende Beispiel lehren.

Felix Platter (1536—1614) wurde zu Basel als Sohn des Bürgers, Buchdruckers, Schullehrers und Hausbesitzers Thomas Platter geboren. Sein Vater war aus der größten Armuth durch unermüdliche Thätigkeit heraufgekommen, und hatte bei der rastlosen Erweiterung seiner Geschäfte bis in sein höheres Alter mit Nahrungssorgen und Geldverlegenheiten zu kämpfen. Der harte Kampf mit dem Leben hatte die gewöhnlichen Wirkungen auf sein Gemüth ausgeübt; er war bei einer unruhigen Unternehmungslust, die ihn zuweilen im stetigen Verfolgen eines Planes störte, doch ohne rechtes Selbstvertrauen, leicht verwirrt, reizbar und grämlich. Sein Sohn Felix, das einzige Kind erster Ehe, hatte dagegen das fröhliche Naturel einer einfachen Mutter geerbt, er war ein heiterer, warmherziger Bursch, ein wenig eitel, großer Freund der Musik und des Tanzes, dabei ein gescheidter, offener und anschlägiger Kopf. Er war noch fast Knabe, als ihn sein Vater aus Basel nach der berühmten medicinischen Facultät der Universität Montpellier sandte. Von dort brachte Felix außer dem, was damals die medicinische Wissenschaft vorstellte, auch allerlei französische Feinheiten in das enge bürgerliche Leben seiner Vaterstadt zurück., wurde dort mit einundzwanzig Jahren zum Doctor promovirt und heirathete ein Mädchen, mit dem er schon als Kind geneckt worden war. Er erwarb einen ungewöhnlichen Ruf, wurde Professor an der Universität und ein angesehener, wohlhabender Mann, der hochbejahrt nach glücklicher Ehe starb. Um die Stadt Basel hat er sich durch die aufopferndste Thätigkeit in schweren Pestzeiten große Verdienste erworben, ebenso als Gelehrter um die medi-

cinische Facultät seiner Universität; als berühmter Arzt wurde er oft von fürstlichen Personen auch in Deutschland und Frankreich consultirt. Er legte einen botanischen Garten zu Basel an, und war Besitzer eines naturwissenschaftlichen Cabinets, das er sogar für Geld sehen lassen konnte. Wie sein Vater, beschrieb auch er einen Theil seines Lebens. Das hier folgende Bruchstück ist aus einem Abdruck des Manuscripts: „Thomas Platter, und Felix Platter, zwei Autobiographien, von Dr. D. A. Fechter, Basel 1840“ übertragen.

Die Erzählung beginnt an dem Tage, wo der junge Felix mit dem Selbstgefühl eines studirten Mannes von Montpellier nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt ist.

„Es empfingen mich meine Nachbarn und war große Freude in der Gasse, und wie ich später erfuhr, lief die Magd der Hebamme Dorly Becherer vor das Haus meines künftigen Schwiegervaters und gewann meiner Zukünftigen das Botenbrot*) ab, welche darüber erschrak, weil sie zu laut dabei schrie. — Man rüstete das Nachtessen. Dabei blieben meine Gesellen, die meine Ankunft erfahren hatten und mich gleich besuchten. Nach dem Nachtessen gaben wir ihnen das Geleit zur Krone und gingen die Freienstraße hinab, dort sah mich meine Zukünftige vorübergehen in meiner spanischen Kappe und floh. Der Wirth, welcher selbst um meine Zukünftige geworben hatte, vexirte mich, so daß ich wol merkte, der Handel sei ziemlich bekannt, ich zog darnach wieder nach Hause.

Am folgenden Morgen kam der Hummel zu mir, mich in der Stadt herumzuführen. Wir zogen zuerst über den Münsterplatz; da ersah mich Herr Ludwig von Rischach und verwunderte

*) Die Belohnung für das erste Ueberbringen einer guten Nachricht. Das Botenbrot zu fordern und zu geben war im ganzen deutschen Mittelalter Brauch.

sich, wer ich wäre, weil ich ein sammtnes Barett aufhatte und meine Wehr trug, dem erklärte ich mich. Darnach salutirte ich den Dr. Sulzer, Pfarrherrn am Münster, darnach Dr. Hans Huber, der mich freundlich empfing und sich zu allem Guten erbot. Ich verehrte ihm den Clemens Marot, der zu Paris schön eingebunden war.

Darnach zogen wir das Martinsgäßlein hinab; als wir unten hin kamen, den Fleischbänken gegenüber, stand meine Zukünftige an der Fleischbank, ich sah sie nicht, sie aber erblickte mich, lief in die Metzge hinein und wieder heim, ist auch später nicht mehr in die Fleischbänke gegangen, weil die Metzger anfingen sie zu vexiren. Nach dem Essen führte mich mein Vater auf sein Gut nach Gundeldingen; er redete unterwegs mit mir, ermahnte mich nicht zu schnell zu sprechen, wie die Welschen sonst den Brauch haben, und erzählte mir von seinem Haushalt. — Ich fing sogleich an, die cypressene Laute zuzurüsten, item eine große Harfe zu beziehen, die mein Vater lange geschlagen, und meine Bücher und Scripta alles in Ordnung zu bringen, und brachte so die ganze Woche hin.

Unterdeß stellte mein Vater die Sache an, daß ich mit meiner Zukünftigen reden könnte und sie mit mir; er lud deßhalb Meister Franz und seine Tochter ein, den zukünftigen Sonntag Nachmittag gen Gundeldingen hinauszukommen, es war der 16. Mai, ein lustiger Tag und Maienzeit. Ich zog nach dem Essen mit Thiebold Schönauer hinaus, wir schickten unsere Lauten voraus, und als wir zu Gundeldingen in den Hof hineingingen, sahen wir zwei Jungfrauen daselbst stehen, die eine war die Base der Schenkin, dem Daniel versprochen, dem Sohne von Meister Franz, die andere war sie, seine Tochter Magdalena, die ich freundlich grüßte, wie auch sie mich, nicht ohne Veränderung der Farbe. So kamen wir ins Gespräch, dazu kam auch bald ihr Bruder Daniel, wir spazierten hin und her auf dem Gute mit vielerlei Reden, bei welchen meine Zukünf-

tige gar bescheiden und von stillem züchtigem Wesen war. Als es nun drei Uhr war, kamen wir wieder ins Haus, gingen hinauf, ich und Thiebold schlugen zusammen die Lauten und ich tanzte Gaillarde, wie mein Brauch war. Indem kam auch Meister Franz, ihr Vater, der mich willkommen hieß, wir setzten uns zu Tisch und thaten einen Abendtrunk gleich einem Nachtessen, bis es spät war, daß wir Zeit hatten in die Stadt zu gehen. Unterwegs im Heimgehen ging ihr Vater und der meinige voraus, und ich und Daniel mit den Frauenzimmern nach im freundlichen Gespräch, in welchem die Dorothee, die etwas dreister mit Reden war, herausbrach und sagte: „wenn zwei einander gern sehen und haben, soll man's nicht lang machen, denn gar schnell könnte ein Unglück dazwischen kommen." Beim Bollwerk schieden wir von einander, Meister Franz und seine Gesellschaft gingen zum Steinthor, mein Vater uud die Seinen zum Eschemerthor hinein heimwärts. Ich legte mich also mit seltsamen Gedanken um meine Person zur Ruh. —

Mein Schwiegervater und mein Vater faßten einen Rath, daß ich meiner Zukünftigen vergewissert wurde. Ich fing sie sehr an zu lieben und drang darauf. Auch ich war ihr nicht zuwider, was ich zum Theil aus ihr herausgebracht hatte, als uns der Mutter Base, die Metzgerin Burlacherin, auf ihre Matte vors Spalenthor zum Kirschenessen geladen, wo wir uns wol aussprechen konnten. Es wurde beschlossen, Doctor Hans Huber sollte die Werbung thun. Als dieser von meinem Vater gebeten wurde, that er es gern, bestellte deßhalb den Meister Franz Vormittag in den Münster, that die Werbung und bekam eine geneigte Antwort für eine Eheverabredung. Am Abend, als Doctor Hans zu mir kam, verkündete er sie mir mit Frohlocken, wie sein Brauch war, und wünschte mir Glück, vermeldete jedoch, mein Schwäher begehrte, daß die Sache still verbliebe, bis mein Doctorat vorüber sei, alsdann könne man die Sache zu Ende bringen. Damit war ich wohl zufrieden. Mein zukünftiger

Schwiegervater hatte Lust bekommen endlich einzuwilligen. Früher hatte er jederzeit hinter dem Berge gehalten, weil er fürchtete, mein Vater stecke in großen Schulden, und weil dieser Tischgänger hatte, da er doch seine Tochter, wie er sagte, nicht gerne in Schulden oder in die Unruhe stoßen wollte. Als er aber von meinem Vater hörte, daß die Schulden gering gegen das Vermögen wären, das er an den Häusern und dem Gut noch hätte, und daß er selbst den Willen habe die Tischgänger abzuschaffen, da war er zufrieden, und um so mehr, weil auch Herr Kaspar Krug, später Bürgermeister, der mich gesehen hatte, ihm das rieth, und weil dessen Sohn Ludwig ihm sagte, er sollte Gott danken, er habe gute Hoffnung, ich werde ein vornehmer Doctor werden, da ich schon eine gute Probe an seiner Frau, die zweier Kinder genesen und gar schwach war, mit Marzipan abgelegt hatte. Diesen hatte ich verordnet, da er damals noch nicht in Brauch war. So hat meinem Schwiegervater die Sache zuletzt gar wohl gefallen und ist nicht zuwider gewesen, wenn ich in das Haus gegangen bin und mit seiner Tochter gesprochen habe. Doch ist dies mehr in seiner Abwesenheit in der Stille geschehen, daß ich zur hintern Thür im Gäßlein still hineingezogen bin und daselbst unten im Haus vielmals mit ihr in aller Zucht und Ehre geschwatzt habe. Er sprach nichts dawider, sondern that, als wisse er nicht darum, auch hielt er immer den Handel hin, so lange er konnte, weil er die Tochter, die ihm so gut Haus hielt, wie er rühmte, nicht gern aus dem Haus gab.

Zu dieser Zeit wurde dem Thomas Guerin die Jungfrau Elisabeth zum Falken versprochen. Er kam mit dem Pempelfort oft zu mir und bat mich, jetzt einmal eine Musik anzustellen, um seiner Geliebten zum Falken zu huldigen. Ich verhieß ihm das, doch unter der Bedingung, daß solche Musik auch an dem Orte gebracht würde, der mir gefiele. Wir rüsteten uns also und zogen spät nach dem Nachtessen vor meiner Zukünftigen Haus. Wir hatten zwei Lauten, ich und Thiebold Schönauer schlugen

zusammen, darnach nahm ich die Harfe, der Pempelfort zog die Viola. Als er sie auf ein Faß stellen wollte, fiel dies um, machte einen Rumor. Der Goldschmied Hagenbach pfiff dazu, es war gar eine zierliche Musik. Man gab uns keine Anzeige, denn mein künftiger Schwiegervater war zu Haus. Wir zogen also von da zum Falken, wo wir, nachdem wir den Hof gemacht, eingelassen wurden, und hielten dort einen stattlichen Schlaftrunk mit allerlei Confect und zogen alsdann wieder nach Haus, wobei die Wächter am grünen Ring mit uns zusammenkamen. Sie ließen uns aber ziehen, nachdem wir guten Bescheid gegeben hatten. Ich ging von da ab oft spazieren nach meiner Zukünftigen Haus, doch so viel als möglich heimlich, begann und redete viel närrisches Zeug, wie die Leute thun, wenn sie bei ihren Liebsten sind, worauf sie mir sinnig antworten konnte. Ich kleidete mich auch anders, nach unserm damaligen Brauch, wo man nur bunte Kleider trug, keine schwarzen, außer in Trauer. Es fingen einige an auf mich Acht zu geben, und als ich einst nach dem Nachtessen aus dem Hause ging, zogen mir zweie nach und hätten mich gern gestäupt, ich entkam ihnen aber, so daß mir nichts geschah.

Bald nachdem ich Doctor geworden, drang mein Vater darauf, daß auch die Heirath zwischen mir und Jungfer Magdalene geschlossen würde, und redete zu Ende September ihren Vater darum an; weil ich nun alles mit Lob und Ehre vollbracht hätte und die Sache nicht geheim geblieben wäre, so möchte er's nunmehr abmachen helfen. Darauf gab er guten Bescheid, zog aber doch die Sache allzeit hin, da er seine Tochter, wie oben gemeldet, ungern aus dem Hause gab. Ich durfte unterdeß ohne Scheu wol in sein Haus gehen, was mich verwunderte, daß es ihm nicht mißfiel, da es noch keine beschlossene Ehe war und wol nichts hätte daraus werden können. Es geschah jedoch in allen Züchten und Ehren, daß ich sie sprach, wir hielten über allerlei Sachen ehrliches Gespräch und trieben Neckerei, manchmal half ich ihr Latwerge machen; so vertrieben wir die Zeit.

Insonderheit geschah mir ein guter Possen, als man die Messe einläuten wollte am Abend von Simon Judä, und ich ihr das Meßgeschenk abgewinnen wollte. Da ihr Vater abwesend war, zog ich um neun Uhr am Morgen heimlich hinten in ihr Haus, das stets daselbst offen war, und als ich niemand sah, da alle in der untern Stube waren, schlich ich die Stiege hinauf bis auf den Estrich und lugte zum Tageloch hinaus, um zu hören, wann man um zwölfe die Messe einläutet. So wartete ich drei Stunden, mich verlangte und fror. Sobald man anfing zu läuten, schlich ich still herab und that die Stube auf mit dem Geschrei: „mir die Bescherung", vermeinte sie daselbst zu erwischen. Da war niemand da, und die Magd sagte, sie wäre ausgegangen, wie sie ihr gesagt hätte. Sie aber hatte sich heimlich unter die Stiege verborgen und gewartet. Bald darauf eilte sie mit dem Ruf in die Stube und gewann mir die Bescherung ab. Diese schenkte ich ihr reichlich, wie sie denn auch mir eine Bescherung gab. Ich wollte ihr das Kettlein, das ich von Paris gebracht, verehren, da bat sie mich, ich möchte es behalten, es möchte ihr ein Gerede verursachen und könne ihr wol noch einmal werden. Sie nahm aber das schön gebundene Testamentlein, das ich ihr auch beschert hatte. So hatten wir unser Spiel eine Zeit lang, wie die jungen Leute pflegen.

Nach der Baselmesse fing mein zukünftiger Schwiegervater, da er nicht mehr aufschieben konnte, an, sich auf die Zusammengebung vorzubereiten, und sie ward auf acht Tage nach Martini festgesetzt. Da erschien man um vier Uhr in seinem Hause, und es waren auf seiner Seite Herr Kaspar Krug, der hernach Bürgermeister war, Martin Fickler, Meister Gregorius Schölin und Batt Hug, seine Freunde, und sein Sohn Franz Jeckelmann, auf unserer Seite Dr. Hans Huber, Matthias Bornhart, Henricus Petri. Man verhandelte über das zugebrachte Gut, und mein künftiger Schwiegervater vermeldete, seine Tochter werde mir mehr als dreihundert Pfund an Werth mitbringen,

darunter hundert Floren in baarem Gelde, das andere in Kleidern. Als man meinen Vater fragte, was er mir geben würde, sagte er, er könnte nichts nennen, er hätte kein Kind als mich, und alles wäre mein. Als man ihn aber ermahnte, er sollte etwas namhaft machen, denn es könnte Aenderungen geben (wie auch nachher geschah*), antwortete er, er hätte sich das nicht überlegt, er wollte wol vierhundert Gulden nennen, könnte sie mir aber nicht geben; wir sollten dafür bei ihm den Tisch haben, denn er hätte kein Geld, das er mir geben könnte, er wäre anderweit viel schuldig. Darüber gab es etliche Streitigkeiten, so daß mein Schwiegervater ausbrach, er wolle seine Tochter nicht so in die Unruhe der Tischgänger stecken, lieber wollte er uns bei sich im Hause haben, und verwies meinem Vater, daß er Geld schuldig wäre, so daß mein Vater sehr bekümmert war, und wenn die Ehrenleute nicht gewehrt hätten, so wären sie vielleicht unverrichteter Sache auseinander gekommen. Das war der erste Anstoß, der mir begegnete, und eine Bekümmerniß, wie auch meiner Zukünftigen, die in der Küche solches hörte und in Aengsten stand. Doch ward die Sache geschlichtet, da mein Vater sagte, es wäre ihm nichts lieber als die Tischgänger los zu werden, das könne aber nicht so im Augenblick geschehen. Von da an war mein Vater etwas unlustig, was mir daher die ganze hochzeitliche Freude verbitterte. Man gab uns zusammen; ich verehrte meiner Hochzeiterin das goldene Kettlein, das ich von Paris gebracht, darauf gab mein Schwiegervater das Gastmahl mit gutem Gespräch und Tractation, doch keine Musik dabei, die ich am liebsten gehabt hätte.

Nach dem Nachtessen, als ich eine gute Nacht gewünscht, begleitete mich auch meiner Hochzeiterin Bruder Franz heim, welcher des Schölin Tochter hatte, die ihm ziemlich viel zuge-

*) Thomas Platter, der Vater, heirathete später noch einmal und erhielt von seiner zweiten Frau noch sechs Kinder.

bracht hatte. Er hatte sich mit seiner Schwester von je nicht wohl vertragen können, weil er alles im Hause meistern und verwirren wollte. Das hatte sie nicht leiden wollen und dem Vater geklagt, welcher jederzeit auf ihrer Seite war. Derselbe Bruder, ein wenig berauscht, wie er auch sonst oft phantastisch wurde, nahm mich im Heimgehn bei Seite und vermeldete mir, ich dauerte ihn, daß ich seine Schwester bekäme, die er mir schalt. Daraus kann man seinen Verstand ermessen, mir aber machte er dennoch Bedenken. Das war also der andere Anstoß bei meinen zukünftigen Freuden.

Man rüstete streng zur Hochzeit, die am Montag nachher gehalten werden sollte, mit Einkaufen und Schlachten; denn mein Vater ließ sich vernehmen, weil er einen einzigen Sohn habe, so wolle er, obgleich wir von unserer Linie keinen Blutsverwandten oder nahen Freund hatten, doch andere gute Gönner und meinem Schwiegervater zu Gefallen auch dessen Freunde vollständig einladen. Und so lud man am Samstag die Verwandten, die Nachbarn, unsere guten Gönner, die Meister und Rathsherren von der Zunft zum Bären, einige von der hohen Schule, vom Adel, vom Rath, von der Schule und von den Gesellen mit ihren Weibern und Kindern, die sie hatten.

Am Sonntag nachher, den 21. October, bot man uns auf, wie gebräuchlich. Und man rüstete die Tische in meines Vaters beiden Häusern zu und was zur Hochzeit gehört, wobei viele halfen; und es kochte Meister Batt Oesy, Wirth zum Engel. Am Abend zog ich in meines Schwiegervaters Haus, sah zu, wie sie Sträuße machten, blieb so über das Nachtessen bei ihnen. Als ich heim kam, fand ich den Herrn Schreiber Rust, meines Vaters alten Bekannten, der von Burtolf uns zu Liebe auf die Hochzeit gekommen war und einen schönen emmenthaler Käse mitbrachte. Der saß noch bei Tische mit meinem Vater, welcher in großem Aerger war, wie er morgen so eine große Anzahl Leute, die geladen waren, speisen und tractiren sollte; er be-

redete sich selbst, es wäre unmöglich, er werde damit zu Schanden werden, und that gar unwirsch. Besonders da ich heim kam, empfing er mich gar rauh mit Schelten, ich säße bei meiner Braut, ließe ihn sorgen und hälfe ihm nicht, und war über mich erzürnt, daß der Herr Rust genug abzuwehren und zu trösten hatte. Mir war bei diesem dritten Anstoß und Verbitterung meiner Hochzeitfreuden so bange, weil ich noch nicht gewöhnt war so gescholten zu werden, und bisher in der Regel gelobt und gut gehalten worden war; ich sah wol, wie es fortan gehen werde, wenn ich zu zweien auf Kosten meines Vaters leben müßte, so daß mir alles verleidet wurde. Ich ging mit Trauer schlafen und dachte oft wie ein Narr, ich wollte wieder von dannen ziehen, wenn nur das Thor offen gewesen wäre.

Am Morgen des 22. October, es war St. Cäcilientag, war ich noch ganz unmuthig, weil ich nicht viel geschlafen hatte. So legte ich mein Bräutigamhemd, das man mir geschickt hatte, an mit einem goldenen Kragen und viel goldenen Spangen an einem kurzen Brustlatz, wie damals im Brauch war, und zog ein rothseidenes Atlaswamms und leibfarbene Hosen an. So kam ich herab und fand meinen Vater nicht mehr so unrichtig; denn als er wieder klagen wollte, während doch alles in Ueberfluß da war, hatte er einen guten Filz von der Frau Dorothea Schenkin bekommen, die auch half und ein barsches Weib war. Als sich die Hochzeitsleute bei uns versammelt hatten, gingen wir in Procession vor meines Schwiegervaters Haus und mit mir ging Dr. Oswaldus Berus, der trotz seinem gar hohen Alter auch roth gekleidet war, mit einem oben ausgeschnittenen seidenen Atlaswamms und einem camelottnen Rock, wie ich einen anhatte, nebst dem sammtnen Barett, das man mir vor der Hochzeiterin Haus aufsetzte, worauf eine Borte von Perlen mit Blumen war. So zogen wir um neun Uhr in den Münster, darauf die Hochzeiterin in einer leibfarbenen Schaube, die führte Herr Heinrich Petri. Nach der Predigt gab man uns

zusammen, ich schenkte ihr einen gewundenen Ring für acht Kronen. So zogen wir zum Jagdhof, wo man uns zu trinken gab und ich die Hochzeiterin hineinführte, der man in der obern Stube reichlich spendete.

Es waren fünfzehn Tische gedeckt, die alle wohl besetzt waren, mit mehr als hundert und fünfzig Personen, ohne die, welche aufwarteten, von denen auch eine gute Anzahl zum Nachtisch kam. Die Tractation geschah in folgender Weise. Man setzte viermal auf, in folgender Ordnung: einen gehackten Lummel, Suppe, Fleisch, Hühner, gesottenen Hecht, Braten, Tauben, Hähne, Gänse, Reismus, Lebersülze, Käse, Obst. Man hatte allerlei guten Wein, darunter Rangenwein, der ihnen gar wohl schmeckte. Die Musik war Christelin der Bläser mit seiner Viola, Cantores waren die Schüler, sie sangen unter anderem den Gesang vom Löffeln.

Nach dem Essen, das nicht so lange währte, wie jetzt im Brauch ist, dankte Jacob Meyer, Rathsherr zum Bären, ab. Es führte Dr. Myconius die Hochzeiterin in des Dr. Oswaldus Berus Haus, da tanzte man unten im Saal, es war viel Volk und stattliche Leute dabei. Meister Lorenz schlug die Laute und der Christelin geigte dazu, denn damals war die Viola noch nicht so im Brauch wie in jetziger Zeit. Ich wollte artig thun mit meiner Hochzeiterin, wie ich in Fankreich bei den Tänzen gewöhnt worden war, weil sie mich aber freundlich abmahnte und sich schämte, ließ ich ab, tanzte auch, doch allein, eine Gaillarde auf Myconii Anstiften.

Darnach zogen wir wieder zum Nachtessen in meines Vaters Haus. Als es ziemlich spät war, nahm man von einander Abschied, und damit es nicht viel Lärm und Neckerei gebe, verbarg ich mich in meines Vaters Kammer, wohin man auch stillschweigend meine Hochzeiterin versteckte, von der ihr Vater mit so großem Weinen Abschied nahm, daß ich meinte, sie würde sich ganz zerweinen. Ich führte sie in meines Vaters Stüblein

daneben, und es kamen etliche Frauen von ihrer Bekanntschaft zu ihr und trösteten sie; denen gab ich von einem Claret zu trinken, welchen ich in einem Fäßlein hinter dem Ofen verwahrte und den ich selbst sehr gut gemacht hatte. Und als sie hinwegschieden, kam meine Mutter, die allezeit fröhlich war, und sagte, die junge Burschenschaft suche mich, wir sollten uns verbergen und schlafen gehen, und führte uns heimlich die Hinterstiege hinauf in meine Kammer. Dort saßen wir eine Weile, und weil es kalt war, fror uns übel; da legten wir uns im Namen Gottes schlafen, und wußte niemand von der Burschenschaft, wo wir hingekommen waren. Wir hörten eine Weile nachher meine Mutter hinaufkommen über das verborgene Gemach, dort saß sie und sang mit heller Stimme wie eine junge Tochter, da sie doch schon im höchsten Alter war, worüber meine Hochzeiterin herzlich lachte.

Am Dienstag Morgen brachte die Magd meiner Hochzeiterin, das Käthlein, ihr andere Kleider; die ließen wir ein, und da es ein holdseliges Frauenzimmer war, trieb es viel seltsamen Schnak. Hernach sammelte sich das Hochzeitvolk wieder zum Mittagessen, das um elf Uhr anfing, denn damals hatte man nicht so verkehrte Zeit, wie jetzt in bösem Brauch ist. Es waren eben so viel Tische besetzt als am ersten Tag, und die Tractation nicht geringer, dazu das Brautmus, das man jetzt anstatt des Weinwarmen aufsetzte. Man tanzte aber nach dem Essen bis zur Nacht, und bei dem Nachtessen war noch eine gute Zahl Volk und sonderlich alle Jungfrauen, die alle bei guter Zeit Urlaub nahmen und heimzogen.

Man hatte reichlich Geschenke gegeben auf der Hochzeit. Davon habe ich nichts bekommen als ein Becherlein und zwei Ducaten, das Uebrige nahm mein Vater zur Bestreitung der Unkosten, so weit es reichen wollte, und später, sobald ich etwas erwarb, habe auch ich noch für die Kleider ihm viel abgezahlt. Mein Vater nahm auch die hundert Gulden, die meine Frau

mir zugebracht hatte, und bezahlte gleichfalls damit ab. Mein Schwiegervater hatte mir nichts geschenkt, wie er mir nachher anzeigte, weil er für mich fünf Gulden beim Doctormahle bezahlt hatte, damit sollte ich mich begnügen. Meine Frau brachte etwas schlechten Hausrath, eine alte Pfanne, worin man ihre Pappe gekocht, und eine breite hölzerne Schüssel, worin man ihrer Mutter, wenn sie Kindbetterin gewesen, das Essen gebracht hatte, und sonst einiges schlechte Geschirr, das sie in unserer Kammer hinter einen Rahmen steckte. Darnach fing man sogleich an die Hausordnung zu bestellen, dazu sollte meine Frau Rath und Anordnung geben. Da gab es allerlei Bedenken. So hatte mein Vater noch Tischgänger und allerlei Unruh im Hause, so daß wir beide jungen Eheleute sehr geplagt wurden; wir wären lieber allein in einer Haushaltung gewesen, aber wir konnten's nicht durchsetzen, mußten fast drei Jahre so bei meinem Vater am Tisch bleiben und ich mich mit meiner Kammer behelfen, und um die Kranken zu verhören, mit dem untern Saal, der im Winter kalt war. Da gab es zu Zeiten allerlei Anstoß, weil ich nichts für die Küche zuschießen konnte, denn ich hatte genug zu thun, um uns zu kleiden, und manchmal, wenn ich etwas verdiente, an meinen Kleidern zu bezahlen, die ich noch in den Läden schuldig war, was mir vorgeworfen wurde, wenn ich es nicht that. Es gab also zu Zeiten Händel, wie sich gemeiniglich zuträgt, wenn Alt und Jung bei einander wohnen. Da hätte wohl meine Frau gern gehabt, daß wir allein wohnten, wollte sich mit Geringem behelfen, mein Vater sollte die versprochene Ehesteuer geben und die mir zugebrachten hundert Gulden, damit wollten wir auskommen; dies konnte aber mein Vater, da er kein baar Geld hatte, nicht thun. Ich aber wollte meinen Vater nicht erzürnen und redete also gut zu; wir wollten uns, bis ich in bessere Praxis käme, gedulden. Das bekümmerte mich, weil ich sie lieb hatte und gern gut gehalten hätte, wie eines Doctors Frau gebührt; weshalb ich sie auch lange Zeit

nicht gedutzt, sondern ge-ert habe; das sah mein Vater nicht gern und meinte, es sollte nicht sein. Ich hatte vor dem neuen Jahre, wie auch nachher im Frühling, noch nicht viel zu thun; doch that ich mich redlich hervor, wenn etwa bei Mahlzeiten oder auch sonst Gelegenheit war, von Krankheiten zu reden, und wie ihnen abzuhelfen, so daß ich manchmal, wenn ichs daheim that im Beisein meines Schwiegervaters, wenn dieser bei uns aß, der ein guter Chirurg und auch viel erfahren war, von ihm etwas angegriffen und angetastet wurde: ich werde noch viel erfahren müssen, es habe bei uns eine andere Praxis. Das hörte ich als ein Junger nicht recht gern und widersprach manchmal, mußte mich jedoch demüthigen, weil ich noch keine Praxis hatte. Doch begann die Praxis an mich zu kommen und zuzunehmen.

Es waren der Aerzte viel, da ich gen Basel kam, graduirte und Empirici, um die Zeit anno 1557 bei siebzehn. Da mußte ich Künste anwenden, wollte ich mich von der Praxis ernähren, und Gott hat mir dazu seinen reichen Segen mitgetheilt. Es war auch sehr berühmt damals der Ammann, den man nannte den Bauer von Utzensdorf, zu dem zog merklich viel Volk, er konnte aus dem Wasser wahrsagen und gebrauchte seltsame Künste lange Zeit, wodurch er groß Gut erobert hat. Nach ihm ist der Jude von Alsweiler lange Zeit mächtig gebraucht worden. Es war auch ein altes Weib im Gerbergäßlein, die Lülbüren genannt, die auch einen Zulauf von Kranken hatte, wie auch beide Nachrichter allhier, Wolf und Görg, Gebrüder Käse, deren ältester Bruder zu Schaffhausen berühmt gewesen in der Arznei, wie auch ihr Vater Wolf, Nachrichter zu Tübingen.

Ich fing an Kundschaft zu bekommen bei Bürgern und denen vom Adel, die mich besonders probirten durch Uebersendung des Harns, woraus ich weissagen mußte. Dabei wußte ich mich so zu benehmen, daß etliche sich verwunderten und anfingen mich zu brauchen. Von Tage zu Tage bekam ich je länger desto mehr Praxis sowol in der Stadt bei den Einwohnern,

als auch von Fremden, welche theils zu mir kamen und sich eine Zeit lang hier aufhielten meine Mittel zu gebrauchen, theils auch gleich wiederum abreisten und meine Mittel sammt meinen Rathschlägen mitnahmen. Auch Fremde forderten mich in ihre Häuser und Schlösser, wohin ich eilte und mich nicht lang bei ihnen aufhielt, sondern bald wieder nach Haus eilte, damit ich vielen zu Hause wie in der Fremde dienen könnte."

8.

Aus einem Patricierhause.

(1526. 1598.)

Der Städter empfand überall die Zucht des reformirten Landes. Ob er in größerer Reichsstadt oder unter einem Landesherrn wohnte, ihm wurden zahlreiche — oft gedruckte Ordnungen zu Theil, in denen die Obrigkeit rührig war für Sitte und Sicherheit der Stadt zu sorgen. Ordnungen regelten die Feuerpolizei, den Verkehr der Märkte, den Werth der Münzen, in theurer Zeit die Preise der Lebensmittel, Arbeit und Privilegien der Innungen, sogar die Apothekertaxen und den Dienst der Hebamme. Für die Stadtschulen, welche überall eingerichtet waren, wurden Lectionspläne verfertigt, bei den lateinischen Schulen auch durch Druck verbreitet. Vor allem aber wurde der Aufwand bei allen Familienfeierlichkeiten, die Standesrechte an Kleiderstoffen und Schmuck nach alter Sitte eifrig überwacht. Der Obrigkeit halfen die Seelsorger. Jeden Sonntag, ja öfter in der Woche hörte jetzt der Bürger Predigten, in denen der gelehrte Geistliche die theologischen Streitfragen scharf und eigensinnig erörterte, aber auch als Sittenlehrer strafend in die Gewissen sprach und den Weltlauf beurtheilte. Ueberall wurde eine strengere Ueberwachung des Lebens fühlbar und die alte Zügellosigkeit wirksam gedämpft. Aber auch die Kunde des Bürgers von der Fremde wurde größer, die populäre Literatur

der kleinen Büchlein unterrichtete ihn von vergangener Zeit, trug ihm Neuigkeiten aus andern Ländern zu und theilte ihm neben Streitschriften und Prophezeiungen auch medicinischen Rath, Kunstgriffe des Handwerks und neue Lieder mit. Weit besser war sein Verständniß heimischer Zustände geworden, viel reicher auch der Ausdruck seiner Stimmungen in der Rede, sicherer und klarer seine Gedanken. Und man darf sagen, der kleine Bürger hatte seit dem Jahre 1550 verhältnißmäßig nicht geringeren Antheil an der Zeitbildung als in der Gegenwart.

Die größere bildende Arbeit, welche Obrigkeit und Kirche an ihm übten, förderte unleugbar sein gesetzliches Verhalten, dieselbe Polizei verringerte ihm auch das stolze Bewußtsein der Unabhängigkeit. Da weit mehr regiert wurde als sonst, gewöhnte er sich allmälig an Befehle, die Hoheit seiner Gebieter wurde ihm jeden Tag fühlbar. In der ersten Hälfte des Jahrhunderts war sein Hauptinteresse auf den kirchlichen Kampf gerichtet, in ruhigeren Jahrzehnten nach dem Schmalkaldischen Kriege bemerkte er mit Behagen die bessere Sicherheit seiner Frachtwagen auf der Landstraße, und wahrscheinlich mit nicht geringerer Freude, daß er nicht mehr alljährlich nöthig hatte mit Hellebarde und Donnerbüchse aus den Thoren zu ziehen, um ein Raubnest einzuschießen. Seine Kriegstüchtigkeit wurde dadurch geringer, er begann als kritischer Zuschauer den Streit der Großen zu betrachten. Nicht ohne Störungen. Noch waren die Händel und Processe mit Nachbarstädten und mit dem umwohnenden Adel häufig, auch untreue Bürger oder rachsüchtige Fremde sandten der Stadt zuweilen einen Fehdebrief in die Mauern, der Thürmer hielt seinen Rundgang unter der Spitze des Thurmes und sein Amt galt für unentbehrlich, jeden Abend wurden die Thore sorglich geschlossen. Eine kräftige Stadt gerieth wohl gar in Kampf gegen die gesteigerten Forderungen des eigenen Landesherrn, so Braunschweig, das mit Mauerbüchsen und Streitschriften für seine Freiheit kämpfte,

bis die ersten Wolkenschatten des dreißigjährigen Krieges über das Land flogen.

An jedem Markttage strichen die Zunftgenossen spionirend umher und sandten ihre Leute auf die Dörfer, um Pfuscher und Bönhasen zu erspähen, welche den Bauern ohne Berechtigung Schuhe und Kleider fertigten; die Tyrannei, welche die Gewerke der Stadt auf die Umgegend ausübten, wurde dem Lande sehr ärgerlich. Dennoch vermochten die Zünfte nicht dem Bedürfniß des gesteigerten Verkehrs zu genügen, fremde Krämer wurden zahlreicher und zudringlicher, im Norden wußten die unzünftigen Schotten sich festzusetzen, im Süden wurde der Handel der Juden trotz aller Bedrückungen umfangreicher. Auch die Händel zwischen Zünften und Rath störten häufig den Frieden der Stadt; in den großen Reichsstädten war die Bedeutung der Patricierfamilien wieder gewachsen, zumal seit dem Schmalkaldischen Kriege die Habsburger das Regiment der Geschlechter begünstigten, unter denen sie die eifrigsten Anhänger zählten. Im ganzen wurde doch der größere Schutz der heimischen Existenz überall Quelle eines Gedeihens, welches dem kleinen Bürger am meisten zu gute kam, in seiner Innung, der Zechstube und dem Bannring seiner Stadt. Weit schneller floß das Geld durch das Land und gab dadurch vielen das Gefühl des Wohlstandes und leichter Nahrung. Im Hause des Bürgers war Geräth und Einrichtung reichlicher geworden, die meisten Genüsse aus der Fremde wurden durch die bessere Wegsamkeit der Straßen und stärkeren Verbrauch billiger. So war natürlich, daß er seine Tage heiter genoß, mehr um die Familie, seine nächsten Genossen und das Vergnügen der Stunde sorgend als um die Geschäfte der Stadt und des Landes. Der deutsche Bürger war schon am Ende des 16. Jahrhunderts auf gutem Wege ein Privatmensch zu werden.

In den Patricierfamilien der größern Reichsstädte concentrirte sich weltmännische Bildung, Wohlstand und die Freude

am Genuß, welche sich oft in schlechtem Raffinement äußerte, aber auch Kunst und Handwerk zu den besten Leistungen ermuthigte. Was damals von Schönheitssinn zu finden war, wird man vorzugsweise in diesen Kreisen suchen müssen. Während in den größern Städten der Schweiz, den niederländischen Provinzen und den Seeplätzen der deutschen Hansa das Patricierthum eigenthümliche weltbürgerliche Richtung erhielt, waren es vorzugsweise die großen Handelsstädte Süddeutschlands und unter diesen wieder Nürnberg, Augsburg, Ulm, Frankfurt am Main und Cöln, deren alte Häuser den größten Einfluß auf Luxus, höhere Industrie und gelehrte Bildung der Deutschen ausübten. Die Mitglieder der alten Geschlechter waren immer noch die einflußreichsten Bürger, gewöhnt große Geschäfte zu leiten, die höchsten Interessen zu vertreten. Dabei in der Regel Kaufleute oder große Grundbesitzer. Aus ihren Familien wurde ein Theil der Kirchenpfründen besetzt, sie gewöhnten sich zuerst, ihre Söhne in Italien, dem Land ihrer Geschäftsfreunde, die Rechte studiren zu lassen, sie bereiteten im Anfange der neuen Zeit der humanistischen Bildung in Deutschland die ersten behaglichen Stätten. Häufig waren sie Geschäftsführer, Rathgeber, Vertraute der deutschen Fürsten. Ihre großen Familien, durch häufige Verschwägerungen und nicht weniger durch gemeinsame Handelsinteressen miteinander verbunden, hatten ihre Fäden überall angeknüpft; sie vorzüglich bestimmten die deutsche Politik der Reichsstädte, und sie hätten einen entscheidenden Einfluß auf die Neugestaltung des deutschen Lebens ausüben müssen, wäre ihr Wesen nicht vorzugsweise conservativ, ihre Interessen nicht zuweilen undeutsch gewesen.

Sie repräsentirten die Geldmacht Deutschlands, bei ihnen wurden von Kaiser und Fürsten Anleihen gemacht, sie vermittelten den größten Theil des Geld- und Wechselverkehrs, soweit ihn nicht die Juden in der Hand hielten. Die großen Häuser der Fugger, Welser und ihrer Mittheilnehmer bildeten Handels-

compagnien, welche nicht nur nach Italien und der Levante, auch über Antwerpen und den atlantischen Ocean durch ihre Capitalien Einfluß übten, Handel trieben. Bei ihnen monopolisirte sich der deutsche Handel nach Ost- und Westindien, sie kauften ganze Jahresernten vom König von Portugal, verbanden sich mit spanischen Häusern zu umfangreichen Speculationen, unternahmen eigene Fahrten nach Calcutta und in unerforschte Länder, und bestimmten ohne Concurrenz die Preise für Zucker und Gewürze des Orients. Ja die Welser waren unter Karl V. Regenten des Staates Venezuela.

Diese Herrschaft des Capitals wurde von Fürsten und Volk mit großem Widerwillen angesehn. Es ging durch die Waarengesellschaften sehr viel Geld aus dem Lande, und Theuerung aller Luxusgegenstände wurde durch sie verursacht. So war die allgemeine Klage. Denn die Verminderung des Geldwerths, welche seit Einführung des amerikanischen Goldes eintrat, wurde nur als Steigerung aller Preise aufgefaßt, und die Kaufleute galten für die Schuldigen. Nicht nur Hutten, welchem die Vorurtheile seiner Standesgenossen tief im Fleisch saßen, auch die Reichstage eiferten gegen die Macht der großen Geldgesellschaften. Ebenfalls ohne Erfolg. Auch im Volke war die Antipathie allgemein, und die Reformatoren theilten die Ansicht ihrer Zeitgenossen über die Schädlichkeit solcher Herrschaft des Capitals.

Noch läßt sich erkennen, daß auch die Häuser dieser großen Handelsfürsten nicht alle dieselbe Physiognomie hatten. Von den Augsburgern z. B. waren die Welser schon um 1512 im Interesse Reuchlin's zu Rom thätig, und ihrem unsichtbaren Einfluß hatte der große Gelehrte vielleicht mehr die Erlösung aus den Händen der Dominicaner zu danken, als den rhetorischen Kunstwerken seiner begeisterten Verehrer in Deutschland. Dagegen galten die Fugger dem Volke vorzugsweise als rücksichtslose Geldmänner und Romanisten, als Feinde Luther's und Freunde Eck's, auf dem der Verdacht lag, in ihrem Solde

zu stehen; denn sie besorgten die Geldgeschäfte des Kurfürsten Albrecht von Mainz und der römischen Curie, und ein Commis der Fugger begleitete den Ablaßkasten des Tetzel und controlirte die eingehenden Beträge, auf welche das Bankierhaus dem Erzbischof von Mainz Vorschüsse gemacht hatte. Es war vielleicht die beste Unterstützung Kaiser Karl's V., daß die Interessen dieses mächtigen Hauses im ganzen mit den seinen zusammenliefen. Dem Volke dagegen wurde die „Fuggerei" das zur Zeit Luthers gewöhnliche Wort für Geldwucher.

Und doch lag etwas Gefahr drohend über dem Verkehrsleben Deutschlands, was der stärksten Kraft der Kaufherrn von Augsburg und Nürnberg, von Cöln, Hamburg und Lübeck unüberwindlich blieb. Der Weltverkehr hatte neue Straßen gefunden, und neue Völker, die Niederländer, Engländer, Nordländer, gewannen die Herrschaft in den Meeren, der italienische Handel von Augsburg, Ulm und Nürnberg führte nicht mehr vorzugsweise die Schätze des Südens dem europäischen Norden zu. Die großen deutschen Handelscompagnien vermochten auf die Länge nicht gegen die junge Kraft der Börsen von Amsterdam und London das Uebergewicht zu behaupten. Die Deutschen entbehrten eine Seemacht, wie sie jetzt gebraucht wurde, das Reich war für den Völkerverkehr ein Binnenland geworden. Der Reiche wurde nicht arm und es fehlte nicht Gelegenheit zu lohnendem Gewinn, aber die größten Geschäfte der süddeutschen Häuser wurden Bankiergeschäfte, welche Fürsten und Städten Geld zuführten gegen vortheilhafte Verpfändung von Grundbesitz und Einnahmen.

Dieses Stocken des Großhandels, welches den alten Reichthum der Binnenstädte zumeist betraf, nahm dem Patricier am Ende des sechzehnten Jahrhunderts einiges von der Energie früherer Zeit. Der Geschäftsverkehr war ruhiger, die Söhne alter Familien gewöhnten sich, in dem Wohlstand, den die Väter erworben, vornehmes Haus zu halten. Aber auch als Genießende

blieben sie den Städtern, was die Fürsten für ihre Landschaft waren, die Stolzen und Prächtigen, in Verkehr mit einflußreichen Männern aus ganz Europa Gönner der Kunst, Sammler von Curiositäten und Büchern, Agenten und vertraute Geschäftsmänner der Fürsten. Welchen Eindruck ihr Reichthum und der Schmuck ihrer stattlichen Häuser auf Edelleute aus ärmerer Landschaft machte, davon giebt der Bericht des Hans v. Schweinichen aus dem Jahre 1575 ein ergötzliches Bild.

Als damals der lüderliche Herzog Heinrich von Liegnitz mit seinem Haushofmeister in Augsburg war, erschien den Schlesiern der Glanz des Fuggerschen Hauses mährchenhaft. Schweinichen, der im Verzeichnen von Geldsummen und Preisen genauer ist, als bei den unendlichen Schulden seines Herrn nöthig war, erzählt darüber Folgendes*):

„Es lud Herr Marx Fugger Se. Fürstliche Gnaden einst zu Gaste. Ein dergleichen Banket ist mir sobald nicht vorgekommen, daß auch der römische Kaiser nicht besser tractiren könnte; es war dabei überschwengliche Pracht. Das Mahl war in einem Saal zugerichtet, in dem man mehr Gold als Farbe sah. Der Boden war von Marmelstein und so glatt, als wenn man auf dem Eise ging. Es war ein Credenztisch aufgeschlagen durch den ganzen Saal, der war mit lauter Trinkgeschirren besetzt und mit merkwürdigen schönen venetianischen Gläsern, er sollte, wie man sagt, weit über eine Tonne Gold werth sein. Ich wartete Sr. Fürstlichen Gnaden beim Trinken auf. Nun gab Herr Fugger Sr. Fürstlichen Gnaden einen Willkommen, ein künstlich gemachtes Schiff vom schönsten venetianischen Glas;

*) Biographie des Hans von Schweinichen v. Büsching 1. S. 157. — Der Gastgeber ist derselbe Marcus Fugger, welcher uns das beste deutsche Werk des sechzehnten Jahrhunderts über Pferdezucht hinterlassen hat. Er selbst hatte ein großes Gestüt zuerst in Ungarn, dann am Fuße der Algauer Alpen.

wie ich es vom Schenktisch nehme und über den Saal gehe, gleite ich in meinen neuen Schuhen, falle mitten im Saale auf den Rücken, gieße mir den Wein auf den Hals; das neue rothdamastne Kleid, welches ich anhatte, ging mir ganz zu Schanden, aber auch das schöne Schiff zerbrach in viele Stücken. Obgleich nun bei männiglich ein groß Gelächter war, wurde ich doch berichtet, daß der Herr Fugger unter der Hand gesagt, er wollte lieber hundert Gulden als das Schiff verloren haben. Es geschah aber ohne meine Schuld, denn ich hatte weder gegessen noch getrunken. Als ich aber später einen Rausch bekam, stand ich fester, und fiel hernach kein einziges Mal, auch im Tanze nicht. Dabei waren die Herren und wir alle lustig. Der Herr Fugger führte Se. Fürstliche Gnaden im Hause spazieren, einem gewaltig großen Hause, so daß der römische Kaiser auf dem Reichstage mit seinem ganzen Hofe darin Raum gehabt hat. Herr Fugger hat in einem Thürmlein Sr. Fürstlichen Gnaden einen Schatz von Ketten, Kleinodien und Edelsteinen gewiesen, auch von seltsamer Münze und Stücken Goldes, die köpfegroß waren, so daß er selbst sagte, er wäre über eine Million Gold werth. Darnach schloß er einen Kasten auf, der lag bis zum Rand voll von lauter Ducaten und Kronen. Die gab er auf zweimalhunderttausend Gulden an, welche er dem König von Spanien durch Wechsel übermacht hatte. Darauf führte er Se. Fürstliche Gnaden auf dasselbe Thürmlein, welches von der Spitze an bis in die Hälfte hinunter mit lauter guten Thalern gedeckt war. Er sagte, es wären ohngefähr siebenzehntausend Thaler. Dadurch erwies er Sr. Fürstlichen Gnaden große Ehre und daneben auch seine Macht und sein Vermögen. Man sagt, daß der Herr Fugger so viel hätte ein Kaiserthum zu bezahlen. Er verehrte mir wegen des Falls einen schönen Groschen, der ungefähr neun Gran schwer war. Fürstliche Gnaden versahen sich auch eines guten Geschenks, aber damals bekamen Sie nichts als einen guten Rausch. Grade

damals versagte der Fugger einem Grafen seine Tochter, und man erzählte, daß er ihr außer dem Schmuck zweimal hunderttausend Thaler mitgäbe.

Da bei Sr. Fürstlichen Gnaden wenig Geld vorhanden war, schickte mich mein Herr zu Herrn Fugger, viertausend Thaler von ihm zu leihen. Er schlug aber solches gänzlich ab und entschuldigte sich ganz höflich. Am andern Tag aber schickte er seinen Hofmeister zu mir, ihn bei meinem Herrn anzusagen. Da ließ er Sr. Fürstlichen Gnaden zweihundert Kronen und einen schönen Becher von achtzig Thaler Werth, dazu ein schönes Roß mit schwarzsammtner Decke verehren."

Neben der Richtung auf äußern Glanz stand im Anfang des Jahrhunderts in vielen Patricierfamilien ein reicheres Leben. Die Häuser der Peutinger in Augsburg, Pirkheimer in Nürnberg waren Mittelpunkte für die edelsten Interessen der Nation, die Hausherren Männer von ansehnlichem Reichthum, Gutsbesitzer und Kaufherren, Staatsmänner und Kriegsleute, zugleich Gelehrte mit eigener Forschung. Für solche Familien malte Albrecht Dürer seine besten Gemälde, zu ihnen pilgerten die reisenden Humanisten, jeder elegante Vers, jedes männliche und geistvolle Wort wurde dort zuerst herzlich gewürdigt. Als Rathgeber und Förderer in weltlichen Geschäften, als mittheilende Eigenthümer kostbarer Bibliotheken und der ersten Antikencabinette, als liberale Gastfreunde im reichlichen Haushalt wußten sie zu ehren, wer ihnen Geist, Wissen, Bildung in das Haus brachte*).

In diesen Familien erhielten auch die Frauen häufig eine Bildung, welche über die Bekanntschaft mit Spinnrocken, Küche und Gebetbuch hinausging. Was in den Schlössern der Fürsten

*) Vergl. die schöne Charakteristik Wilibald Pirkheimer's in D. Strauß, Hutten. I.

und in den Höfen des Landadels selten war, das wurde hier der Tochter möglich: ein herzliches Interesse an der Wissenschaft und Kunst, für welche die Freunde des Hauses arbeiteten. Auch für uns liegt ein besonderer Reiz auf den ersten Frauengestalten, welche durch das Morgenlicht der neuen Bildung verklärt sind. Constanze Peutinger, die für Hutten den Lorbeerkranz flocht, Charitas Pirkheimer, die leidensreiche Aebtissin des Clarenklosters zu Nürnberg, später Philippine Welser, die Gemahlin des Kaisersohns, alle gehören den Kreisen deutscher Patricier an, zarte Naturen, oft wund gedrückt von einer dornenreichen Zeit.

Zumal, wenn eine Frau sich damals selbstthätig in den literarischen Kampf hinauswagte, ward ihr das wol zum Verhängniß. Es geschah selten genug. Die bekanntesten, Charitas Pirkheimer und Argula von Grumbach, geborne von Stauffen, erfuhren beide, wie bitter es für Frauen ist an dem Streit der Männer Theil zu nehmen. Die katholische Charitas schrieb einen Brief voll Verehrung an Emser, und mußte erleben, daß dies Schreiben durch die lutherische Partei mit schnöden Randglossen wieder abgedruckt wurde. Die lutherische Argula, Freundin Spalatin's, sandte einen belehrenden Brief an Rector und Universität von Ingolstadt, als diese ein Mitglied ihrer Corporation, den Arsatius Seehofer, durch Gefängniß und Androhung des Feuers gezwungen hatten siebenzehn Ketzereien zu widerrufen, welche er nach Melanchthon's Schriften den Studenten vortrug. Argula nahm sich des Magisters tapfer an, den sie achtzehnjährig und noch ein Kind nennt, und erbot sich selbst nach Ingolstadt zu kommen und die gute Sache gegen die Universität zu vertheidigen. Dafür wurde sie in Versen boshaft befehdet, auf die sich allerdings in Gegenreimen tapfer vertheidigte. Die letzten Lebensjahre der Charitas und ihres milden Bruders wurden durch rohe Angriffe des protestantischen Pöbels und seiner Prädicanten verbittert, Argula ward vom baierischen Hofe verbannt, ihr Mann seines Hofdienstes in Un-

gnade entlassen. Beide Frauen haben einiges gemeinsam, die harmlose Eitelkeit, in welcher die katholische Aebtissin ihrem Latein zierliche Phrasen, die lutherische Rittersfrau ihrem Deutsch fromme Bibelsprüche einzuflechten liebt. Beide leben in Täuschung über die Autorität der Worte, welche sie dem Publikum gönnen. Aber während Charitas mehr von einer schönen Seele hat, die sich aus der gemeinen Wirklichkeit in den stillen Verkehr mit verwandten Geistern zurückzieht, ist die Rittersfrau tapferer, unternehmender und fehdelustiger. Von der Aebtissin des Clarenklosters hielt Luther wenig, ob er seine eigene Parteigängerin von Herzen verehrte, wissen wir nicht. Er ließ sie öfter artig grüßen, schrieb ihr auch wol einmal*) in Antwort auf ihre häufigen Briefe, und vernahm abwehrend, aber mit Antheil, wie sehr sie sich für seine Verheirathung interessire. Als er aber im Jahre 1530 auf der Veste Coburg verborgen lebte, und die literarische Dame sich nicht versagen konnte den hochverehrten Mann zu besuchen, schrieb Luther noch an demselben Tage an Melanchthon, er werde das Gerücht seiner Abreise verbreiten, um dergleichen Besuche in seinem Versteck los zu werden.

Zu den angesehensten Patriciergeschlechtern in Frankfurt am Main gehörten die Glauburg. Mit Männern dieser Familie war Hutten befreundet gewesen: er hatte einmal den schönen Traum gehabt, sich in Frankfurt niederzulassen und eine Verwandte seiner Freunde zu heirathen. Auch den Feuergeist Hutten's hatte der stattliche Wohlstand, das gebildete Leben dieser Geschlechter mächtig angezogen, er selbst widerspricht eifrig dem Verdacht, als wolle er die Neuvermählte mit sich auf das Felsennest seiner Familie in die Wildniß hinausnehmen. Vorsichtiger, als sonst seine Art war, warb er um das Mädchen, damals war Arnold von Glauburg sein Vertrauter. Es war ein kurzer Traum, bald riß ihn sein Schicksal hinweg. In diese

*) Der Brief ist verloren.

Patricierfamilie aber sollen die folgenden Frauenbriefe einführen, sie sind abgedruckt in: Frankfurtisches Archiv von J. C. von Fichard, 1811—1815, 2. u. 3. Theil. Das erste ist der Brief einer Mutter an ihren Sohn, worin sie ihm ein Mädchen zur Gattin empfiehlt, um ihn aus dem revolutionären Wittenberg und aus der Nähe Luther's fortzuziehen. Ein Brief, charakteristisch für die Stellung der Frauen in der Familie, das Schreiben einer Frau von Energie und klugem Sinn, welche zu herrschen gewöhnt und nicht ohne Neigung zu Intriguen ist. Ihr Sohn ist der Neffe jenes Arnold von Glauburg, Sohn des Johann, welchem Hutten mit herzlichem Gruß seinen Dialog Febris zusandte.

1526.

Margarethe Horng*) aus Frankfurt an ihren Sohn Johann von Glauburg in Wittenberg.

„Meinen freundlichen Gruß zuvor, lieb Johann, wisse, daß wir noch allsammen gesund sind, Gott hat Lob und Dank, also hoffe ich auch von dir zu hören. Lieber Johann, nachdem ich dir in dem letzten Brief geschrieben hab, daß Johann Knoblauch's Hausfrau gestorben ist, der Gott gnädig sei. Sie war meine gute Freundin, es hat mir ihr Tod wol so weh gethan als meiner beiden seligen Hauswirthe Absterben, wodurch mir doch groß Leid geschah; aber was Gott will, darin muß man Geduld haben. Ich und sie sind in einem Jahre hergekommen und haben uns auch so freundlich zusammengehalten, daß keine die andere mit einem Worte erzürnt hat. Sie hat mir auch ihre zwei Töchter auf ihrem Todbett so befohlen, als ob ich ihre Schwester wäre, daß ich ihre Ausstattung besorgen soll, wenn

*) Margarethe Horng von Ernstkirchen, zweimal vermählt, zuerst mit Dr. Johann von Glauburg zu Lichtenstein, dann mit Weicker Frosch, beide Geschlechter von Frankfurt.

ich erlebe, daß sie sich verändern. Die eine ist jetzt mannbar und ist eine feine grade Jungfrau, sie ist in der Länge, wie deine Stiefschwester Anna, wie sie auch heißt, und ist eine feine Haushälterin, wem sie zu Theil wird, der wird sicher ihrethalb nit verderben. Ich verseh mich wol, ihr Vater wird sie bald verändern, denn es sind drei da, die um sie werben, zwei Edelmänner, und der dritte Johann Wolf Rohrbach, der Frau Ursula zu der grünen Thür*) Sohn, der ist jetzt groß und ist seit Ostern bei der Mutter. Wiewol er nit mehr denn neunzehn Jahr alt ist, so ist doch seine Mütter mit seinen Freunden des Willens, wenn es ihm in dem Hause gerathen möchte, so würde sie ihn verändern, dieweil sie noch am Leben ist. Denn es weiß jetzt niemand, wo man mit den Söhnen hin soll, daß sie lernen und studiren, was der Seele Heil sei, daß sie nit verführt werden; und auch wenn sie lange studiren und viel Geld verthun, so bringt es ihrer manchem nicht immer Nutzen, und wär ihm vielleicht nützlicher, daß er bei seiner angebornen Ehrbarkeit bliebe, die er von Gott hat, als daß er viel studirt und die Schriften nit recht versteht, und daß ihn dann der Teufel durch Hoffart verführe und andere mit ihm, die ihm glauben, dieweil er gelehrt ist und auch das Schwatzen wohl versteht. Ein solcher führt das Volk gar in großen Irrthum. Davon wollt ich dir gar viel schreiben, aber ich hab dir es in dem letzten Brief vor diesem verheißen, ich wollte dir nicht mehr davon schreiben und will es auch nicht thun, dieweil du in Wittenberg bist; aber du wähnst, du seist gar wohl in Wittenberg aufgehoben, Gott gebe, daß es wahr sei, du wirst es wol erfahren. Ferner lieb Johann, so wisse, warum ich dir jetzt also schreibe — — eine ehrliche Person hat mit mir jetzt geredet, des Johann Knoblauch's

*) Die Rohrbach ebenfalls ein frankfurter Geschlecht. Die Mutter des jungen Rohrbach war Ursula von Melam, nach ihrem Hause zur grünen Thür benannt.

Hausfrau habe ihrem Hauswirth befohlen, wenn du mit sammt deiner Freundschaft seiner Tochter begehrst und die Tochter einen Willen dazu habe, so soll sie der Vater dir vor andern geben. Darauf hab ich zur Antwort gegeben, ich wisse deine Neigung nicht und wollte dir schreiben und wollte dir es zu wissen thun; was mir dann von dir zur Antwort werde, das wollt ich dieselbe Person wissen lassen. Darum, lieb Sohn, so laß ich dich wissen, daß mir die Jungfrau wohl gefällt mit allem ihren Wesen, besser als eine andere, die ich jetzt weiß, so ist auch die Mutter eine ehrbare feste Frau gewesen. Woran ich ein viel besseres Gefallen habe, da sie nicht von einer wankelmüthigen Art ist. Denn wer nit eine geschickte, feste Frau hat, sei sie auch so fein und so reich als sie will, so wird doch ein armer, kümmerlicher Mann aus ihm. Darum, lieb Johann, wenn du mir darin folgen willst, so wollt ich dir's mit aller Treue rathen. — Zwar sind elf Kinder da zu versorgen, wovon ein Theil noch klein ist, es ist aber wol möglich, daß ihrer weniger werden; so ist auch ein gutes Auskommen da und das Mehrtheil liegende Güter. Darum, lieb Sohn, bedenke dich, ich will dich nit zwingen zur Veränderung, aber du thätst mir gar einen großen Gefallen mit diesem Hause, denn ich sehe noch in langer Zeit keinen Ort, der mit allem, was darum steht, so gut für dich wäre als dieser Ort. — Lieb Johann, wenn du ein Gefallen daran hättest, doch so, daß du gern wolltest, daß du sie und sie dich vorher sehen möchte, so komm in der Fastenmesse her mit der ersten Gesellschaft, die dir gefällt, die durch sichere Straßen zieht, und laß es bei dir bleiben und sag deiner Gesellen keinem davon. Bis ein oder zwei Tage vor deinem Weggange, dann sag es Justinian, daß du heim willst. Aber du sollst ihm nit sagen, weßhalb du heim wolltest, sondern deiner Güter wegen, daß du sie wieder bestellst, weil ich dir so hart geschrieben hätte, daß ich dir die nicht mehr verwalten wolle nach den letzten drei Briefen, wie ich denn auch zu thun Willens bin, wenn du mir

in keinem Stück folgen willst. Auch hast du wol Ursach, daß du ihm sein Wort abnimmst, auf daß es geheim bleibe. Lieb Johann, ich bitte dich, du wollst bedenken, wie die Zeitläufe jetzt sind, daß es sich zu dieser Zeit nit schicken will, lange unverändert zu bleiben. Ach gäbe doch mein Schwager, Herr Hammann*), dem Justinian auch eine Frau zur Zeit, dieweil dieser nach seinem Gefallen lebt, es würde ihm keine Schande sein, damit es nit mit ihm zugeht wie mit seinem seligen Vetter Blasius, der hatte sich an die Büberei gewöhnt, und deßhalb konnte ihn niemand zum Heirathen bringen, bis er alt wurde, und da hatte er keine Gesundheit und hat auch kein Kind verlassen, und seine Hausfrau hat sich wieder verändert, sie hat einen Edelmann, einen Schenk von Schweinsburg. Man sagt, sie werde bald Hochzeit machen, Gott geb ihr Glück."

So weit der Brief. Der Wunsch der klugen Mutter wurde erfüllt, ihr Sohn kehrte, wie sie vorsichtig befohlen, nach Frankfurt zurück, er heirathete das Mädchen ihrer Wahl und lebte vierzig Jahre mit ihr in glücklicher Ehe.

Wenn auch von ihm und Anna Knoblauch keine weiteren Aufzeichnungen zugänglich sind, so sind doch in derselben Familie aus dem Ende des Jahrhunderts andere Nachrichten, welche in liebenswürdiger Weise das Verhältniß einer Braut zu ihrem Verlobten charakterisiren. Ein Enkel des Genannten, der reiche Patricier Johann Adolf von Glauburg aus Frankfurt, lernte auf einem Besuch in Nürnberg die schöne Ursula Freher kennen, Tochter des Stadtsyndicus von Nürnberg und Schwester des berühmten Gelehrten und Staatsmanns Marquard Freher zu Heidelberg. Der Reiz und die Anmuth des Mädchens wurden in ganz Schwaben gefeiert. Die folgenden Briefe sind

*) Hammann von Holzhausen, Vater des Hieronymus, und der reiche Blasius von Holzhausen, aus einem adlichen Geschlecht von Frankfurt.

während des Brautstandes von ihr an ihn, von Nürnberg nach Frankfurt geschrieben.

1598.

1.

„Dem edlen und ehrenfesten Johann Adolf von Glauburg, meinem herzlieben Junker zu Händen.“

„Edler, ehrenfester, freundlicher und herzlieber Junker! Euer Schreiben sammt der Kette hab ich mit herzlicher Freude empfangen und eure Gesundheit mit Freuden vernommen, und hab nit gern gehört, daß eure liebe Schwester und Sohn nit wohlauf sind. Gott der Allmächtige wolle es zur Besserung schicken, nach seinem göttlichen Willen. Amen. Was uns anlangt, so sind wir Gott Lob ziemlich wohlauf, Gott wolle uns beiden Theilen das länger erhalten. Herzlieber Junker! der Herr Vater hätt euch gern geschrieben, doch ist uns euer Schreiben gar spät zugekommen und der Bote am Thor will wieder fort, so daß es für diesmal nit sein kann, aber mit erster Gelegenheit wird es geschehen.

Herzlieber Junker! über die Kette mache ich euch keine Vorschrift; wie ihr wollt, so bin ich's zufrieden, wie es euch gefällt, so gefällt es mir auch. Diese Kette, welche ich hier habe, will ich fleißig aufheben, wenn euch Gott zu uns hilft, so will ich sie euch mit Gelegenheit wieder zustellen, die ist mir gar zu stattlich. Mit dem Maler, das ist fertig bis auf die Kleider, die malt er noch, er vermeint in etwa zehn Tagen ganz fertig zu werden. Ich habe wol Sorge, wenn das Bild zu euch hinab*) kommt, so wird man sagen: dergleichen hätte der Junker wol auch zu Frankfurt bekommen, er hätte so weit nit ziehen dürfen.

Was die Armbänder anlangt, die hab ich nit bekommen, es ist noch gute Zeit, ich will aber darnach schicken.

---

*) Nach Frankfurt hieß hinab, nach Nürnberg hieß hinauf.

Herzlieber Junker! ich weiß euch für diesmal nichts mehr zu schreiben, ich bitte euch gar freundlich, ihr wollt mit dem elenden Schreiben verlieb nehmen. Es ist in der Eile zugegangen. Ein andermal will ich's besser machen.

Nichts mehr als: ihr und eure Lieben seid von mir und meiner Frau Mutter ganz freundlich gegrüßt und Gott dem Allmächtigen in seinen Schutz und Schirm befohlen. Datum den 12. September.

Liebe getreue allezeit Ursula Freyerin."

2.

„Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber, vertrauter Junker! Euch sei meine Treue und Liebe nebst meinem Gruß und Wünschung von allem Lieben und Guten zuvor. Euer Schreiben habe ich mit Freuden empfangen und daraus eure und der Eurigen Gesundheit mit herzlicher Freude vernommen. Bei uns steht es so, daß wir dem treuen Gott zu danken haben, der sei ferner mit seiner Gnade bei euch und uns allen. Amen.

Was aber die Hochzeit anlangt, so hat sich der Herr Vater und Frau Mutter wiederum besonnen und wollen sie also, beliebt's Gott, auf den 13. November sein lassen, wie der Junker denn aus des Herrn Vaters Schreiben weitläufiger vernehmen wird.

Herzlieber Junker! aus eurem Schreiben verstehe ich so viel, daß ihr nämlich gern vor der Hochzeit noch einmal herauf kommen wollt. Wenn es geschehen könnte, so wäre es gewißlich eine meiner größten Freuden, und würden sich alle die Meinigen (niemand ausgenommen) herzlich erfreuen. Ich will diesmal nit darum bitten, sondern der Hoffnung und Zuversicht sein, so es werde geschehen können, werde es der Junker an sich nit ermangeln lassen, sondern mich Arme, Verlassene einmal besuchen, worauf ich denn mit Verlangen warte. Herzlieber Junker!

wißt, daß das Packet noch nit ist gekommen. Wir haben schon etlichemal darnach geschickt, da hat man uns geantwortet, sie seien alle Stunden desselben gewärtig; sobald es kommt, soll es nach eurem Begehren besorgt werden; ich glaube, ihr werdet wol damit bestehen. Es hat die D. Reinerin schon der Frau Mutter deswegen zugeschrieben und deutlich zu verstehn gegeben, daß man sie mit dem Brautstück*) nicht vergessen wolle. Gleichwol hat sie solche Sorge nit nöthig gehabt, dieweil ihr vorher bei guter Zeit an sie gedacht habt.

Herzlieber Junker, was aber die Hemden und Krägen anlangt, so sollt ihr wissen, daß wir gar heftig damit in Arbeit sind, und so viel davon fertig werden können, wollen wir austheilen.

Die Armbänder hab ich empfangen. Thu mich, herzlieber Junker, zum höchsten bedanken! sie sind gar zu schön an meine schwarzen Hände, sie gefallen mir aber doch wohl.

Was die Kleidung anlangt, so ist sicher, daß der Herr Vater gern eine Tochter wie die andere damit halten wollte; dieweil es aber diesmal nit sein kann, so hat er eingewilligt ein Uebriges zu thun. Ich hab ganz fertig drei taffetne Kleider, das leibfarbene, ein goldgelbes, ein schwarzes. Jetzt haben wir den Schneider im Haus, der macht eins von veilchenfarbenem Damast und noch eins, womit ich zur Kirche gehn soll, und das soll sein von rothem Atlas oder von schwarzem Damast. Jetzt bitte ich, ihr wollet mich wissen lassen, zu welchem ihr am besten Lust habt.

Herzlieber und vertrauter Junker. Ich darf mich nit unterstehn den Herrn Vater weiter zu treiben, um deswillen, weil keiner von meinen Schwestern so viel und so stattliches gemacht worden ist. Dieweil ihr mich aber so hoch ermahnt, so

*) Hier ein Geschenk des Bräutigams an verwandte Frauen der Braut, Stücke Zeug zu Kleidern und dergl.

muß ich gleich so unverständig sein und den Junker um etwas ansprechen und zuvor freundlich bitten, ihr wollet mir solches ohne Arg aufnehmen, da ich es auf euer Geheiß und freundliches Begehren thue, und ist das die Bitte: herzlieber Junker, ihr wollet mir etwas zu einem Rock schicken, was euch beliebt, sei es nun leibfarben oder silberfarben, damit ich mich um so öfter anders kleiden könnte.

Herzlieber, vertrauter Junker! ich hätt noch eine große Bitte an euch. Wie ihr wohl wißt, sind meine zwei Schwestern, die mich lieb haben und ich sie wiederum, den möchte ich gern in eurem Namen ein wenig etwas zu einem Brautstück vergönnen, so es euch als gut erscheint. Solches habe ich euch geschrieben, dieweil ihr es von mir begehrt habt, daneben bitt ich den Junker, er wolle es mir nit vorübel nehmen. Ich schreibe es nit in der Meinung, daß es sein muß, sondern es steht allewege Thun und Lassen bei dem Junker, der mag es damit halten, wie es ihm gefällt.

Schicke euch hier nach eurem Begehren ein Maß meiner schönen Länge, wir haben nichts zugegeben, sondern wie das Mensch ist, so ist auch das Maß. Hoffe, man soll mich will's Gott bald sehn, so lang und schön als ich bin.

Von den überschickten Weintrauben haben wir mit Freude verzehrt und thun uns wegen derselben zum freundlichsten bedanken. Wenn wir etwas Seltenes bekommen, wollen wir es euch auch mittheilen.

Daß mein Conterfeit eurer jüngsten Tochter*) so wohl gefällt und sie ihm so viel Ehre erzeigt, ist mir gar lieb, laßt sie es nur tapfer küssen, hilft mir Gott zu ihr, will ich's ihr doppelt wiedergeben.

Die Schuhe, die ich haben muß zum Ausziehen**), will ich

*) Der Bräutigam war Wittwer.

**) Die Brautschuhe, welche nach dem Hochzeitschmause vom Fuß der Braut den Junggesellen gegeben wurden.

mit erstem machen lassen aufs beste, so gut man's hier kann, obwol sie hier nicht bräuchlich sind. Herzlieber Junker, vor dem Schluß bitt ich noch eins, nämlich ihr wollet dies mein schlicht, einfältig und böses Schreiben für der besten eins aufnehmen, denn ich meine es treulich und schreibe aus offnem Herzen; und wollet es auch wiederum einer Antwort würdigen, welche ich gleichwol viel lieber mündlich als schriftlich haben möchte.

Nicht mehr als was euch von mir jederzeit lieb und angenehm ist. Hiermit sei der Junker sammt seinem herzlieben Sohn und Tochter zu viel hunderttausendmalen gegrüßt und Gott dem Allmächtigen ihr und wir alle befohlen. Datum den **10.** October zu Nürnberg.

Eure getreue im ♡ so lang ich lebe,
Ursula Freherin."

3.

„Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber Junker! Euch sei mein freundlicher Gruß nebst Lieb und Treue zuvor. Euer Schreiben hab ich mit Freuden empfangen und eure und der Eurigen Gesundheit mit herzlicher Freude vernommen. Was mich und die Meinigen anlangt, so haben wir dem lieben getreuen Gott zu danken; er verleihe ferner seine Gnade beiden Theilen. Amen. Ferner aus eurem Schreiben vernehme ich, daß es nit sein kann, daß ihr noch vor der Hochzeit herauf kommt. Das haben wir nit gern gehört, bin gar nit zufrieden, hab gänzlich vermeint, ihr werdet kommen, hab mich auch herzlich gefreut, bin auch oft an das Fenster gelaufen, wenn ich etwas hab hören reiten oder fahren; nun ist es alles vergebens gewesen. Unser lieber Herr Gott verleihe uns allen Gesundheit und helf uns mit Freuden zusammen.

Was aber den Kranz anlangt, thu ich mich, herzlieber Junker, hoch und freundlich bedanken, daß ihr mich's habt wissen lassen. Ich denke wol, wir werden viel grobe Nachrede ver-

ursachen, weil wir die Bräuche bei euch drunten nit wissen, da es alles drunten anders ist als hier oben. Ich bitt euch, ihr wollt den Kranz machen lassen, wie er sein soll, und uns zuschicken, wie ihr schreibt. Und über den andern Kranz hat mich die Frau Nützelin*) berichtet, wie er sein soll, und habe einen bestellt mit goldenen Spangen, er soll schon recht gemacht werden. Mit dem Brautstück bin ich nicht wohl zufrieden, daß ihr mir nicht schreibt, was ich für meine Schwestern nehmen soll, denn sie wollen nicht sagen, was sie haben wollen; ich hab Sorge, ich nehme zu viel oder zu wenig, ich wollt es gern recht machen; ich hab vermeint, ihr werdet mich wissen lassen, was und wie viel. Was das meinige anlangt, hoffe ich, ich will machen, daß ich dasselbige verdiene.

Herzlieber Junker, ich hätte noch eine große Bitte an euch wegen der Schuh, wenn ich sie thun dürfte und ihr mir es ohne Arg aufnehmen wollt. Es ist aber doch eine Schande, daß ich euch damit bemühn soll, kann es aber nit umgehn. Ich hab Schuh machen lassen und hab sie die Frau Nützelin sehn lassen, so sagt diese, sie taugen gar nichts und seien auch gar groß, sie müßten ganz klein sein, man werde mich sonst gar sehr auslachen; und hat mir gerathen, ich soll dem Junker schreiben und bitten, daß sie drunten gemacht werden; weil sie gebräuchlich sind, so könnte man's besser machen denn hier oben, da man sie hier gar nit trägt. Sie wollen mich auch gar nicht verstehn; wenn ich ihnen schon lange davon vorrede, so verstehn sie mich doch nit, habe gleichwol auch nie einen gesehn. Schicke euch hiemit, herzlieber Junker, zwei Ducaten, bitt euch, ihr wollt's durch eine eurer Mägde besorgen lassen, ihr dürft nit damit bemüht sein, ich begehr's gar nit. Sie dürfen nit gar kostbar sein, es

*) Margarethe Völker, eine Geschlechterin aus Frankfurt, an Joachim Nützel, einen Geschlechter in Nürnberg, verheirathet. Fichard a. a. O. S. 393.

seien nun die Wappen oder aber die Namen darauf, sie dürfen auch nit groß sein und nit lang.

Die Frau Mutter läßt euch bitten, ihr wollt ihr's nit verübel haben, daß sie euch auf euer Schreiben nit antwortet, sie habe jetzt keine Zeit, sie hat gar viel zu thun, ein andermal will sie antworten.

Herzlieber Junker, ich weiß euch nichts zu schreiben, als gestern bin ich auf der Hochzeit gewesen, da hab ich viel leiden müssen, dieweil ihr nit hier seid und auch nit herkommt, und hat mich der Nützel an eurer Stelle heimgeführt.

Ich weiß euch für diesmal nichts mehr zu schreiben, ich hab nit mehr Zeit, ich muß auf die Hochzeit gehn.

Nichts mehr, als ihr und all die Eurigen seid von mir und der Frau Mutter und Brüdern und Schwestern zu hunderttausendmalen freundlich gegrüßt, und Gott dem Allmächtigen in seinen Schutz und Schirm befohlen.

In großer Eile.

Eure getreue und liebe schwarze, so lang ich lebe im ♡

Ursula Freherin."

4.

„Edler, ehrenfester, freundlicher, herzlieber Junker! Euch sei mein freundlicher Gruß mit Wünschung aller Liebe und Treue zuvor.

Euer Schreiben hab ich wol empfangen, und euer und aller der Eurigen Gesundheit mit herzlichen Freuden vernommen. Was mich und die Meinigen anlangt, sind wir, Gott Lob und Dank, noch wohl auf, Gott der Allmächtige erhalte uns länger beide Theile nach seinem göttlichen Willen und Wohlgefallen. Amen.

Was aber euer Schreiben anlangt, darin ihr schreibt, ihr wolltet verspüren meine Liebe und Gehorsam, so hab ich mich nit lange besonnen, dieweil die Zeit nunmehr kurz ist, und hab

für mich und meine Schwestern ziemlich in den Beutel gegriffen, doch nicht in der Meinung, daß das so alle Wege geschehn soll; und ist darin, herzlieber Junker, euer Befehl und Gehorsam ganz vollkommen ausgeführt, und thu ich mich und meine Schwestern zum höchsten und freundlichsten bedanken, und wollen wir uns so Gott will, auch bald mündlich bedanken. Ich habe auch viel auf das gesehn, wo ihr schreibt, daß die Pferde auch schon gerüstet sind.

Ich hoffe, ich werde eurem Befehl nachgekommen sein, damit ihr der gefährlichen Reise überhoben werdet. Denn es würde mich gewißlich auch schwer ankommen, wenn ihr um meinetwegen so große Gefahr ausstehen solltet.

Herzlieber Junker, wir haben auch gern gehört, daß ihr noch in der letzten Herberg zu uns kommen wollt, denn es wird in Wahrheit wol nöthig sein, uns von aller Gelegenheit zu unterrichten*). Gott der Allmächtige gebe Glück und Heil und helfe uns mit Freuden hinab. Die letzte Nachtherberge soll sein Stockstadt; der Herr Vater wird euch auch berichten, darnach ihr euch zu richten habt.

Auf diesmal nit mehr als: ihr, herzlieber Junker, Sohn und Tochter seid von mir und den Meinigen ganz freundlich gegrüßt und Gott dem Allmächtigen in seinen Schutz und Schirm befohlen.

In großer Eil.

Eure liebe getreue, so lange ich lebe im ♡ ♡

schwarze Ursula Freyherin."

---

*) Nämlich von dem Ceremoniel der Einholung und dem feierlichen Einzug in die Stadt Frankfurt. Diese Einholung auf dem freien Felde vor Oberrode geschah mit einer Pracht, welche in den Patricierkreisen des Frankfurt von 1598 Epoche machte.

9.

Deutscher Landadel im sechzehnten Jahrhundert.

Der deutsche Landadel war nach den ersten Jahren der Reformation in seiner Mehrzahl mißvergnügt über eine Lehre, welche ihm die Versorgungsanstalten für seine Kinder, Nonnenklöster und geistliche Stifter, aufhob und seinen Bauern Aufregung und neue Gedanken gab. Und doch wurde dem ruhelosen Geschlecht der privilegirten Schildträger die Umbildung der deutschen Lehre vor anderen zum Heil. Denn seit Luther begann ihre Versöhnung mit den Interessen der anderen Stände, eine mürrische und langsame Versöhnung, welche im achtzehnten Jahrhundert durch ihre Verwendung in dem Militärstaat der Hohenzollern gefördert ward, in den Kämpfen des modernen Staates sich vollendet.

Im Aufgange des sechzehnten Jahrhunderts stehen drei Namen deutscher Adlichen: Fronsperg, Hutten und Sickingen, welche man als Repräsentanten von drei Richtungen betrachten kann, in denen der Adel sich damals geltend zu machen hatte, von kriegerischer Tüchtigkeit, Vertretung der höchsten Forderungen in Staat und Kirche, und männlicher Vertretung der Interessen des Grundbesitzes nach oben. Aber befremdlich wird selbst dem flüchtigen Blick, daß diesen kräftigen Männern auf eine lange Folgezeit, bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, in

ihren Standesgenossen so dürftige Nachfolge heranwächst. Von Fronsperg bis auf den harten Mansfelder, den böhmischen Junker Albrecht Waldstein und den wilden Reiterführer Pappenheim hat das große Deutschland keinen adlichen Feldherrn von mehr als gewöhnlicher Brauchbarkeit hervorgebracht. Es sind einige Landsknechtführer zum Theil von bürgerlichem Herkommen, wie Schärtlin, einige deutsche Fürsten fast alle mit mehr Prätension als Geschick, in der großen Mehrzahl Spanier und Welsche, welchen die Familie Kaiser Karl's V. und ihre Gegner die werthvollsten Siege zu danken haben. Für das geistige Leben Deutschlands geschah seit Hutten durch den Adel noch weniger. Die lange Reihe der Reformatoren, Gelehrten, Dichter, Baumeister, bildenden Künstler, wie arm an adlichen Namen! Eine Leere, welche erst im siebzehnten Jahrhundert durch die Mitglieder des Palmenordens, den Verfasser des Simplicissimus und wenige adliche Reimer der schlesischen Dichterschule und des sächsischen Hofes unterbrochen wird! Man darf wol fragen, wie es kommt, daß ein Stand, der an Individuen so reich war und in einer merkwürdig bevorzugten Stellung zum Volke stand, so wenig in den großen Gebieten geleistet hat, welche zur Hohenstaufenzeit vorzugsweise im Besitz der ritterlichen Genossen des Adels waren. Und sieht man näher zu, ob diese Untüchtigkeit vielleicht durch um so größere Anstrengungen für die praktischen Richtungen des Volkslebens aufgewogen war, so wird die trostlose Entdeckung nicht schwer sein, daß Ackerbau, Handwerk, Industrie, Handel durch mehre Jahrhunderte im kleinen adlichen Grundbesitzer ihren größten Feind hatten. Auch das wohlwollendste Urtheil würde schwer finden, dem Landadel des sechzehnten und des halben siebzehnten Jahrhunderts einen besonders wohlthätigen Einfluß auf eine der großen Strömungen deutschen Lebens zuzuschreiben.

Kurz vor 1500 begannen unter dem neuen Kaiser Maximilian die denkwürdigen Versuche, dem zerrütteten Körper des

Reiches eine neue Verfassung und die Möglichkeit eines neuen Lebens zu geben. Die großen Institutionen, welche Waffenruhe und Gesetzlichkeit allgemein machen sollten, waren der ewige Landfriede und das Reichskammergericht. Langsam setzten sie sich durch, nicht ohne viele Störungen und Unterbrechungen. Mehr als hundert Jahre dauerte es und drei Menschengeschlechter starben dahin, bevor der niedere Adel sich an den Zwang der neuen Gesetze gewöhnte, während Fürsten und Städte, wie oft sie selbst feindlich gegeneinander haderten, beide das größte Interesse hatten, ihn zum Gehorsam zu zwingen. Der Adel verlor einen Theil seiner wilden und offnen Entschlossenheit, und eignete sich vorzugsweise die Fehler der neuen Zeit an. Gleich einem besiegten Stamm, dem der Ueberwinder neue Tracht, Sprache und Sitte aufdrängt, kränkelte das Geschlecht der alten Raubgesellen am Rhein und Neckar, an Elbe und Oder. Wie die Wandlung nach und nach geschah, soll hier an einigen Beispielen gezeigt werden.

Ein glücklicher Zufall hat uns drei Selbstbiographien deutscher Adlichen aus verschiedenen Zeiten des sechzehnten Jahrhunderts erhalten, die des Berlichingen, des Schärtlin, des Schweinichen, alle drei wohl bekannt, die erste, so lange es deutsche Sprache giebt, innig verbunden mit dem Namen des größten deutschen Dichters. Die drei Männer, deren Blütezeit in den Anfang, die Mitte und das Ende des großen Jahrhunderts fällt, sind in Charakter und Lebensschicksalen durchaus verschieden, aber alle drei sind Gutsbesitzer, und jeder von ihnen hat seine Lebensereignisse so erzählt, daß man in die gesellschaftlichen Zustände seines Kreises belehrende Einblicke erhält. Am bekanntesten ist Götz von Berlichingen, seine Lebensgeschichte am häufigsten (zuerst 1731) gedruckt. Da auf seinem Bilde die Verklärung liegt, welche ihm Jahrhunderte nach seinem Tode durch das Gedicht Goethe's ward, so hat jetzt der Leser seiner Biographie einige Mühe, die idealen Linien des Dichters

von der Gestalt des historischen Götz fern zu halten. Und doch ist das nöthig. Denn wie bescheiden und liebevoll auch Goethe die geschichtlichen Züge verwerthet hat, der historische Götz sieht in seiner wirklichen Umgebung anders aus. Als er sein Leben schrieb, ein Greis in einer Zeit, der er fremd geworden war, weilte seine Erinnerung am liebsten bei den Reiterstückchen seiner wilden Jugend. Daß sein Treiben unfruchtbar für ihn selbst und schädlich für andere gewesen, vermögen wir ohne Mühe hinter den Zeilen zu lesen. Und vorzugsweise charakteristisch ist, daß er in der Mitte seines Lebens gebrochen und gedemüthigt wurde, weil er bei dem großen Bauernaufstande rathlos auf die falsche Seite gerieth. Um politische Fragen zu sorgen war nicht seine Sache, kam er in eine Krisis, so handelte er nach dem Rath seiner Gönner, größerer Dynasten, welche seinen starken Arm und beharrlichen Willen für ihre Zwecke gebrauchten. Als das Bauernheer über seinen Grund hereinbrach, wußte er sich mit seinen Sippen keinen Rath und schrieb an einen Rathgeber. Die Antwort wurde durch seine Schwiegermutter und seine Frau unterschlagen, er war dem eignen Urtheil überlassen und besaß nicht Geschick genug, sich den drängenden Insurgenten zu entziehn. Wäre er gewesen, wie viele seiner Standesgenossen, etwa wie Marx Stumpf, so hätte er die Bauern trotz allem Gelöbniß verlassen. Aber treu dem Buchstaben seines Wortes hielt er bei ihnen aus, ohne wirkliche Treue, nicht ohne zweideutige Handlungen, bis die vier Wochen, für die er sich ihnen verpflichtet hatte, vergangen waren, er hielt aus, obgleich er in der That nicht ihr Führer sondern ihr Gefangener war. Seitdem lebte er einige Jahre in enger Haft, lange Zeit unter starken Freiheitsbeschränkungen auf seinem Schloß. Um ihn tummelte sich ein neues Geschlecht in leidenschaftlichem Kampfe, ihn selbst bekümmerte fortwährend, daß er in der Bauerzeit doch als ehrlicher Reiter gehandelt habe, und daß er jetzt wieder sein Wort halten und die Schritte zählen

müsse, die ihm aus seinem Burgthor zu schreiten vergönnt war. Nach sechzehn Jahren einsamer Zurückgezogenheit ward er als alter Mann noch zweimal in die Kriegshändel eines jüngern Geschlechts gerufen, die ihm keine Abenteuer und keine Gelegenheit zu Ruhm und Beute brachten. Da er endlich zweiundachtzig Jahr alt auf seiner Hornburg in Frieden starb, war Luther seit sechzehn Jahren tot, Kaiser Karl V. war vier Jahre vorher im Mönchskloster eingesargt worden, aber seine Selbstbiographie, obgleich in dem letzten Lebensjahre geschrieben, hat für die lange Zeit seit dem Jahr 1525 nur wenige Seiten. — Hier seien außer einem kleinen Abenteuer aus seiner frühen Jugend, welches zeigt, wie man sich damals in einer Dorfgasse raufte, Bruchstücke aus seinem Bericht über die nürnberger Fehde mitgetheilt.

Götz von Berlichingen.

„Um 1502. Ungefähr um Michaelis hat sich zugetragen, daß ich mit Neidhart von Thüngen, dem ich damals aufwartete, von Sottenberg herabgeritten bin. Als wir so fortziehen, werden wir zwei Reiter bei einem Hölzlein gewahr, an einem Dorfe, heißt Obereschenbach; das war Andreas von Gemünd, Amtmann zu Solleck, und sein Knecht, den hieß man den Affen. Nun hatte sich zuvor begeben, daß ich einst zu Hamelburg in die Herberge zu Herrn Neidhart und zu seinen Knechten gehen wollte, welche mehrentheils trunken waren, da war erwähnter Affe auch da, sehr voll und hatte viel Wind in der Nase, machte viel seltsame Reden und sagte: „Was will der Junker*) thun, will er auch zu uns?“ und dergleichen höhnische Worte, womit er mich aufzubringen vermeinte. Das verdroß mich in der Stille, und ich sagte zu ihm: „Was bedarf ich deiner Junkerei oder deines Gespöttes oder deiner Neckerei, wenn wir einmal im Feld zu-

*) Götz wartete damals noch auf und hatte den Titel Junker nicht zu beanspruchen.

sammenstoßen, da wollen wir sehen, wer Junker oder Knecht sei.“ Jetzt nun, da wir von Sottenberg herabzogen, dachte ich, er wird's sein und mit seinem Junker reiten. Da ritt ich auf dem nächsten Weg einen großen hohen Berg hinauf und brachte im Rennen den Pfeil auf die Armbrust und hinüber zu ihnen. Ich hatte aber noch weit bis zu ihm, da floh sein Junker dem Dorfe zu, so daß ich dachte, er mahnt die Bauern auf, aber der Knecht, der Affe, hatte auch eine Armbrust und floh ebenso wie sein Junker. Wie ich nun an ihn kam, mußte er in einem hohlen tiefen Weg dem Dorfe zu. Ich hatte noch weit bis an die Ecke, wo der Weg hineinging, ließ ihn in den hohlen Weg reiten und schoß ihn auf den Rücken. Nun hätte ich den Pfeil wol wieder auf die Armbrust bringen können, dachte aber, er wird das nicht abwarten, weil er auch einen Pfeil auf der Armbrust hat. Da ich nun keinen Menschen bei mir hatte, so ließ ich das mit der Armbrust bleiben*) und ritt ihm nach in die Höhle hinein, und da er sah, daß ich die Armbrust nicht aufgebracht hatte, wartete er meiner am Dorfthor, bis ich fast an ihn kam, da schoß er mich vorn auf den Krebs**), daß der Pfeil in Splitter ging, die mir über den Kopf hinaussprangen. Da warf ich ihm meine Armbrust an den Hals, denn ich hatte keinen Pfeil darauf, das Schwert heraus und rannte ihn zu Boden, daß sein Gaul mit der Nase auf der Erde lag. Er aber kam allemal wieder auf und schrie immer die Bauern an, sie sollten ihm helfen. Und wie ich so im Dorfe mit ihm umherrannte, stand ein Bauer da, der hatte eine Armbrust und schon den Pfeil darauf, ich auf ihn zu, ehe er zum Schuß kam, schlug ihm den Pfeil von der Armbrust, hielt bei ihm, stieß das Schwert wieder

---

*) Von zwei Armbrüsten einer Partei deckt eine die andere, indem sie den Schuß bewahrt, bis die andere gespannt hat. Der einzelne Schütze ist während des Spannens wehrlos.

**) Brustharnisch.

ein, redete mit ihm, gab ihm Bescheid und sagte: ich gehörte zu Herrn Neidhart von Thüngen und wir wären auch gut fuldaisch. Indem kam ein ganzer Haufe Bauern mit Schweinspießen, Handbeilen, Wurfbeilen, Holzbeilen und Steinen, sie umringten mich — wirfst du nicht, so hast du nicht, schlägst du nicht, so gilt es nicht — daß mir die Beile und Steine neben dem Kopf hinfuhren und mich däuchte, sie berührten mir die Pickelhaube. Endlich lief ein Bauer heran, der hatte einen Schweinspieß, auf ihn ritt ich zu, und als ich das Schwert wieder zog, schlug der Bauer und traf mich auf den Arm, daß ich dachte, er hätte mir den Arm entzwei geschlagen, und wie ich nach ihm stach, fiel er mir unter den Gaul, daß ich nicht so viel Platz hatte mich nach ihm zu bücken. In Summa, ich brach durch, aber doch lief noch ein Bauer heran, der hatte ein Holzbeil, aber dem gab ich einen Treffer, daß er daneben auf den Zaun fiel. Nun wollte mein Gaul nicht mehr laufen, denn ich hatte ihn ganz verschlagen, und mir war Angst, wie ich zum Thor hinauskommen möchte. Und wie ich demselben zueilte, war gleich wieder einer da, der wollte das Thor zuschlagen, aber ich kam doch hinaus, ehe er zuschlug, und wie ich ein wenig vor das Thor hinauskam, war auch der Affe schon wieder da, und hatte wieder einen Pfeil auf der Armbrust und vier Bauern bei sich und schrie: her! her! her! und schoß damit wieder nach mir, daß ich den Pfeil auf der Erde grellen sah. Ich demnächst wieder auf ihn los, das Schwert heraus und jagte sie alle fünf in das Dorf hinein. Da fingen die Bauern an und schlugen Sturm über mich, ich aber ritt davon, und wie ich wieder Herrn Neidhart zuzog, der gar weit draußen auf dem Felde hielt, sahen wir allenthalben nach den Bauern, aber es wollte keiner mehr zu mir kommen. Als ich fast bei Neidhart war, ritt ein Bauer daher mit dem Pfluge, dem Sturme nach, ich über ihn und fing ihn, daß er geloben und schwören mußte, mir meine Armbrust wieder herauszubringen, denn ich hatte sie nach dem Affen geworfen, als er mich,

wie vorhin gemeldet, schoß, und hatte nicht so viel Weile gehabt, daß ich sie wieder hätte langen mögen, sondern mußte sie im Wege liegen lassen. —

Um 1512. Nun will ich niemand bergen, ich hatte Willen auch denen von Nürnberg Feind zu werden, ging schon mit der Sache um und dachte: du mußt noch einen Handel mit dem Pfaffen, dem Bischof von Bamberg haben, damit die von Nürnberg auch in das Spiel gebracht werden. Ich warf also dem Bischof fünfundneunzig Kaufmänner nieder, die unter seinem Geleit zogen, und ich war so fromm, daß ich nichts aus dem Haufen nahm, als was nürnbergisch war. Der Nürnberger waren ungefähr an die dreißig, ich griff sie am Montag nach unseres Herrn Himmelfahrtstag am Morgen früh um acht oder neun Uhr an, und ritt denselben Dienstag, die Nacht und am Mittwoch darauf mit den Kaufmännern immer fort. Ich hatte meinen guten Hans von Selbitz bei mir und waren wir unser auch dreißig. Der andern Reisenden aber waren viele, die schob ich immer von mir, ein Häuflein nach dem andern, wo mich dünkte, daß ein jeder hingehörte. Und mein Reitgesell, Hans von Selbitz, wurde vierzehn Tage darauf von ohngefähr auch des Bischofs von Bamberg Feind und brannte ihm ein Schloß und eine Stadt aus mit Namen, wenn ich's recht behalten, Vilseck, sodaß das Geschäft zwei Kappen brachte. —

Damit ein jeder wisse, wie und warum ich mit denen von Nürnberg zu Krieg und Fehde gekommen bin, so ist das die Ursache. Fritz von Littwach, ein markgräflicher Diener, mit dem ich als Knabe und im Harnisch auferzogen bin, der mir auch viel Gutes gethan, der ist einst ganz in der Nähe von Onolzbach heimlich verloren gegangen, gefangen und hinweggeführt worden, daß lange Zeit niemand wußte, wo er hingekommen war oder wer ihn hinweggeführt hatte. Lange darauf warf der Markgraf einen Verräther nieder, der ihn verrathen und den Reitern, die ihn niedergeworfen hatten, alle Wahrzeichen

gegeben hatte. Da erfuhr man zuerst, wo Fritz von Littwach hingekommen wäre. Da habe ich Herrn Hans von Seckendorf, der selbiger Zeit markgräflicher Hofmeister war, als meinen Verwandten, der mir Gutes gönnte, angesprochen und gebeten, daß er mir das Bekenntniß des Verräthers verschaffte. Dadurch wurde ersichtlich, daß es Diener der von Nürnberg gethan haben sollten, auch ist anzunehmen, daß er in ihre Häuser und Frohnvesten geführt worden sei. Das ist der eine meiner Gründe gegen die von Nürnberg.

Ferner hatte ich einen Knecht gedungen mit Namen Georg von Gaislingen, der hatte mir versprochen in meinen Dienst zu treten, den haben die von Nürnberg bei seinem Junker Eustach von Lichtenstein hart verwundet und erstochen, auch seinen Junker hart verwundet, dieser aber ist am Leben geblieben. Obgleich nun viele andere den Nürnbergern wegen des Fritz von Littwach feindlich sein wollten, so habe ich doch keinen gemerkt, der der Katze die Schellen angehängt, wie man zu sagen pflegt, oder die Sache angegriffen hätte, als der arme treuherzige Götz von Berlichingen, der nahm sich beider an. Diesen Grund habe ich gegen die Nürnberger auf allen Tagen, an denen ich mit ihnen vor den Commissarien Kaiserlicher Majestät, auch vor geistlichen und weltlichen Fürsten verhandelte, stets und allerwege angezeigt und dargethan *).

Ich will nun weiter anzeigen, wie es in der nürnbergischen

---

*) Wie Götz verfährt, ist charakteristisch. Er will mit den reichen Nürnbergern in Fehde kommen, wirft ihre Kaufleute nieder und sucht nach Grund zür Fehde, ihm genügt die Vermuthung, daß die Nürnberger einen guten Kameraden in Haft hielten, gleichviel aus welcher Ursache, und die Thatsache, daß sie in einer andern Fehde einen Knecht erstochen haben, den er hatte in Dienst nehmen wollen. Von Fritz von Littwach ist nicht weiter die Rede, als Götz genöthigt wird sich mit den Nürnbergern zu vertragen. Daß Götz die Veranlassung vom Zaun gebrochen, war, wie aus dem Folgenden ersichtlich wird, selbst damals auffallend.

Fehde mir und meinen Verwandten gegangen ist. **In summa summarum**, das Reich verordnete vierhundert Pferde gegen mich, worunter Grafen und Herren, Ritter und Knechte waren, — ihre Fehdebriefe sind noch vorhanden, — und kam ich und mein Bruder in die Acht und Aberacht, und in etlichen Städten schossen die Pfaffen und Mönche auf der Kanzel mit Lichtern nach mir und erlaubten mich den Vögeln in den Lüften, die soll- ten mich fressen, und ward uns alles genommen, was wir hat- ten, so daß wir nicht einen Schuh breit mehr behielten. Da galt kein Feiern, wir mußten uns verbergen, und dennoch that ich meinen Feinden ziemlichen Schaden, an Gütern und sonst, so daß sich Kaiserliche Majestät etlichemal dazwischen gelegt und ihre Commissarien verordnet hat, die zwischen uns handeln und alle Sachen richten und vertragen sollten; dadurch hat mir Kai- serliche Majestät viele Anschläge verhindert und um mehr als zweihunderttausend Gulden Schaden gethan, denn ich wollte damals Gold und Geld von den Nürnbergern mir zu Wege ge- bracht haben. — Und wollte ich damals den von Nürnberg wol all ihr Kriegsvolk, auch den Bürgermeister selbst, der eine große goldene Kette am Halse hängen hatte und einen Streitkolben in der Hand hielt, auch alle ihre Reisigen und ein Fähnlein Knechte mit Gottes Hilfe geschlagen, gefangen und niedergeworfen haben, als sie gegen Hohenkrähen zogen, ich war auch schon zu Roß und Fuß dazu geschickt und gefaßt, so daß es nicht anders als gewiß war, daß ich sie ganz in meine Hände bekam. Da hatte ich aber gute Herrn und Freunde, deren Rath bat ich, ob ich Kaiserlicher Majestät zu Ehren den von demselben angesetz- ten Tag besuchen, oder ob ich meinen Anschlag ins Werk setzen sollte. Da war nun ihr treuer Rath, ich sollte der Kaiserlichen Majestät zu Ehren den Tag besuchen. Ihnen folgte ich zu mei- nem großen, merklichen Schaden. —

Ich wußte, wann die frankfurter Messe war, da zogen die von Nürnberg aus Würzburg heraus zu Fuß gen Frankfurt dem

Spessart zu. Die Kundschaft war gemacht und ich warf fünf oder sechs von ihnen nieder, darunter war ein Kaufmann, den ich zum drittenmal und in einem halben Jahre zweimal gefangen und einmal an Gütern beschädigt hatte, die andern waren eitel Ballenbinder zu Nürnberg. Ich stellte mich, als wollte ich ihnen allen die Köpfe und Hände abhauen, aber es war mein Ernst nicht, und sie mußten niederknieen und die Hände auf die Stöcke legen, da trat ich etwa einem mit dem Fuß auf den Hintern und gab dem andern eines ans Ohr, das war meine Strafe gegen sie, und ließ sie so wieder von mir fortziehn. Und der Kaufmann, den ich so oft niedergeworfen hatte, machte das Kreuz vor sich und sagte: „ich hätte mich eher des Himmels Einfall versehn, als daß ihr mich heut niederwerfen würdet. Denn erst vor wenig Tagen haben unser an hundert Kaufleute zu Nürnberg auf dem Markte gestanden, da ist auf euch die Rede gekommen und ich habe gute Kundschaft gehabt, daß ihr eben erst in dem Walde, dem Hagenschieß, gewesen seid und dort Güter angreifen und niederwerfen wolltet.“ Und ich selbst habe mich gewundert, daß in so kurzer Zeit das Geschrei von meinem Hin- und Herreiten hinauf gen Nürnberg gekommen ist. — Bald darauf hat sich die Kaiserliche Majestät in die Sache geschlagen und dieselbe zu Würzburg verglichen und aufgehoben.“ — So weit Götz.

Schärtlin von Burtenbach.

Sebastian Schärtlin gehört für seine Person nicht ganz in die Reihe. Er ist nicht von adlicher Herkunft und hat die Ritterwürde seinen militärischen Talenten zu danken. Im Jahre 1498 geboren, machte er seine Schule unter Fronsperg, und war von 1518 bis 1557 fast in allen deutschen Kriegshändeln thätig, im Dienste des Kaisers, der Stadt Augsburg, eine Zeit lang auch im Solde Frankreichs, als er wegen seiner Theilnahme am schmalkaldischen Kriege gezwungen wurde Deutschland zu

verlassen. Er hat mehr als einmal große Heere befehligt, und stand als entschlossener, vielerfahrener Feldhauptmann in allgemeinem Ansehn. Zu Götz ist er interessantes Gegenbild. Jener der adliche Reiter, dieser der bürgerliche Landsknechtführer, Götz der gemüthliche Speergesell, Schärtlin der praktische Geschäftsmann. Beide haben ein Leben voll von Abenteuern, nicht frei von unverantwortlichen Thaten geführt; beide sind im hohen Greisenalter gestorben; aber Götz versplitterte Zeit und Gut in Raubzügen und Reiterhändeln, Schärtlin half die Geschicke Deutschlands entscheiden. Götz verstand so wenig seine Zeit und seinen Vortheil, daß er, der Aristokrat, sich zum Strohmann der demokratischen Bauern gebrauchen ließ, Schärtlin verstand seine Zeit so gut, daß er nach dem unglücklichen schmalkaldischen Kriege als reicher Mann in die Schweiz abzog und wenige Jahre darauf wieder siegreich in alle Ehren eingesetzt wurde. Götz hatte sein Lebelang ein starkes Gelüst nach Kaufmannsgold und hat doch aus allen seinen kecken Raubzügen schwerlich viel in seiner Truhe erhalten, Schärtlin machte sich Geld in allen Campagnen, kaufte ein Gut nach dem andern und wußte seine Dienste so hoch als möglich zu verwerthen. Beide erwiesen Charakter und Parteitreue, beide waren Kriegsleute von Ehre im Sinne ihrer Zeit, und beide hatten für unser Urtheil ein zu weites Reitergewissen. Aber Götz, über dessen Mangel an Einsicht wir zuweilen lächeln, ist vorzugsweise beutelustig und doch in seiner Art peinlich gewissenhaft, Schärtlin überall der kluge, speculirende, zuweilen großartige Egoist. Alle guten Eigenschaften des absterbenden Ritterthums sind in der einfachen Seele des Besitzers von Hornburg vereint, der Herr von Burtenbach dagegen ist in seinem Wesen durchaus Sohn der neuen Zeit: Soldat, Händler, Diplomat. Beide waren im Jahre 1544 bei dem kaiserlichen Heere, welches in Frankreich einfiel, Schärtlin in voller Manneskraft als einer der Feldhauptleute, Götz als grauer Reiter mit einem kleinen

Haufen gesammelter Knechte; Schärtlin wurde noch in demselben Jahre kaiserlicher Großmarschall und Generalcapitän und machte sich siebentausend Gulden, Götz ritt allein, krank an der Ruhr, hinter den heimkehrenden Heerhaufen nach seinem Schlosse zurück. Beide haben uns mit fester Kriegerhand ihr Leben geschrieben, am wenigsten geschickt und geordnet Götz, und doch wird man seine Biographie mit größerer menschlicher Theilnahme lesen als die des Schärtlin; denn Götzens Freude ist, seine Reiterabenteuer zu erzählen, wie man beim Glase Wein, unter guten Gesellen Erinnerungen aus alter Zeit lebendig macht; Schärtlin berichtet verständlich in chronologischer Ordnung, und gönnt dem Leser manchen trockenen aber lehrreichen Bericht über politische Actionen, aber von seinen persönlichen Verhältnissen erzählt er am liebsten den Betrag seines Gewinnes und ärgerliche Händel mit seinen Gutsnachbarn.

Diese Händel nun, wie einförmig sie verlaufen, dürfen hier das größte Interesse beanspruchen. Denn grade an ihnen wird deutlich, wie sehr sich seit dem Anfange des Jahrhunderts das Treiben des Landadels geändert hat. Noch immer lodert wie in des Berlichingers Jugend, die Fehdelust in den begehrlichen Seelen auf, noch immer ist rohe Gewaltthat häufig und zahlreich werden Duodezkriege vorbereitet; aber das alte Selbstgefühl ist gebrochen, drohend schwebt das Gespenst des Landfriedens und Kammergerichts über den Hadernden, schnell mischen sich Nachbarn und gute Freunde ein und dem kaiserlichen Mandat, wie dem Willen des Landesfürsten trotzt auch der Wilde selten ungestraft. An die Stelle offener Fehde treten plötzliche Ueberfälle, hinterlistige Streiche, statt der Armbrust und des Schwertes gebrauchen die Gegner andere nicht weniger schneidende Waffen, Verläumdung, Bestechung und Intriguen. Auch in den früheren Jahrhunderten hatte man Spottlieder bezahlt und gern gehört, und die fahrenden Sänger hatten sich dadurch gefürchtet gemacht, daß sie einem kargen Wirth an hundert

Herdfeuern Böses nachsangen. Seit dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts aber rief das große Interesse an Flugschriften außer zahllosen Gelegenheitsliedern auch längere Gedichte, die zum Lesen geschrieben waren, hervor. Und der kleinste Briefmaler oder Buchdrucker, jeder Buchbinder, der nach damaligem Brauch den Vertrieb kleiner Drucksachen besorgte, vermochte für wenig Geld den Feind seines Gönners um so mehr zu kränken, je bekannter der Name des Abgesungenen war.

Schärtlin erzählt selbst:

„Anno 1557. In diesem Jahre habe ich, Sebastian Schärtlin, die Herrschaft Hohenburg sammt Bissingen*) und Hohenstein von einem böhmischen Herrn, Woldemar von Lobkowitz, und von Hans Stein um zweiundfünzigtausend Gulden erkauft, und in Beisein meines Sohnes, meines Tochtermanns und vieler andern vom Adel am St. Matthäustag eingenommen und von den Unterthanen zu Bissingen auf dem Markt die Huldigung empfangen. Denselben Sommer habe ich das Schloß Hohenstein wieder erneuert und so ausbessern lassen, daß man es bewohnen konnte. Um St. Michaelistag ist mein Sohn mit Weib und Kindern dorthin gezogen, hat dort zu hausen angefangen und hat rohe und gebrannte Steine, Holz und Kalk zum Bau des Schlosses Bissingen zugerüstet und im Winter den Brunnen zurichten lassen. Dazu haben mir die benachbarten Prälaten schöne eichene Hölzer gegeben, und mit ihren und der Stadt Donauwörth Rossen, auch mit allen benachbarten Bauern sind die Fuhren gethan.

Anno 1560, den 18. September hat mir Graf Ludwig von Oettingen meinen Bauer von dem Reutmannshof gefangen nach seinem Amte Harburg führen lassen, wo der Bauer weder zu

*) Hohenburg und Bissingen lagen im Territorium Oettingen. Die Grafen von Oettingen beanspruchten die Oberlehnshoheit über diese Güter.

beißen noch zu brechen hatte, weil er und seine Söhne sich gegen etliche öttingische Bauern, die ihm ein Gatter aufgemacht und mit Gewalt über sein Land gefahren sind, gewehrt und einen Zank mit denselben angefangen, doch niemanden verwundet hat. Und am Montag darauf ist der Graf mit fünfhundert Bauern und fünfzig Pferden mit gewaltthätiger Hand in mein Holz gefallen, wo er doch keine obrigkeitlichen Rechte hatte, hat meine Eicheln abschütteln lassen, und hat mit Weibern und Kindern und Wagen das Meine, ohne mich zu warnen, ohne mir aufzusagen, mit Gewalt hinweggeführt. Als ich nun am selbigen Tag zu Bissingen ankam und solches alles erfuhr, bin ich und meine beiden Söhne, mit unserm Vetter Ludwig Schärtlin und Hans Rumpolt von Elrichshausen zweiunddreißig Pferde stark in seine Grafschaft gezogen, und haben einen Bauer dicht am Schloß zu Harburg und zwei seiner Unterthanen von Korbach dagegen gefangen und nach Bissingen in das Schloß geführt. Und weil seine Reiter und Schützen nach ihrem Einfall nahe an Bissingen mit Abschießen und großem Prangen bei der Nase vorübergezogen sind, so bin ich, um das auszugleichen, mit gemeldeten Reitern auf Harburg zugeritten, den Gegner zu einem Scharmützel zu bewegen, aber niemand wollte zu uns heraus. Doch zuletzt schossen sie mit Doppelhaken auf uns. Der Graf ritt am Donnerstag darauf nach Stuttgart zu einem Schießen, und da er wol voraus wußte, daß ich ihm nicht nachgeben würde, hat er mich bei Seiner Fürstlichen Gnaden, dem Kurfürsten und Pfalzgrafen, andern Grafen, Herren und Adel übel ausgeschrieen, und sich unterstanden mir dadurch Ungnade und Ungunst aufzulegen. Insbesondere Herzog Christoph zu Würtemberg, der mir sonst zu Gnaden gewogen gewesen, hat mir dies Jahr hundert Gulden Gnadengeld, die er mir gab, unerwartet aufgekündigt. Der Graf hat auch seinen Bruder, den Grafen Friedrich so auf mich gehetzt, daß auch dieser später sich mit thätlicher Hand gegen mich erhob. — Darauf haben sich beide

Grafen zu Roß und Fuß verstärkt, wogegen auch wir hundert gute kriegserfahrene Schützen in das Schloß Bissingen brachten, und der Zulauf von Kriegsvolk wurde auf beiden Seiten groß. Und es haben die Grafen mich und die Meinigen schmählich mit Liedern und andern Gedichten, mit Sprüchen und Schriften unter das Volk gebracht, auch vor die Kaiserliche Majestät, vor Kur- und andere Fürsten, Grafen und Herren. Haben mich einen Aufrührer und friedlosen Landfriedensbrecher gescholten, mich auch für ihren Incola, Landsassen und Unterthan, auch Lehnsmann, der ihnen doppelt verpflichtet sei und seine Amtspflicht vergessen habe, allenthalben mit Lügen ausgegeben, in der Hoffnung, mich und die Meinigen durch Unwahrheit so zu verdämpfen. Während ich mich nun eines großen Auflaufs und Ueberzugs versehen mußte, haben sich der Pfalzgraf Herzog Wolfgang und Herzog Albrecht zu Baiern, als die nächsten Fürsten, darein gelegt, haben beiden Theilen geschrieben Friede zu halten, und sich erboten mit Herzog Christoph gütlich darin zu verhandeln, doch so, daß man beiderseits die Gefangenen frei und das geworbene Kriegsvolk laufen lasse. Das bewilligte ich, doch weil Graf Ludwig von Oettingen, genannt Igel, allen Unrath angefangen, forderte ich, daß er's zuerst thun solle. Aber der Graf hat die Leute nicht frei lassen wollen, sondern hat den Ratzebauer, der allein mein Unterthan ist und zu Oettingen weder gelobt noch geschworen hatte, vor das Malefizgericht gestellt. Und in Ewigkeit wird nicht bewiesen werden, daß ich und die Meinen jenem durch den Kauf mit Recht unterthan geworden sind, sondern wir haben Hohenburg und Bissingen sammt Zubehör als ein freies Gut und als eine Herrschaft, die unlehnbar ist und das Halsgericht hat, erkauft. Dennoch haben uns die Fürsten nicht zusammenlassen wollen, haben uns beide vielfältig ermahnt Friede zu halten, darauf habe ich mein geworben Kriegsvolk beurlaubt und bei dieser Tragödie recht wohl gemerkt, daß Herzog Wolfgang, der

zuvor mein gnädiger Herr war, mir auch abgefallen und feindselig geworden ist. Aber ungeachtet aller fürstlichen Unterhandlungen ist Graf Ludwig doch an einem Abende mit vielen Pferden und etlichen hundert Bauern gegen das Schloß Bissingen gerückt, hat mit unsern Reitern, von denen etliche im Felde waren und etliche herauskamen, ein Scharmützel angefangen, bei welchem keiner viel Schaden empfing. Da die Feinde nichts schaffen konnten, sind sie wieder mit Spott abgezogen.

Dies alles hab ich beim Kammergericht angebracht und Graf Ludwig's mir zugefügte verbrecherische Handlungen geklagt, und habe so gehofft, wie mir auch gelungen, ich wollte diese Sache im Wege Rechtens durchführen, besonders weil sich die Fürsten parteiisch zeigten*). Unterdeß hat Graf Igel mich allenthalben jämmerlich mit gedruckten Schriften und schmählichen Liedern verstänkert und im Beisein der Grafen von Mansfeld meinem Sohne Hans Bastian auf seinem Wappenschild über dem Wirthshaus den Zusatz „Herr von Bissingen" ausgethan, den doch nicht mein Sohn selbst, sondern der Wirth hinzugefügt; und Graf Friedrich hat zu Buchenhofen auf der Kirchweih öffentlich seinen Vogt ausrufen lassen, wenn ein Schärtlinscher hinzukomme, solle jeder auf ihn schlagen.

Anno 1561 in der Fasten ist Graf Lothar zu Oettingen nach Augsburg gekommen, hat mir viel Gutes sagen lassen, ihm sei leid sammt seinen andern Brüdern, daß Graf Ludwig so unschicklich gegen mich handle. Auch ließ er mir klagen, da der Bruder ihm nicht sein Heirathgut, auch keine Residenz geben

*) Die Fürsten waren auf Seiten ihres Standesgenossen, dessen Geschlecht, wie bekannt, dem hohen Adel angehörte. Ihr Kampf für die Oberhoheit über adliche Güter hat im sechzehnten Jahrhundert viele Schlachtfelder, und Schärtlin erschien ihnen besonders anspruchsvoll, da sein Geburtsadel sehr zweifelhaft war. Wer in dem letzten Grunde des Streites, von dem wir auch aus andern Quellen wissen, das bessere Recht hatte, ist hier gleichgiltig.

wolle, so wolle und müsse er feindlich gegen ihn handeln und lasse mich bitten, ihm einen Reiterdienst zu thun. Darauf bedankte ich mich für sein Mitgefühl und beklagte ihn, daß es ihm auch nicht nach Willen ginge, ließ ihm aber dabei sagen, ich stände zu seinem Bruder auf gebotenem Frieden und hinge mit ihm am Kammergericht, ich steckte auch meine Füße nicht gern zwischen Thür und Angel; wenn er aber sonst Reiterarbeit hätte und mir's berichtete, wollte ich ihm Knecht, Pferd und Harnisch nicht versagen.

Am heiligen Himmelfahrtstage pflegt man jährlich zu Bissingen hinterm Schloß einen Jahrmarkt und Tanz zu halten, auch zu schießen, wobei mein Sohn Hans Bastian in diesem Jahr selbst war und Gesellschaft leistete. Da haben beide Grafen, Ludwig und Friedrich, den Vogt von Unterbissingen sammt einem andern reisigen Knecht gerüstet mit fünf Hakenschützen auf den Platz geschickt. Sie haben sich dort aufgestellt und den Platz halten wollen. Die hat mein Sohn angeredet, was sie sich so bewaffnet aufstellten? Dem hat der Vogt geantwortet, seine Herren hätten ihn diesen Platz zu halten daher geschickt, und die hohe Obrigkeit gehöre dem Grafen von Oettingen zu. Dem hat mein Sohn widersprochen. Die Eltern der Grafen hätten sie verkauft und sie gehörte mir zu, sie sollten sich hinwegmachen. Darauf ist der Vogt mit den Worten weggeritten, er wollte bald in anderer Gestalt wiederkommen, und alsbald haben sich vom Fußsteig her Reiter und Fußvolk sehen lassen, worauf mein Sohn etliche Diener und Unterthanen ins Schloß und auf den Kirchthurm schickte, den Feind zu erwarten. Plötzlich sind die Gräflichen ungefähr mit vierzig Pferden und dreihundert zu Fuß spornstreichs daher geritten und gelaufen, haben in meinen Sohn, meinen Vetter Ludwig, in die Schützen und Unterthanen gestochen und geschossen, sind auch vom Platz bis zu den Schranken des Marktes gedrungen und haben das Thor mit Uebermacht geschlossen. Dagegen hat mein Sohn sich sammt

den Seinen zur Wehre gestellt, auch so gut er vermochte auf sie geschossen, aus der Hand und vom Schloß und von den Thürmen, hat dabei dem Grafen zwei Pferde erschossen und zwei Mann verwundet, einen in den Leib, den andern in den Schenkel, hat sich so ihrer erwehrt und sie wieder in die Flucht getrieben. Aber ihm und den Seinen ist nichts widerfahren, Gott Lob! Als aber mein Sohn mit den Seinen wieder in das Schloß zog, zur Nacht aß und nichts mehr besorgte, zogen sie um sechs Uhr wieder heran, und Graf Lothar, der ehrbare Mann, der mir vorher viel Gutes hatte sagen lassen, that mit vier starken Büchsen auf Rädern bis an dreißig Schüsse in das Schloß und zerschoß wol zwölf Ziegeln. Um neun Uhr zogen sie wieder ab nach Unterbissingen, verstärkten sich die Nacht und kamen beide Grafen mit Geschütz und Leuten am Morgen wieder. Da mein Sohn und mein Vetter Ludwig nichts Weiteres besorgt hatten, waren sie am Morgen früh zu mir geritten; deshalb ging der Burgermeister und etliche vom Rath zu den Feinden hinaus und frugen sie, was sie damit beabsichtigten, es sei niemand im Schloß, als die Frau mit den Kindern, auch stünden die Herrschaften im Rechtsstreit und kaiserlichen Frieden. Darauf antwortete der Beamte von Harburg, sie seien gestern und auch noch heut nur in guter, freundlicher Meinung hergekommen, ihrer Herren oberste Rechte zu suchen, man habe aber auf sie geschossen und ihnen großen Schaden gethan. Sie wollten auch heut den Platz besetzen, wenn man aber auf sie schösse, solle man sehn, was sie dagegen thun würden. Darauf antworteten die von Bissingen: sie wären arme Leute, man möchte thun, was zu verantworten sei. Darauf zogen abermals die Gräflichen, zweihundert Mann stark, wieder mit vier Büchsen und einer Trommel auf den Platz, thaten etliche Tänze, tranken und jeder nahm ein Laub von der Linde. Mit solchem Trutz und Schießen zogen sie ab und hatten einen Hinterhalt von zweitausend Mann. — Das hab ich der Kaiser=

lichen Majestät und darauf beim Kammergericht angezeigt und geklagt, darauf sind beiden Theilen Mandate gekommen, bei Ungnade und Strafe der Acht de non ulterius offendendo, solle man sich nicht weiter beleidigen, und eine Citation, zum 20. August beim Kammergericht zu erscheinen, welches alles den Grafen insinuirt wurde, worauf beide Grafen unschicklich antworteten, es sei alles erlogen. Ich habe aber außerdem wegen Injurien protestirt.

Aus oben erzählten Gründen und weil das feindselige Wesen kein Ende nahm, auch weder Gericht noch Recht helfen konnte, habe ich nothgedrungen, um meiner Ehre willen, zur Abwehr der Belästigungen vermeldeter beider Grafen, ein Ausschreiben an die Römische Kaiserliche Majestät, an Kur- und Fürsten, Grafen, Herren, Städte und Stände des heiligen Reiches, auch an die fünf Viertel des Adels und gemeiner Ritterschaft gesendet, habe auch den Ständen des landsbergischen Vereins mündlichen Bericht abgestattet, sie und ihren Oberhauptmann, meinen gnädigen Herrn zu Baiern, dem ich als Stellvertreter bestellt bin, ferner die Stadt Augsburg, deren Diener ich bin, von der ganzen Handlung wohl informirt, und sie allesammt insbesondere um Rath, Hilfe oder Beistand gebeten. Diese haben ein drohendes Schreiben an die Grafen gerichtet, sie ermahnt, mich und die Meinen bei Frieden und Recht zu lassen, mit dem Zusatz, wenn dieses nicht geschehe, würden sie mich nicht verlassen. Mir aber haben sie gerathen, nichts als das Recht anzuwenden. Und weil so viele schändliche Lieder und Sprüche über mich ausgegangen sind, hat einer, dem ich vielleicht Gutes gethan, auch einen schönen Pasquillus und Lied von gemeldetem Grafen Igel von Harburg gemacht, und hat ihn ziemlich wohl angebunden.

Am 3ten October ist Igel fünfzehnhundert Mann stark zu Fuß und zu Roß, darunter etliche Landsknechte, sammt fünf Stück grobem Geschütz gegen meinen Vetter Ludwig zu Oberringingen

gezogen, hat ihm etliche vom Adel hingeschickt und hat ihn auffordern lassen, sein Haus zu übergeben. Ludwig Schärtlin aber hatte, wie ihm zwei Tage vorher von mir befohlen worden, drei Landsknechte und von meinem Sohn zu Bissingen etliche Doppelhaken, Handgeschütze, Pulver und Blei zu sich hereingenommen. So wollte er den Sturm abwarten, da er von mir väterlichen Ersatz bei ritterlicher Treue und Glauben hoffte. Er ist selbst zu denen vom Adel hinausgegangen und hat ihnen mit drohenden Worten geantwortet, wenn Graf Igel freundlich und nachbarlich zu ihm käme, wie seine Brüder wol gethan, so wolle er seinen sauern Wein mit ihnen theilen, aber dergestalt könne er sein Haus nicht öffnen. Er habe ein Haus für sich selbst und nicht für den Grafen von Oettingen, und der Graf werde einen Kriegsmann darin finden. Jeder Theil zog sich hinter seine Deckung, der Graf aber schanzte sich in den Vorhof ein, schoß ihm die Zinnen von den Thürmen, alle Fenster, Dächer und Essen und zwei Personen. Ludwig Schärtlin dagegen wehrte sich tapfer, erschoß dem Grafen einen Büchsenmeister und noch eine Person, schädigte auch sonst viele vom Kriegsvolk, von denen etliche später starben. So haben sie es vom Morgen sieben Uhr bis zu sechs Uhr in die Nacht feindlich gegeneinander getrieben. In der Nacht hat Ludwig dem Grafen Lärmen und große Unruhe gemacht, sich auch unterdeß befestigt und am Morgen wieder nach seiner Zusage tapfer gewehrt. Aber als ich, Sebastian Schärtlin, Ritter, solches erfuhr, habe ich eilends vierhundert Knechte, darunter gute Schützen aus Augsburg, nach dem Rath Herzog Albrecht's von Baiern vorlaufen lassen, habe sie mit Pulver, Blei, Fußeisen und gutem Kriegsgeräth auf Bissingen geschickt. Ich habe sechsundzwanzigtausend Gulden zusammengerafft, Sturmhüte, Pulver und Blei besorgt, aus der Stadt Memmingen etliche Wägen und Geschütz, einen großen Haufen Landsknechte, auch Reiter, so viel ich von den Nachbarn erhielt, alles zum 4ten nach Burtenbach beschieden, und ich selbst kam Abends

dahin, als ich alles in Bewegung gesetzt hatte. In derselben Nacht sind Graf Wolf und Graf Lothar von Oettingen in Person freundlich zu mir nach Burtenbach gekommen, haben mir geklagt, daß auch ihnen ihr Bruder Graf Ludwig von ihrem väterlichen Erbtheil nichts geben wolle, und haben mich gebeten mich mit ihnen zu verbinden. So wurde zwischen uns ein geschriebener, besiegelter Vertrag gemacht, daß die beiden Grafen ihren Bruder Friedrich mit seinem Geschütz auch auf unsere Seite bringen und ihre Macht zu Fuß und Roß vereinigen sollten, ich aber wollte fünftausend Knechte oder andere Reiter aufbringen und die Kosten des Krieges auslegen. Doch wenn ich die jungen Grafen zu ihrem väterlichen Erbtheil brächte, sollten sie zwei Drittel und ich ein Drittel von den Kriegskosten bezahlen. Wir hofften, Graf Igel sollte vor Oberringingen verharren und im Fall er es eroberte, vor Bissingen ziehn meinen Sohn zu belagern, der Graf aber hat sich am Morgen des 4ten October erhoben und ist schändlich wieder abgezogen, nachdem er meinem Vetter den Vorhof und das ganze Dorf verwüstet, zerschlagen, geplündert und alles, Weiber und Kinder, genommen, gestohlen, geraubt, weggeführt und getrieben. Doch fehlte wenig, daß mein Vetter ihm das eine Geschütz abgenommen hätte.— — Aber als der Graf Igel vernommen, daß seine eigenen Brüder und ich uns verglichen hatten — Graf Friedrich ausgenommen, der nicht mit ihm und nicht wider ihn handeln wollte — ist er aus dem Lande geflohn und zum Pfalzgrafen Herzog Wolfgang und dann zu Herzog Christoph von Würtemberg geritten, hat große Sachen gelogen und vorgegeben, daß ich mit Hilfe Kaiserl. Majestät, Baierns, Augsburgs und des landsbergischen Vereins ihn von Land und Leuten vertreiben wollte.

Dazwischen habe ich mich verstärkt und wollte in zwei Tagen ausziehen, und zu Fuß und zu Roß siebentausend Mann stark über die Donau kommen. Als aber die beiden Fürsten, Pfalz und Würtemberg, wol erkennen konnten, daß der Graf

vertrieben und ein Gast in seinem Lande werden würde (denn schon hatten seine Räthe und ganze Landschaft alles Uebrige weggebracht und Vieh, Getreide und Habe nach Nördlingen, Donauwörth und in alle umliegenden Städte geflüchtet), da sind sie beiderseits ausgezogen, der Herzog von Würtemberg persönlich mit seinen Reitern und etlichem Geschütz, im Willen mich nicht über die Donau zu lassen, oder sich mit mir zu schlagen. Doch hat Pfalz vorher hoch in mich gedrungen, ich solle von den Waffen ablassen, Seine Fürstliche Gnaden könnte mir diesen Zug nicht gestatten. Mir haben auch die Kaiserliche Majestät und der schwäbische Kreisoberst Frieden geboten, dazu haben Baiern und die Stadt Augsburg mich vielfältig und höchlich abgemahnt und sich allerwege erboten, diese Sache im Vertrage zu schlichten. So hab ich mit Verlust von viertausend Gulden trotz meiner Beraubung und meines Vetters Gefahren diesmal einstecken, Friede halten, eine gütige Vereinigung und einen Tag zu Donauwörth einräumen müssen. Vierzehn Tage ist dort verhandelt worden und von beiden Fürsten, von bairischen und pfälzischen Räthen damit geendet worden, wir sollten beiderseits Frieden halten, und da zwischen uns kein Friede zu hoffen, sei kein besserer Weg, als daß ich das Gut dem Grafen verkaufe. Das wollte ich mit nichten thun und mit dem Grafen nichts zu thun haben. Doch zuletzt habe ich mich laut der gemachten Abrede darein ergeben, beide Fürsten unterthänigst zu ehren, die Herrschaft Hohenburg und Bissingen gegen baare Bezahlung von zweiundsechzigtausend Gulden zu verlassen, doch davon nicht eher abzuziehen, bis ich friedlich und sicher bis auf den letzten Pfennig bezahlt sei.“ —

So weit Schärtlin. Es ist trotz seiner Klagen über Verluste anzunehmen, daß der Verkauf für ihn wenigstens pecuniär vortheilhaft war, sicher aber ist, daß seine Händel mit dem Grafen deßhalb nicht aufhörten. Noch Jahre lang verklagten

sich die beiden Nachbarn beim Kammergericht und beim Kaiser, und dazwischen übten sie immer wieder Gewaltthat in Angriff und Vertheidigung. Zuletzt mußten die Gegner vor dem Kaiser einander die Hand reichen.

Hans von Schweinichen.

Um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts wurden die Gewaltthaten der adlichen Gutsbesitzer anspruchloser und seltener. Der größte Theil von ihnen verwandelte sich in friedliche Landjunker, die fähigern und ärmern suchten Unterkommen an den zahlreichen Höfen. In der Jugend des Götz war jeder Landjunker ein Kriegsmann gewesen, denn er war ein Reiter, und die Stechkunst des Ritterthums galt immer noch als vornehme Kriegsarbeit. Aber schon damals war die große Umwandlung vollzogen, welche das Fußvolk zum Kern der neuen Heere machte, schon galt ein erfahrener Landsknecht, der Einfluß auf seine Kameraden hatte, oder ein bürgerlicher Büchsenmeister, der eine Kartaune gut zu richten verstand, dem Kriegsherrn in Wirklichkeit zuweilen mehr als ein Dutzend zugerittener Junker mit ihren Knechten. Diese Veränderung des kriegerischen Werthes bewirkte fast ebensosehr als die Reformation Hebung des Adels. Allerdings auf einem Seitenpfade. Der große Territorialherr hatte nicht mehr nöthig um den guten Willen seiner Junker zu werben und ihrer Räuberei durch die Finger zu sehen, er vermochte, wenn ihm Geldtruhe und Credit nicht völlig erschöpft waren, durch ein Ausschreiben, einen Musterplatz und zwei Trommelschlägel vor den Herbergen seines bestallten Obersten einen Söldnerhaufen zu werben, der ihm im Nothfall die Junker seines eigenen Landes zu Paaren trieb. Der Fürst wurde unabhängig von den Waffen des Landadels und dadurch in neuem Sinne seines Adels Herr. Für den Junker kamen neue Wege sein Glück zu machen, Geschmeidigkeit gegen Höhere, das Hauptmanns- oder Oberstenpatent eines

größeren Herrn, oder eine Stelle als Jagdjunker und Hofdiener. Dieser Uebergang wurde ihm nicht leicht. Es war charakteristisch für die Verwilderung des kleinen Adels, daß um das Jahr 1530 die Hofämter, welche einige administrative Gewandtheit forderten, wie des Hofmeisters, dessen Thätigkeit an unseren Höfen der Hofmarschall versieht, gar nicht überall mit Adlichen zu besetzen waren*). Und noch lange nachher im siebzehnten Jahrhundert wurden höhere Staatsstellen, welche Kenntniß und Geschäftsgewandtheit verlangten, sogar wichtige Gesandtenposten, vorzugsweise mit Nichtadlichen besetzt, und in einer Zeit, welche nur den Adel für Hofämter befähigt hielt, waren die Fürsten häufig genöthigt, den Sohn eines Handwerkers oder Dorfpfarrers mit dem Abglanz der Souveränitätsrechte zu umgeben und den adlichen Hofmann zu seinem untergebenen Reisebegleiter zu machen.

Auch die Zucht des Hauses wollte dem Landadel nicht sogleich gedeihen. Das alte Selbstgefühl höherer Wehrkraft war verloren, aber das Bedürfniß der Aufregung war geblieben. Immer waren die Deutschen starke Trinker gewesen, jetzt blieb die rohe Völlerei, besonders in den Landschaften, welche nicht selbst Wein bauten, das herrschende Laster. Zerrüttete Vermögensumstände, massenhafte Schulden und unerträgliche Processe störten vielen vom Landadel die nüchternen Stunden des Tages.

Aber die Besseren begriffen doch allmälig ihren Vortheil. Größer wurde die Zahl ihrer Söhne, welche die Universitäten besuchten. Die Wahrheit zu sagen, sie standen dort in üblem Ruf. Trotz ihrer Privilegien, der adlichen Kleidung und besonderer Sitze in den Auditorien, und trotz dem Eifer der Univer-

---

*) Die Polizey-Ordnung Tit. 14 §. 2 u. Tit. 15 §. 3 des Reichstags von Augsburg im J. 1530 gab diesen nichtadlichen Hofchargen das Recht, sich gleich denen vom Adel zu tragen.

sitäten ihnen für ritterliche Uebungen: Fechten, Tanzen, Reiten und Fahnenschwenken eigene Lehrer zu halten, war eine gewöhnliche Klage, daß sie sich in die Gesetze durchaus nicht fügen wollten und ihre Zeit allzu lüderlich verbrachten. Dennoch kam der volle Segen dieser Bildung manchem von ihnen zu gute. Um das Ende des sechzehnten Jahrhunderts sitzen in allen Landschaften einzelne Gutsbesitzer, welche lateinisch verstehen, sich eine Bibliothek einrichten, im Nothfall ein lateinisches Distichon verfertigen und einen politischen Discurs, sowie eine wohlgesetzte Rede an den Landesherrn zu halten wissen.

Im ganzen Mittelalter hatte man Reisen für das beste Erziehungsmittel eines Deutschen gehalten. Dieser Zug nach der Ferne wurde größer. Mit guten Empfehlungsbriefen fremde Höfe besuchen, Frankreich und Italien durchreiten, und sich dabei mit fremder Sprache und Sitte befreunden, wurde seit dem Schmalkaldischen Kriege allgemein. Ja noch weiter gingen die Reisen, auch protestantische Junker besuchten wie die Kaufleute aus Nürnberg und Augsburg, die griechischen Inseln und das heilige Land. Und wenn sie heimgekehrt von ihren Fahrten gut zu erzählen wußten, gab ihnen das in ihrer Landschaft und bei Hofe ein hohes Ansehen, und die Fürsten waren bemüht, derlei wohlbewanderte Männer in ihren Dienst zu ziehen. So war ein Schlieben, im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts brandenburgischer Diener, als Johanniter zweimal in Jerusalem und einmal als Gesandter in Aegypten gewesen, er galt dafür, fast alle Königreiche und Völker Europas betrachtet zu haben. Gern wurden die Erlebnisse solcher Reisen aufgezeichnet, mehre dieser Arbeiten sind uns erhalten, einige gedruckt, und sie verdienen Erwähnung, weil sie den ersten Antheil darstellen, welchen der Adel seit der Hohenstaufenzeit an deutscher Literatur nahm. Seit dem letzten Drittel des Jahrhunderts ist die Abhängigkeit des Adels von den Höfen in fast ganz Deutschland entschieden. Auch der wohlhabende Gutsherr von Selbstgefühl

läßt sich gern bei rittermäßigen Geschäften seines Landesherrn oder eines Nachbars von hohem Adel gebrauchen und schmückt sich mit einem Hoftitel.

Das Aussehen der Fürstenhöfe hat sich in diesen Jahren gegen Luthers Zeit sehr verändert. Mit der wilden Unruhe und den Lastern des Mittelalters scheint den Fürsten auch der Unternehmungsgeist und politische Sinn geschwunden, zumeist bei den Protestanten. Die lateinische Schule und theologische Zucht gab den Landesherren, während sie ihr Pflichtgefühl steigerte und größere Ordnung in Ehe und Hofhalt brachte, ein merkwürdig spießbürgerliches Wesen. Zwischen den Häuptern der Hohenzollern, Wettiner, Hessen, Mecklenburger, Pommern, Würtemberger, Pfälzer ist in dieser Zeit große Familienähnlichkeit. Ja, die Habsburger zeigen dieselbe Wandlung. Während bei den Wettinern Friedrich der Weise, Johann Friedrich, das Haupt des Schmalkaldischen Krieges, der den Kurhut verlor, und der arme Johann Friedrich der Mittlere die allmälige Umbildung aus politischen Häuptlingen des Landes zu eigensinnigen Hausvätern durch allerlei friedliche Liebhabereien bezeichnen, ist ebenso bei den Habsburgern der Abfall in politischer Tüchtigkeit und die Zunahme dilettirender Kunstbildung von dem fünften Karl bis zu Rudolph und Matthias zu erkennen. Dieselbe Zeit, welche die deutschen Fürsten in Wahrheit zu großen Herren machte und nicht wenigen die Eigenschaften guter Landesväter verlieh, verminderte auch ihr Interesse am Reich und ihre Fähigkeit, die verzweifelte Lage der deutschen Nation zu begreifen.

Seit der Abdankung Karl V. war ein lustiges Leben nicht nur beim kaiserlichen Hofe, auch bei den größeren Reichsfürsten, vor andern in Kursachsen, Baiern, Würtemberg und der Pfalz. Außer den großen Jagden und Trinkgelagen waren auch weitläufige Hoffeste, Maskeraden, Reiterübungen, Preisschießen modisch geworden, zumal bei Krönungen, Vermählungen, Kind-

taufen, vornehmen Besuchen. Die alten Turniere waren Scheingefechte, schöne Actionen, bei welchen das Costüm und der dramatische Anstrich mehr galt als die Waffenübung selbst. Sie wurden nach spanischem Brauche eingerichtet, schon 1570 mit dem neumodischen Ringelrennen. Große Schaugerüste mit mythologischen und allegorischen Figuren wurden daher gefahren, in wunderlicher Tracht erschienen die kämpfenden Parteien, sie stritten gegen einander als Herausforderer und Abenteurer, als Manutenadoren und Avantureros, oder auch die Verheiratheten gegen die Junggesellen, Mann gegen Mann und Haufen gegen Haufen, nicht nur zu Roß, auch zu Fuß, um Preise. Aber die Waffen waren stumpf, die Speere so eingerichtet, daß sie schon bei schwachem Anprall zerbrechen mußten, die Zahl der Stöße und Hiebe, welche einer gegen den andern thun durfte, war genau vorgeschrieben. Das Ganze war durch ein Cartell — Einladungs- oder Ausforderungsschreiben — welches wol gar gedruckt und angeschlagen wurde, dem schauenden Publikum erklärt. Uns sind einige solche Stilübungen gebildeter Hofleute erhalten, z. B. ein Tafelrunde-Cartell von 1570, wo Kaiser Max II. in Prag einen großen Kreis des deutschen Adels um sich versammelt hatte. Ein Schwarzkünstler Zirfeo kündigt an, daß er drei theure Helden in einem Berge verzaubert wisse, den König Artus und seine Genossen, Sigestab den starken und Amelot den freudigen, die er entzaubern und zum Kampfe gegen Aventuriers erwecken wolle. Beim Feste selbst präsentirte sich ein großer Holzbau, der einen Felsen mit einer höllischen Oeffnung darstellte, Raben flogen aus ihm, Teufel tanzten geschäftig um seinen Gipfel und warfen mit Feuer um sich; endlich erschien der Zauberer selbst, machte seine Beschwörung, der Berg öffnete sich, die Ritter sprengten in alterthümlicher Rüstung ins Sonnenlicht und erwarteten die fremden Kämpfer, die ebenfalls in seltsamem Costüme — die beste Invention und Maske dabei erhielt einen Preis — gegen sie ritten.

Bei jedem großen Hoffest wurden ähnliche Inventionen erdacht, mythologische und allegorische Figuren in seltsamer Mischung. Diese Hoffeste wurden die großen Angelegenheiten des Jahres, ihr Verlauf oft in Pritschmeisterversen aufgezeichnet, zuweilen gedruckt und mit Abbildungen ausgestattet. Modischer als die Feste, bei welchen Turnierbrauch nicht ganz vermieden wurde, waren andere Costümfahrten des Hofes, die Schäfereien, bei denen Herren und Damen, als Schäfer verkleidet, sich mit dramatischem Gesang und Tanz und in losem Wechselgespräch ergingen, dann große Schlittenfahrten in Maskentracht, auch Schmuck der Schlitten und Pferde glänzend und abenteuerlich geformt. Ihnen folgten nach dem großen Kriege die derberen Bauernhochzeiten und Jahrmärkte. Diese Costümfeste waren besonders willkommen, weil bei ihnen die Etikette suspendirt und manche Gelegenheit zu freiem Scherz und vertraulicher Annäherung gegeben war. — Aber auch bessere Vergnügen wußten sich die Landesherren zu bereiten. Es war in Deutschland vornehm geworden, was seit länger als hundert Jahren in Italien dem Wohlhabenden am Herzen lag, Bücher und Kunstsachen zu sammeln. Man trieb an den Höfen, auch wo das rechte Verständniß fehlte, dies Aufsammeln mit deutscher Gründlichkeit. Wie Kaiser Rudolph die Gemälde Albrecht Dürers und der Spanier, so kauften die deutschen Fürsten Bilder, Holzschnitte, Kupferstiche, Münzen, Waffen, Trinkbecher, Arbeiten der Goldschmiede von Nürnberg, der Kunsttischler von Augsburg. Die Patricier der großen Reichsstädte, dem Hofadel an Bildung überlegen, vermittelten dann wohl als politische Agenten der Reichsfürsten solche Neuigkeiten der Kunst an die deutschen Höfe und an distinguirte Cavaliere. Fehlte den deutschen Herrn auch der feine Schönheitssinn der Italiener, so hatten sie dafür um so mehr die Neigung zu zierlicher und sorgfältiger Arbeit und Freude an einem tiefen Sinn, der in die Kunstgebilde als Allegorie oder versteckter Inhalt hinein-

geheimnißt war. Ein fein geschnittener Kirschkern, der unter der Lupe eine Anzahl Gesichter wies, war ihnen vielleicht lieber als eine antike Statue, die ohne Kopf aus der Erde gegraben war und unsicher machte, welchen Abgott oder Vorfahren römischer Majestät das Stück vorstellen sollte. Besondern Genuß bereitete den Fürsten ihre Münze durch das Prägen von Medaillen, die zuweilen in ungewöhnlicher Form und Größe beliebt wurden. Die Herren erfanden gern selbst Bild und Spruch, und stellten dabei dem Stempelschneider wohl einmal verzweifelte Aufgaben. Solche Medaillen verfertigten sie sich zum Ruhm und anderen zur Beglückung bei jedem Ereigniß, das ihnen die Seele erregte: wenn sie aus einer Krankheit aufstanden, wenn ihre Gemahlin glücklich eines Kindes genas, wenn sie einen ungethümen Hirsch schossen, oder wenn große Wassersnoth gewesen, oder wenn es einmal Korn vom Himmel geregnet haben sollte. Sie spendeten diese Denkmünzen, wo sie Gunst erweisen wollten, und zum Austausch an Standesgenossen, und illustrirten dadurch ihr Leben wie in einem silbernen Stammbuch.

Auch Lebendes, was die Fremde bot, wurde an den Höfen zusammengeführt; außer dem alten Bärenzwinger des Schlosses und einem Hühnerhofe mit seltenen Vögeln, den die Fürstin hielt, gab es hier und da ein Löwenhaus, und bei großen Festen wurden zwischen Maskerade, Tanz und Caroussel auch Kämpfe wilder Thiere veranstaltet. Sogar ausgestopfte Thiere standen bereits gesammelt, wie z. B. in Dresden (1617) auf der Anatomiekammer, sie rochen aber ein wenig. Jeder größere Hof hatte seine Kunstkammer, worin die Sammlungen früherer Herren zur Ruhe kamen, darin neben Statuen, Elfenbeinschnitzereien, Moosachaten und Rüstungen auch türkische Pferdegeschirre, Masken, Schlitten und andere Inventionen. Aus den Büchersammlungen der Vorfahren war an vielen Höfen bereits eine Bibliothek gesammelt, die z. B. in Dresden vor dem großen Kriege jährlich

dreihundert Gulden zum Bücherankauf verwenden durfte. Der Landesherr hatte in seiner Jugend gelehrten Unterricht erhalten, er verstand jetzt zuverlässig Latein und sprach wahrscheinlich französisch und italienisch; er las in diesen Sprachen Tractate über Politik und noch häufiger über theologische Fragen, und schrieb in ihnen die Sinnsprüche zu den Emblemen, die er erfand. An mehren Höfen war das Französische bereits elegante Hofsprache, bei den Anhaltinern, den Hessen, den Pfälzern, auch zu Berlin war im Jahre 1617 die Unterredung am ersten Cavaliertisch, der damals Grafentisch hieß, französisch.

Noch wurde bei Tische stark getrunken, nach altem Brauch aus seltsamen und großen Gläsern mit hartem Terrorismus gegen schwache Köpfe und Magen, dazwischen aber lief die Unterhaltung auch gern über die Neuigkeiten der Fremde, man freute sich Räthselfragen zu lösen und lachte herzlich über kleine philologische Scherze; Churfürstliche Gnaden übersetzten z. B. die Worte: der Thorwart hat das Fieber, durch: Januarius liegt im Februario; man bemerkte — an fürstlicher Tafel in Berlin — mit besonderer Theilnahme, wie die deutschen Landsleute untereinander geworfen waren, und daß sich einer schreiben mußte: Joachimus Hessus, Hollandus, Borussus, Joachim Heß aus Holland in Preußen. Auch Fürstliche Gnaden wußten, daß das Wort „Sack“ durch alle Sprachen gehe, und vernahmen mit beistimmendem Lächeln den Grund, weil aus der Sprachverwirrung von Babel jedermann nur eins gerettet habe, seinen Reisesack.

Das fürstliche Familienleben, nicht in allen Familien leidlich, wurde doch nicht durch die spätere Maitressenwirthschaft verwüstet, es war bei den Besseren ein inniges Zusammensein nach alter deutscher Weise, die Fürstin in Wahrheit Hausfrau ihres Hofes, die selbst die Küche beaufsichtigte, die eingesottenen Früchte und die zahlreichen Kräuterweine verordnete und einem werthen Gast auf silbernem Teller alltäglich ein anderes Früh-

stück aus der Küche schickte, froh die Kochkunst ihres Hofes zu zeigen. Auch sie verstand ein wenig Latein, nahm Theil an den Ausflügen, Jagdfreuden und kleinen Liebhabereien ihres Herrn, kam wohl auch mit dem Spinnrädlein, welches ein silbernes Glockenspiel hatte, in seine Arbeitsstube, und wußte mit ihrem „Frauenzimmer“ allerlei feine weibliche Arbeit zu machen. Der fürstliche Hofhalt und seine Ordnung lief im ganzen noch in alter Weise, der Edelknabe, welcher bediente, bis er Kammerjunker wurde, führte bereits den Namen Paggio, eine Guarda von angeworbenen Männern in fürstlicher Livree zog täglich mit Trommeln und Pfeifen auf; aber zwischen diesen neuen Einrichtungen lief noch der alte Narr unangemeldet in das Zimmer seines Herrn, war grob gegen die Hofleute, welche ihn ärgerten, und fuhr bei Ausflügen des Hofes als unentbehrliche Zielscheibe derber Scherze im eigenen Eselwagen. Noch war der Zutritt bei Hofe für Fremde mühelos, in kleineren Städten sandte der Landesherr wohl gar in die Wirthshäuser und ließ fragen, wer angelangt sei, um einen interessanten Reisenden kennen zu lernen.

Die häufigste Unterhaltung des Hofes war die heimische alte, das Waidwerk. Die gewöhnliche Jagdfreude war leider, das Wild vom Schirm — Hütte oder Zelt mit Waldgrün besteckt — zu schießen, während es vorbeigetrieben wurde. Dann hatte der Landesherr den ersten Schirm, den nächsten die Prinzen nach ihrer Würde, die letzten der Hof. Noch wurde streng auf Jägerbrauch gehalten; bei den Turnieren war die Unsitte abgekommen, Versehen gegen das Turniergesetz dadurch zu strafen, daß man die schuldigen Ritter über die Rosse legte und aushieb, aber beim Waidwerk wurde um des kleinsten Irrthums willen nach der Jagd der Ungeschickte über den Hirsch gelegt und mit dem Waidmesser abgestraft, grade wie bei den Schützenfesten mit der Pritsche.

So lebten die bessern der deutschen Fürsten am Ende des

Jahrhunderts ein friedliches Stillleben; sie conspirirten ein wenig mit Franzosen oder Polen, wenn sie grade mit dem Reich unzufrieden waren, aber sie saßen als genießende Erben in ihrer neuen Macht, oft gutherzige Tyrannen, gewissenhaft in Nebendingen, in nüchternen Stunden ernsthaft um das Wohl ihrer Unterthanen bemüht; grade sie empfanden vielleicht am wenigsten das stille Mißbehagen ihrer Zeit. Und nach ihrem Bilde formte sich der wohlhabende Adel ihrer Landschaft, er lebte fort, bald gegen die neue Zeit kämpfend, bald mit Anstand dienend, bis der dreißigjährige Krieg seine Häuser ausbrannte, die tüchtigern Männer in einem gewaltigen Kampfe umhertrieb, die schwächern tiefer herunterdrückte.

Hier aber soll zum Schluß ein Fürstenleben und der Charakter eines höfischen Edelmannes vorgeführt werden, welche beweisen, daß nicht überall der friedliche Uebergang aus dem wüsten Treiben des Mittelalters gelang.

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte und blühte Hans von Schweinichen, ein schlesischer Edelmann aus Dienstgeschlecht, Kammerjunker, Hofmarschall und Factotum des abenteuerlichen Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz. Die Gestalten beider erscheinen uns eng verbunden in zwei Biographien, welche Schweinichen verfaßt hat. Die eine ist seine eigene Lebensbeschreibung (Leben und Abenteuer des schlesischen Ritter Hans von Schweinichen, herausg. von Büsching. 3 Theile, 1820 u. f.), die andere ein Auszug daraus mit einigen Veränderungen und Zusätzen (Das Leben Herzog Heinrich XI., herausg. von Stenzel: Scriptt. Rer. Siles. IV.), beide Werke von hohem Werth für die Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts.

Das alte Fürstenhaus der schlesischen Piasten zeigt neben wenigen bedeutenden und mehren mäßigen Regenten eine Reihe verschrobener Gesellen mit großen Ansprüchen und geringer Kraft. Die wilde Nachbarschaft, die isolirte Lage, die vielen Theilungen des Landes in kleine Fürstenthümer vermögen die sittliche

Entartung so vieler Herzöge zu erklären; außerdem aber bleibt auffallend ein vielen gemeinsamer Zug, ein unstetes, zerfahrenes, unpraktisches Wesen, tyrannische Gelüste und mitten darin wieder einzelne Blitze von Geist und guter Laune, vor allem eine Lebenskraft, welche den Untergang dieser Entarteten wol länger aufhält als bei andern Sterblichen möglich wäre. Schon im Mittelalter macht wüste Verschwendung mehre schlesische Herzöge zu Bettlern, ein Herzog von Oppeln wird von den Ständen des Landes sogar hingerichtet, Hans von Sagan stirbt im Elend. Im Jahrhundert der Reformation wird die äußere Lage der schlesischen Fürsten noch schlechter: die meisten Häuser der Piasten vergehen, die übrigen vermögen nur mühsam sich in die neue Zeit zu schicken.

Eine der auffallendsten Gestalten unter ihnen ist Heinrich XI. von Liegnitz, der lüderliche Sohn eines Vaters, der nicht besser war. Als sein Vater Herzog Friedrich III. im Jahre 1559 von kaiserlichen Commissarien abgesetzt und als gemeinschädlich in Arrest gehalten wurde, erhielt der zwanzigjährige Sohn die Regierung des Fürstenthums. Nach zehn Jahren einer unbändigen Regierung gerieth Heinrich mit seinem Bruder Friedrich und seinem Adel in Zwist, und ließ in einer despotischen Laune seine ganze Landschaft gefangen setzen. Während die Empörten ihn beim Kaiser verklagten, unternahm er selbst einen abenteuerlichen Zug durch Deutschland, eine Rund- und Bettelreise zu zahlreichen Höfen und Städten, wobei ihn Geldmangel aus einer Verlegenheit in die andere stürzte und zu jeder Art von Unwürdigkeiten brachte. Unterdeß wurde er suspendirt, und sein Bruder, der wenig besser war, als Administrator eingesetzt. Heinrich klagte, querelirte, unternahm eine neue Bittreise an deutsche Fürstenhöfe, sollicitirte endlich in Prag beim Kaiser, immer in den drückendsten Geldverlegenheiten, und setzte endlich durch, daß er sein Herzogthum zurückerhielt. Jetzt folgten neue Zügellosigkeiten und offener Widerstand gegen kaiserliche Commissarien,

eine neue Absetzung und strenge Haft zu Breslau. Aus dieser Haft entwich er und trieb sich als heimatloser Abenteurer in der Fremde umher, bot sich der Königin Elisabeth von England im Kriege gegen Philipp von Spanien an und zog zuletzt nach Polen, um gegen Oesterreich zu kämpfen. Dort, in Krakau, starb er plötzlich 1586, wahrscheinlich an Gift.

Wenn es in dem zerfahrenen Wesen dieses Fürsten etwas Außerordentliches gab, so war es die souveräne Freiheit von allem, was man sonst Rechtsgefühl und Gewissen nennt. Er hat nicht den Leichtsinn seines Hofjunkers, der sich über innere Bedenken hinwegsetzt, ihm fehlt ganz und gar die sittliche Empfindung. Und diese Rücksichtslosigkeit kommt ihm, dem vornehmen Herrn, eine Zeit lang zu gut, denn mit gefälliger Leichtigkeit schlüpft er über alle Bedenken und Schwierigkeiten hinweg, und mit Lächeln oder vornehmer Verwunderung gleitet er auch durch solche Situationen, bei denen wenig andere eine brennende Schamröthe von ihren Wangen fern gehalten hätten. Wie er sich Geld schafft, ist ihm gleichgiltig; in der Noth schreibt er Bettelbriefe an alle Welt, sogar er, der Protestant, an den römischen Legaten; von jedem Fürstenhof, jeder Stadt, in welcher er einkehrt und nach damaligem Brauch bewirthet wird, versucht er Geld zu borgen. In der Regel wird dann von den überraschten Wirthen mit Schweinichen capitulirt, und aus der großen Anleihe wird ein kleines Reisegeschenk. Der Fürst ist auch damit zufrieden. Er hat eine Gemahlin, eine unbedeutende Frau, welche er als unvermeidlich zuweilen bei sich erträgt, sie muß dann versetzen und Schulden machen wie er, sich bei reichen böhmischen Edelleuten anmelden und sich einige Tage bewirthen lassen, dann durch Schweinichen um ein Darlehn ansuchen und die höfliche Ablehnung mit fürstlicher Haltung ertragen. Das alles würde nur kläglich sein, wenn es nicht dadurch origineller würde, daß Herzog Heinrich trotz alledem ein starkes Gefühl seiner fürstlichen Würde hat, die er so oft entehrt, und daß er in

der äußeren Erscheinung doch ein vornehmer Mann ist. Nicht nur seinem Schweinichen gegenüber, sondern auch an den fremden Fürstenhöfen, ja sogar im gesellschaftlichen Verkehr mit Kaiserlicher Majestät ist er nach damaligem Tone ein liebenswürdiger Gesellschafter, in ritterlichen Künsten wohl bewandert, immer guter Laune, glücklich über jeden Scherz, den ein anderer macht, selbst schlagfertig in Worten, und in ernsten Dingen, wie es scheint, wirklich beredt. Und dann giebt es doch einige Punkte, wo er in der That Spuren von männlichem Sinn zeigt. So ungeschickt die tyrannischen Streiche sind, die er als Herzog gegen seine Landschaft versucht, so abenteuerlich seine offene Auflehnung gegen die kaiserliche Gewalt und so kindisch seine Hoffnung erwählter König von Polen zu werden, so ist der Grund von alledem doch die stete Empfindung, daß seine edle Herkunft ihm das Recht giebt nach dem Höchsten zu streben. Immer hat er politische Interessen und Pläne. Nie glückt ihm etwas, weil er unstet und ruchlos und unzuverlässig ist, aber er hört nicht auf Großes zu begehren, eine Königskrone oder einen Feldherrnstab. Grade dies, daß er noch anderes wollte als mit lustigen Gesellen Wein trinken und in Nonnenkleidern durch die Straßen ziehn, hat ihn vom Throne und zuletzt ins Grab geworfen. Und noch eine andere Stelle hielt Probe. Er war ein Protestant. Er stand keinen Augenblick an, seinen katholischen Gegnern in der unverschämtesten Weise Darlehne zuzumuthen; aber als ihm der päpstliche Legat eine bedeutende Rente, ja seine Wiedereinsetzung in das Fürstenthum versprach, wenn er katholisch würde, wies er diesen Vorschlag mit Verachtung zurück. Wo er sich als Soldat engagirte, war es am liebsten gegen die Habsburger. Eine solche Persönlichkeit erscheint uns in ihrer Freiheit von Grundsätzen, der vollständigen Zuchtlosigkeit, dem unpraktischen und dabei doch unglaublich elastischen und mit hohen Projecten erfüllten Wesen als ein Repräsentant aller der Schattenseiten, welche das slavische Naturell entwickelt.

Andere Fürsten seines Geschlechts, sein Bruder Friedrich vor allen, sind wieder ein Inbegriff der Fehler des deutschen Wesens. Kleinlich, eigensüchtig, beschränkt, argwöhnisch, ohne Entschluß und Energie, ist Herzog Friedrich sein vollendetes Gegenstück.

Ein anderes Gegenbild ist sein Genosse und Biograph, Junker Hans von Schweinichen. Dieser närrische Kauz ist von Kopf bis zu Fuß ein deutscher Schlesier. Als Knabe Page des eingesperrten Herzog Friedrich des Vaters und Prügeljunge Friedrich des Sohns, hatte er das wilde Treiben des liegnitzer Fürstenhofs schon früh aus dem Grunde kennen gelernt und sich in alle Mysterien desselben eingelebt. Sein Vater war als Gutsbesitzer in Schulden gekommen, weil er einmal für den Herzog Heinrich Bürgschaft geleistet hatte. Schweinichen war Miterbe eines tiefverschuldeten Gutes, und hatte bis in sein spätes Alter endlose Händel mit Gutsgläubigern, mit seinen Verwandten und Leuten, die für ihn gutgesagt und für die er gutgesagt hatte. Das freilich war am Ende des sechzehnten Jahrhunderts das gewöhnliche Loos der Gutsherren. Außerdem aber machte er durch viele Jahre fast alle Streiche seines fürstlichen Herrn mit, und da diese zum großen Theil unsauberer Natur waren, so kam auch auf seinen Theil kein unbedeutendes Maß von leichtsinnigen Handlungen. Die sittliche Bildung war allerdings im ganzen betrachtet eine viel niedrigere als die unserer Zeit, und er darf nur nach dem Maßstab seiner Zeit gemessen werden. Aber bei der größten Nachsicht wird man in seiner Biographie einige bedenkliche Stellen finden, welche seine Rechnung im Himmel schlechter gestellt haben müssen, als er in seiner Genügsamkeit annimmt. Er aber ging nicht unter. Er hatte nicht wie ein Slave, sondern als ein Deutscher getrunken, vielleicht noch stärker als sein Herr, — denn er hatte nach damaligem Brauch seinem Herrn „vor dem Trunk zu stehn“, d. h. demselben beim Zechen aufzuwarten und seine Trinkduelle aus-

geheimnißt war. Ein fein geschnittener Kirschkern, der unter der Lupe eine Anzahl Gesichter wies, war ihnen vielleicht lieber als eine antike Statue, die ohne Kopf aus der Erde gegraben war und unsicher machte, welchen Abgott oder Vorfahren römischer Majestät das Stück vorstellen sollte. Besondern Genuß bereitete den Fürsten ihre Münze durch das Prägen von Medaillen, die zuweilen in ungewöhnlicher Form und Größe beliebt wurden. Die Herren erfanden gern selbst Bild und Spruch, und stellten dabei dem Stempelschneider wohl einmal verzweifelte Aufgaben. Solche Medaillen verfertigten sie sich zum Ruhm und anderen zur Beglückung bei jedem Ereigniß, das ihnen die Seele erregte: wenn sie aus einer Krankheit aufstanden, wenn ihre Gemahlin glücklich eines Kindes genas, wenn sie einen ungethümen Hirsch schossen, oder wenn große Wassersnoth gewesen, oder wenn es einmal Korn vom Himmel geregnet haben sollte. Sie spendeten diese Denkmünzen, wo sie Gunst erweisen wollten, und zum Austausch an Standesgenossen, und illustrirten dadurch ihr Leben wie in einem silbernen Stammbuch.

Auch Lebendes, was die Fremde bot, wurde an den Höfen zusammengeführt; außer dem alten Bärenzwinger des Schlosses und einem Hühnerhofe mit seltenen Vögeln, den die Fürstin hielt, gab es hier und da ein Löwenhaus, und bei großen Festen wurden zwischen Maskerade, Tanz und Caroussel auch Kämpfe wilder Thiere veranstaltet. Sogar ausgestopfte Thiere standen bereits gesammelt, wie z. B. in Dresden (1617) auf der Anatomiekammer, sie rochen aber ein wenig. Jeder größere Hof hatte seine Kunstkammer, worin die Sammlungen früherer Herren zur Ruhe kamen, darin neben Statuen, Elfenbeinschnitzereien, Moosachaten und Rüstungen auch türkische Pferdegeschirre, Masken, Schlitten und andere Inventionen. Aus den Büchersammlungen der Vorfahren war an vielen Höfen bereits eine Bibliothek gesammelt, die z. B. in Dresden vor dem großen Kriege jährlich

dreihundert Gulden zum Bücherankauf verwenden durfte. Der Landesherr hatte in seiner Jugend gelehrten Unterricht erhalten, er verstand jetzt zuverlässig Latein und sprach wahrscheinlich französisch und italienisch; er las in diesen Sprachen Tractate über Politik und noch häufiger über theologische Fragen, und schrieb in ihnen die Sinnsprüche zu den Emblemen, die er erfand. An mehren Höfen war das Französische bereits elegante Hofsprache, bei den Anhaltinern, den Hessen, den Pfälzern, auch zu Berlin war im Jahre 1617 die Unterredung am ersten Cavaliertisch, der damals Grafentisch hieß, französisch.

Noch wurde bei Tische stark getrunken, nach altem Brauch aus seltsamen und großen Gläsern mit hartem Terrorismus gegen schwache Köpfe und Magen, dazwischen aber lief die Unterhaltung auch gern über die Neuigkeiten der Fremde, man freute sich Räthselfragen zu lösen und lachte herzlich über kleine philologische Scherze; Churfürstliche Gnaden übersetzten z. B. die Worte: der Thorwart hat das Fieber, durch: Januarius liegt im Februario; man bemerkte — an fürstlicher Tafel in Berlin — mit besonderer Theilnahme, wie die deutschen Landsleute untereinander geworfen waren, und daß sich einer schreiben mußte: Joachimus Hessus, Hollandus, Borussus, Joachim Heß aus Holland in Preußen. Auch Fürstliche Gnaden wußten, daß das Wort „Sack“ durch alle Sprachen gehe, und vernahmen mit beistimmendem Lächeln den Grund, weil aus der Sprachverwirrung von Babel jedermann nur eins gerettet habe, seinen Reisesack.

Das fürstliche Familienleben, nicht in allen Familien leidlich, wurde doch nicht durch die spätere Maitressenwirthschaft verwüstet, es war bei den Besseren ein inniges Zusammensein nach alter deutscher Weise, die Fürstin in Wahrheit Hausfrau ihres Hofes, die selbst die Küche beaufsichtigte, die eingesottenen Früchte und die zahlreichen Kräuterweine verordnete und einem werthen Gast auf silbernem Teller alltäglich ein anderes Früh-

stück aus der Küche schickte, froh die Kochkunst ihres Hofes zu zeigen. Auch sie verstand ein wenig Latein, nahm Theil an den Ausflügen, Jagdfreuden und kleinen Liebhabereien ihres Herrn, kam wohl auch mit dem Spinnrädlein, welches ein silbernes Glockenspiel hatte, in seine Arbeitsstube, und wußte mit ihrem „Frauenzimmer“ allerlei feine weibliche Arbeit zu machen. Der fürstliche Hofhalt und seine Ordnung lief im ganzen noch in alter Weise, der Edelknabe, welcher bediente, bis er Kammerjunker wurde, führte bereits den Namen Paggio, eine Guarda von angeworbenen Männern in fürstlicher Livree zog täglich mit Trommeln und Pfeifen auf; aber zwischen diesen neuen Einrichtungen lief noch der alte Narr unangemeldet in das Zimmer seines Herrn, war grob gegen die Hofleute, welche ihn ärgerten, und fuhr bei Ausflügen des Hofes als unentbehrliche Zielscheibe derber Scherze im eigenen Eselwagen. Noch war der Zutritt bei Hofe für Fremde mühelos, in kleineren Städten sandte der Landesherr wohl gar in die Wirthshäuser und ließ fragen, wer angelangt sei, um einen interessanten Reisenden kennen zu lernen.

Die häufigste Unterhaltung des Hofes war die heimische alte, das Waidwerk. Die gewöhnliche Jagdfreude war leider, das Wild vom Schirm — Hütte oder Zelt mit Waldgrün besteckt — zu schießen, während es vorbeigetrieben wurde. Dann hatte der Landesherr den ersten Schirm, den nächsten die Prinzen nach ihrer Würde, die letzten der Hof. Noch wurde streng auf Jägerbrauch gehalten; bei den Turnieren war die Unsitte abgekommen, Versehen gegen das Turniergesetz dadurch zu strafen, daß man die schuldigen Ritter über die Rosse legte und aushieb, aber beim Waidwerk wurde um des kleinsten Irrthums willen nach der Jagd der Ungeschickte über den Hirsch gelegt und mit dem Waidmesser abgestraft, grade wie bei den Schützenfesten mit der Pritsche.

So lebten die bessern der deutschen Fürsten am Ende des

Jahrhunderts ein friedliches Stillleben; sie conspirirten ein wenig mit Franzosen oder Polen, wenn sie grade mit dem Reich unzufrieden waren, aber sie saßen als genießende Erben in ihrer neuen Macht, oft gutherzige Tyrannen, gewissenhaft in Nebendingen, in nüchternen Stunden ernsthaft um das Wohl ihrer Unterthanen bemüht; grade sie empfanden vielleicht am wenigsten das stille Mißbehagen ihrer Zeit. Und nach ihrem Bilde formte sich der wohlhabende Adel ihrer Landschaft, er lebte fort, bald gegen die neue Zeit kämpfend, bald mit Anstand dienend, bis der dreißigjährige Krieg seine Häuser ausbrannte, die tüchtigern Männer in einem gewaltigen Kampfe umhertrieb, die schwächern tiefer herunterdrückte.

Hier aber soll zum Schluß ein Fürstenleben und der Charakter eines höfischen Edelmannes vorgeführt werden, welche beweisen, daß nicht überall der friedliche Uebergang aus dem wüsten Treiben des Mittelalters gelang.

Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts lebte und blühte Hans von Schweinichen, ein schlesischer Edelmann aus Dienstgeschlecht, Kammerjunker, Hofmarschall und Factotum des abenteuerlichen Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz. Die Gestalten beider erscheinen uns eng verbunden in zwei Biographien, welche Schweinichen verfaßt hat. Die eine ist seine eigene Lebensbeschreibung (Leben und Abenteuer des schlesischen Ritter Hans von Schweinichen, herausg. von Büsching. 3 Theile, 1820 u. f.), die andere ein Auszug daraus mit einigen Veränderungen und Zusätzen (Das Leben Herzog Heinrich XI., herausg. von Stenzel: Scriptt. Rer. Siles. IV.), beide Werke von hohem Werth für die Sittengeschichte des sechzehnten Jahrhunderts.

Das alte Fürstenhaus der schlesischen Piasten zeigt neben wenigen bedeutenden und mehren mäßigen Regenten eine Reihe verschrobener Gesellen mit großen Ansprüchen und geringer Kraft. Die wilde Nachbarschaft, die isolirte Lage, die vielen Theilungen des Landes in kleine Fürstenthümer vermögen die sittliche

Entartung so vieler Herzöge zu erklären; außerdem aber bleibt auffallend ein vielen gemeinsamer Zug, ein unstetes, zerfahrenes, unpraktisches Wesen, tyrannische Gelüste und mitten darin wieder einzelne Blitze von Geist und guter Laune, vor allem eine Lebenskraft, welche den Untergang dieser Entarteten wol länger aufhält als bei andern Sterblichen möglich wäre. Schon im Mittelalter macht wüste Verschwendung mehre schlesische Herzöge zu Bettlern, ein Herzog von Oppeln wird von den Ständen des Landes sogar hingerichtet, Hans von Sagan stirbt im Elend. Im Jahrhundert der Reformation wird die äußere Lage der schlesischen Fürsten noch schlechter: die meisten Häuser der Piasten vergehen, die übrigen vermögen nur mühsam sich in die neue Zeit zu schicken.

Eine der auffallendsten Gestalten unter ihnen ist Heinrich XI. von Liegnitz, der lüderliche Sohn eines Vaters, der nicht besser war. Als sein Vater Herzog Friedrich III. im Jahre 1559 von kaiserlichen Commissarien abgesetzt und als gemeinschädlich in Arrest gehalten wurde, erhielt der zwanzigjährige Sohn die Regierung des Fürstenthums. Nach zehn Jahren einer unbändigen Regierung gerieth Heinrich mit seinem Bruder Friedrich und seinem Adel in Zwist, und ließ in einer despotischen Laune seine ganze Landschaft gefangen setzen. Während die Empörten ihn beim Kaiser verklagten, unternahm er selbst einen abenteuerlichen Zug durch Deutschland, eine Rund- und Bettelreise zu zahlreichen Höfen und Städten, wobei ihn Geldmangel aus einer Verlegenheit in die andere stürzte und zu jeder Art von Unwürdigkeiten brachte. Unterdeß wurde er suspendirt, und sein Bruder, der wenig besser war, als Administrator eingesetzt. Heinrich klagte, querelirte, unternahm eine neue Bittreise an deutsche Fürstenhöfe, sollicitirte endlich in Prag beim Kaiser, immer in den drückendsten Geldverlegenheiten, und setzte endlich durch, daß er sein Herzogthum zurückerhielt. Jetzt folgten neue Zügellosigkeiten und offener Widerstand gegen kaiserliche Commissarien,

eine neue Absetzung und strenge Haft zu Breslau. Aus dieser Haft entwich er und trieb sich als heimatloser Abenteurer in der Fremde umher, bot sich der Königin Elisabeth von England im Kriege gegen Philipp von Spanien an und zog zuletzt nach Polen, um gegen Oesterreich zu kämpfen. Dort, in Krakau, starb er plötzlich 1586, wahrscheinlich an Gift.

Wenn es in dem zerfahrenen Wesen dieses Fürsten etwas Außerordentliches gab, so war es die souveräne Freiheit von allem, was man sonst Rechtsgefühl und Gewissen nennt. Er hat nicht den Leichtsinn seines Hofjunkers, der sich über innere Bedenken hinwegsetzt, ihm fehlt ganz und gar die sittliche Empfindung. Und diese Rücksichtslosigkeit kommt ihm, dem vornehmen Herrn, eine Zeit lang zu gut, denn mit gefälliger Leichtigkeit schlüpft er über alle Bedenken und Schwierigkeiten hinweg, und mit Lächeln oder vornehmer Verwunderung gleitet er auch durch solche Situationen, bei denen wenig andere eine brennende Schamröthe von ihren Wangen fern gehalten hätten. Wie er sich Geld schafft, ist ihm gleichgiltig; in der Noth schreibt er Bettelbriefe an alle Welt, sogar er, der Protestant, an den römischen Legaten; von jedem Fürstenhof, jeder Stadt, in welcher er einkehrt und nach damaligem Brauch bewirthet wird, versucht er Geld zu borgen. In der Regel wird dann von den überraschten Wirthen mit Schweinichen capitulirt, und aus der großen Anleihe wird ein kleines Reisegeschenk. Der Fürst ist auch damit zufrieden. Er hat eine Gemahlin, eine unbedeutende Frau, welche er als unvermeidlich zuweilen bei sich erträgt, sie muß dann versetzen und Schulden machen wie er, sich bei reichen böhmischen Edelleuten anmelden und sich einige Tage bewirthen lassen, dann durch Schweinichen um ein Darlehn ansuchen und die höfliche Ablehnung mit fürstlicher Haltung ertragen. Das alles würde nur kläglich sein, wenn es nicht dadurch origineller würde, daß Herzog Heinrich trotz alledem ein starkes Gefühl seiner fürstlichen Würde hat, die er so oft entehrt, und daß er in

der äußeren Erscheinung doch ein vornehmer Mann ist. Nicht nur seinem Schweinichen gegenüber, sondern auch an den fremden Fürstenhöfen, ja sogar im gesellschaftlichen Verkehr mit Kaiserlicher Majestät ist er nach damaligem Tone ein liebenswürdiger Gesellschafter, in ritterlichen Künsten wohl bewandert, immer guter Laune, glücklich über jeden Scherz, den ein anderer macht, selbst schlagfertig in Worten, und in ernsten Dingen, wie es scheint, wirklich beredt. Und dann giebt es doch einige Punkte, wo er in der That Spuren von männlichem Sinn zeigt. So ungeschickt die tyrannischen Streiche sind, die er als Herzog gegen seine Landschaft versucht, so abenteuerlich seine offene Auflehnung gegen die kaiserliche Gewalt und so kindisch seine Hoffnung erwählter König von Polen zu werden, so ist der Grund von alledem doch die stete Empfindung, daß seine edle Herkunft ihm das Recht giebt nach dem Höchsten zu streben. Immer hat er politische Interessen und Pläne. Nie glückt ihm etwas, weil er unstet und ruchlos und unzuverlässig ist, aber er hört nicht auf Großes zu begehren, eine Königskrone oder einen Feldherrnstab. Grade dies, daß er noch anderes wollte als mit lustigen Gesellen Wein trinken und in Nonnenkleidern durch die Straßen ziehn, hat ihn vom Throne und zuletzt ins Grab geworfen. Und noch eine andere Stelle hielt Probe. Er war ein Protestant. Er stand keinen Augenblick an, seinen katholischen Gegnern in der unverschämtesten Weise Darlehne zuzumuthen; aber als ihm der päpstliche Legat eine bedeutende Rente, ja seine Wiedereinsetzung in das Fürstenthum versprach, wenn er katholisch würde, wies er diesen Vorschlag mit Verachtung zurück. Wo er sich als Soldat engagirte, war es am liebsten gegen die Habsburger. Eine solche Persönlichkeit erscheint uns in ihrer Freiheit von Grundsätzen, der vollständigen Zuchtlosigkeit, dem unpraktischen und dabei doch unglaublich elastischen und mit hohen Projecten erfüllten Wesen als ein Repräsentant aller der Schattenseiten, welche das slavische Naturell entwickelt.

Andere Fürsten seines Geschlechts, sein Bruder Friedrich vor allen, sind wieder ein Inbegriff der Fehler des deutschen Wesens. Kleinlich, eigensüchtig, beschränkt, argwöhnisch, ohne Entschluß und Energie, ist Herzog Friedrich sein vollendetes Gegenstück.

Ein anderes Gegenbild ist sein Genosse und Biograph, Junker Hans von Schweinichen. Dieser närrische Kauz ist von Kopf bis zu Fuß ein deutscher Schlesier. Als Knabe Page des eingesperrten Herzog Friedrich des Vaters und Prügeljunge Friedrich des Sohns, hatte er das wilde Treiben des liegnitzer Fürstenhofs schon früh aus dem Grunde kennen gelernt und sich in alle Mysterien desselben eingelebt. Sein Vater war als Gutsbesitzer in Schulden gekommen, weil er einmal für den Herzog Heinrich Bürgschaft geleistet hatte. Schweinichen war Miterbe eines tiefverschuldeten Gutes, und hatte bis in sein spätes Alter endlose Händel mit Gutsgläubigern, mit seinen Verwandten und Leuten, die für ihn gutgesagt und für die er gutgesagt hatte. Das freilich war am Ende des sechzehnten Jahrhunderts das gewöhnliche Loos der Gutsherren. Außerdem aber machte er durch viele Jahre fast alle Streiche seines fürstlichen Herrn mit, und da diese zum großen Theil unsauberer Natur waren, so kam auch auf seinen Theil kein unbedeutendes Maß von leichtsinnigen Handlungen. Die sittliche Bildung war allerdings im ganzen betrachtet eine viel niedrigere als die unserer Zeit, und er darf nur nach dem Maßstab seiner Zeit gemessen werden. Aber bei der größten Nachsicht wird man in seiner Biographie einige bedenkliche Stellen finden, welche seine Rechnung im Himmel schlechter gestellt haben müssen, als er in seiner Genügsamkeit annimmt. Er aber ging nicht unter. Er hatte nicht wie ein Slave, sondern als ein Deutscher getrunken, vielleicht noch stärker als sein Herr, — denn er hatte nach damaligem Brauch seinem Herrn „vor dem Trunk zu stehn“, d. h. demselben beim Zechen aufzuwarten und seine Trinkduelle aus-

zufechten, — aber er hatte sich immer mit einem gewissen Vorbehalt betrunken. Deutschen Ordnungssinn und das methodische Wesen hatte er nicht verloren, und nicht das Verständniß seiner Lage. Er war kein Mann des Schwertes und seine Ritterlichkeit wurde durch einen starken Zusatz von Vorsicht gemildert. Immer guter Laune und dabei schlau und mit einer mächtigen Suada versehen, wußte er sich durch die schwierigsten Verhältnisse wie ein Aal durchzuwinden, mit dem offenen Wesen eines Biedermanns und dem gutmüthigsten Gesicht von der Welt. Während er am lüderlichsten war, hielt er fest an dem Glauben an ehrbare Zukunft, und während er als verwilderter Hofmann lebte, betrachtete er sich selbst als einen ehrenfesten Landedelmann, der die gute Meinung seiner Genossen zu bewahren habe. Er hatte stets ein kleines Gewissen fürs Haus, es war kein lästiges und strenges Gewissen, aber es verlangte dafür auch manchmal Gehorsam. Er liebte sich selbst nicht wenig und fing allmälig an, das Treiben seines Herrn weniger lustig zu finden. Das ewige Versetzen, das Zanken mit Juden und Christen, die Sorge um den täglichen Wein wurden ihm endlich zu unordentlich. Immer hatte er über sein eigenes Leben Buch geführt; selten hatte er vergessen anzumerken, daß er am vergangenen Abend „voll" gewesen; am Ende jedes Jahres, welches zuweilen nichts enthielt, als eine Reihe von behaglichen Saufgelagen und schlechten Geldgeschäften, hatte er seine Seele Gott befohlen und dahinter die Getreidepreise des vergangenen Jahres notirt. Alles, was er für seinen Herrn versetzt hatte, findet sich in seinem Tagebuche mit ebenso genauer als überflüssiger Angabe des wahren Silberwerths bemerkt. Nachdem er so ziemlich alles versetzt hatte, erlebte er das Herzeleid, daß sein Herzog in kaiserliches Gefängniß kam; da schied er von ihm nicht ohne Wehmuth, wie man von einer Jugendliebe scheidet. Aber sein deutscher Verstand sagte ihm, daß diese Trennung für ihn selbst ein Glück war. — Nun kamen Jahre, wo er nur mit seinen

Nachbarn trank, wo er sich mit dem Herzog Friedrich versöhnte und sogar dessen Marschall wurde, wo er heirathete, ein kleines Gut pachtete und halb als Landwirth, halb als Hofmann schlecht und recht lebte, wie die andern auch. Darauf kam wieder ein anderer Fürst in das Land, Schweinichen wurde fürstlicher Rath und thätiges Mitglied der Regierung; er bekam die Gicht, er verlor seine Frau durch den Tod und heirathete sofort eine andere. Noch immer zog er unruhig in der Landschaft umher, schlichtete die Händel der Edelleute und Bauern, betrank sich noch zuweilen mit guten Kameraden, bezahlte Schulden, erwarb Grundbesitz, wurde immer älter und respectabler, und starb endlich in Ehren. Seine acht Wappenschilder glänzten sicherlich beim Begräbniß an den schwarzen Trauerpferden, wie einst bei dem Begräbniß, das er seinem seligen Herrn Vater ausgerichtet hatte; er wurde auf seinem Grabe in Stein gehauen und darüber sein Banner in der Dorfkirche aufgehängt, während der Sarg seines unglücklichen Fürsten noch ungeweiht über der Erde stand, von eifrigen krakauer Mönchen als Ketzersarg in einer verfallenen Kapelle vermauert.

Aus den Biographien Schweinichen's wird die folgende Episode mitgetheilt. Sie fällt in das Jahr 1578, die Zeit, in welcher Herzog Heinrich durch kaiserlichen Befehl von der Regierung suspendirt war, und mit fixirtem Einkommen in Hainau unter Herrschaft seines jüngern Bruders saß. Schweinichen war damals sechsundzwanzig Jahr alt, Schärtlin wenige Monate vorher als zweiundachtzigjähriger Greis gestorben.

„Herzog Heinrich befand, daß es nicht länger möglich wäre in Hainau Hof zu halten, und zeigte der Kaiserlichen Majestät an, da Herzog Friedrich kein Deputat mehr gäbe, wollten Seine Fürstliche Gnaden selbst nehmen, wo sie könnten. Darauf gab der Kaiser keine Antwort, sondern ließ die Dinge gehen, wie sie wollten, weil von beiden Theilen Kaiserlicher

Majestät Befehlen nicht nachgelebt werden konnte; denn der eine Fürst zerbrach Töpfe, der andere Krüge. Nun wußten Fürstliche Gnaden, daß die Stände einen großen Vorrath an Getreide auf dem Gröditzberg liegen hatten, deßhalb hielten der Herzog mit mir Rath, wie Sie den Gröditzberg einnehmen und dort bis zu Kaiserlicher Resolution Haus halten könnten. Dieser Sache konnte ich keinen Beifall geben noch dazu rathen, aus vielen bedenklichen Ursachen, die ich Seiner Fürstlichen Gnaden zu Gemüthe führte. Denn die Kaiserliche Majestät würden es für einen Friedensbruch auslegen, und Seine fürstliche Gnaden würden die Sache dadurch ärger und nicht besser machen. Und weil ich darüber etwas mit dem Herzoge discurirte, so wurden Fürstliche Gnaden schlecht mit mir zufrieden und sagten, ich taugte zu solchen Sachen nicht, derowegen hätten Seine Fürstliche Gnaden bei sich beschlossen, Sie wollten ausrücken und versuchen, ob sie den Berg einnehmen könnten, befahlen mir, ich sollte zwölf reisige Rosse fertig machen und den Junkern ansagen, daß sie alle mitreiten sollten, jedoch sollte ich ihnen nicht vermelden, wohinaus Fürstliche Gnaden wollten.

Obwol ich nun ferner bat, Fürstliche Gnaden sollten es nicht thun, denn Sie würden sich um Land und Leute bringen, und ich wollte deßwegen abmahnen, so war doch bei Seiner Fürstlichen Gnaden nichts durchzusetzen, sondern er zog fort und befahl mir, unterdeß nicht von dem Hause Hainau zu weichen, bis er mich abriefe. Wenn aber Seine Fürstliche Gnaden das Haus Gröditzberg in der Nacht einnehmen würden, wollten Sie sogleich einen reitenden Boten zurückschicken, und wenn ich einen Schuß hörte, sollte ich ihn sogleich einlassen und sollte dem Befehl gehorchen, den er brächte. Es zieht also mein Herr von Hainau den 18. August um zwei Uhr nach dem Gröditzberg zu. Als Fürstliche Gnaden nun unter dem Berge ins Holz kamen, hatten Sie zwei Reiter hinaufgeschickt, als wenn sie das Haus besehen wollten; diese sollten Kundschaft einziehen, wer

droben sei, und wenn sie fänden, daß mein Herr nachrücken könnte, so sollten sie einen Schuß thun. Da sie nicht mehr als zwei Mannspersonen oben fanden, haben sie den Schuß abgefeuert. Schnell rückten Seine Fürstliche Gnaden hinauf, nahmen das Schloß ein und schickten mir zur dritten Stunde in der Nacht nach Abkommen einen reitenden Boten. Wie nun der Schuß vor dem Thore zu Hainau losging, erschrak ich höchlich, — und sagte deßhalb zu denen, die bei mir in der Kammer lagen: dieser Schuß bringt meinen Herrn um Land und Leute. Sie verstanden das aber nicht und argwöhnten, mein Herr hätte den Herzog Friedrich entführt. Ich befahl alsbald, daß die Pforte am Schlosse geöffnet würde. Da ließen Fürstliche Gnaden mir durch Ulrich Rausch vermelden, Sie hätten den Gröditzberg inne, gedächten auch nicht wieder herunter zu ziehen, sondern ich sollte alsbald meines Herrn übrige Rosse und Gesinde nebst den andern Sachen auf den Berg schicken.

Zwei Tage darauf lassen sich zwei polnische Herren, Johann und Georg Rasserschaffsky ansagen, um Fürstliche Gnaden zu Hainau zu besuchen, was ich dem Herzog bald zu wissen that und anfrug, wie ich mich verhalten sollte. Darauf gab Fürstliche Gnaden mir zur Antwort, ich sollte sie zu Hainau ein paar Tage tractiren und aufhalten, und schickte mir sechs Thaler mit zur Zehrung. Da nun die polnischen Herren sechzehn Rosse hatten, so gingen die sechs Thaler bei der ersten Mahlzeit für Wein auf; ich mußte also mit Borgen und Sorgen sehen, wie ich die Herren, welche bis zum vierten Tage still lagen, bewirthen konnte. Darauf schrieb mir der Herr, ich sollte sie auf den Gröditzberg bringen, auch selbst mitkommen. Dort hatte der Herzog bereits eine Guardia von zwanzig Knechten mit langen Röhren und war ein Kriegsmann geworden, ließ durch sechs Trompeter und Kesseltrommeln die Herren zum Empfange anblasen. Sobald ich hinaufkam, befahlen Fürstliche Gnaden mir die Haushaltung. —

Fürstliche Gnaden wollten das Haus verproviantirt haben und befahlen mir, ich sollte vierundzwanzig Malter Mehl in Vorrath machen lassen, welches denn auch geschah, und ich kaufte auf Befehl auch acht Malter Salz. Es wurde ein so großer Haufen Pilze und Heidelbeeren gebacken, daß es gar nicht zu sagen ist, große Fässer voll, womit viel Geld verthan ward. Es wurden auch zwölf Schweine im Schlosse mit lauter Getreide gemästet, denen der Herzog oft selbst zu fressen gab. — Alles war auf die Belagerung des Hauses gerichtet. Es waren auch Fuhrleute zu Modelsdorf, welche Blei, das zu Breslau geladen war, nach Leipzig zu führen hatten; das erfuhren Fürstliche Gnaden und befahlen derowegen sogleich, daß zwei Fuhrleute dies Blei auf den Berg fahren sollten, welches Blei über zweihundertundfünfzig Thaler werth war. Es ward aufs Haus geschafft und blieb allda liegen. Die Kaufleute erfuhren das und klagtens dem Bischof*), welcher meinen Herrn aufforderte, das Blei sogleich wieder herauszugeben. Fürstliche Gnaden aber wollten es nicht thun, sondern erboten sich das Blei einst von ihrem Deputat zu zahlen. Folglich blieb es unbezahlt. Darüber kamen die Fuhrleute in große Ungelegenheit. — Darauf schickte Bischof Martin Commissarien auf den Gröditzberg, Fürstliche Gnaden behielten die Commissarien zwei Tage bei sich und tractirten sie wol, aber ließen sie unverrichteter Sache wieder abziehn.

Unterdeß ließ mich die Frau von Hermsdorf zu einer Hochzeit bitten, ohne Zweifel mehr ihrer Tochter zu Gefallen, der ich nicht gram war und bei der ich mich auf Liebe einließ. Deßhalb bat ich Fürstliche Gnaden um Urlaub, und daß sie mir drei Rosse leihen möchten, welches Fürstliche Gnaden auch gern thaten, und weil Fürstliche Gnaden gerade ihr Gesinde in grau

---

*) von Breslau, Commissarius der Krone Böhmen, deren Oberherrlichkeit Schlesien „incorporirt“ war.

Tuch einkleideten, so beförderte ich, daß die, welche mit mir ritten, zu allererst gekleidet wurden. Unterdeß ließ ich mir auch Schwert und Dolch beschlagen und putzte mich aufs beste heraus. So ritt ich mit drei Rossen auf Hermsdorf zu, wo ich bei der Jungfrau besonders gern gesehen war. Ich half die Braut nach Hermsdorf holen und ließ mich mit meinem Trompeter sehen. Wir waren die Hochzeit über bis auf den Sonnabend lustig und guter Dinge, und wenn einer weg wollte, hielt ihn der andere fest. Obgleich ich nun unterdeß vom Herzog zurückgefordert ward, so blieb ich doch sitzen, deßhalb, damit man nicht merken möchte, daß die Pferde dem Herzog gehörten. Am Sonnabend aber ritt ich fort, und als ich unter den Gröditzberg komme, lasse ich den Trompeter blasen; wie ich aber im Schloß absitze, kommt ein guter Freund von mir und berichtet mir, daß Fürstliche Gnaden sehr zornig auf mich wären, hätten geschworen, Sie wollten mir in der Hofstube Arrest geben, ich ließ mich aber nichts anfechten, sondern ging ins Schloß, so daß der Herr mich vom Gange sehen konnte. Nun hatten Fürstliche Gnaden Polacken bei Sich zu Gaste, und in Küche und Keller war kein Vorrath vorhanden, der Trompeter blies zu Tische und hernach zog sich's eine Stunde lang hin und es ward nicht angerichtet. Fürstliche Gnaden schickten zu mir, ich sollte Essen geben lassen und aufwarten. Ich ließ dem Herzog wieder vermelden, ich hätte vernommen, Seine Fürstliche Gnaden wären zornig auf mich, deßhalb hätte ich Bedenken, vor Fürstliche Gnaden zu treten; wenn ich aber Fürstlichen Gnaden die Ursache meines langen Ausbleibens melden sollte, so würden Sie wol zufrieden sein. Der Herzog aber läßt mir zurücksagen, ich sollte aufwarten, die Ursache meines längern Ausbleibens wüßte er vorher, daß ich die Jungfrau lieber gewonnen als ihn. Als ich nun bei der Tafel Fürstlichen Gnaden das Wasser darbot, sahen Fürstliche Gnaden sauer, ich that aber, als wenn ich mir nichts daraus machte. Fürstliche Gnaden fingen ein Saufen an, und

wie es am besten losging, war kein Wein vorhanden. Darauf ließen Fürstliche Gnaden mir sagen, der Wein ginge ab, und den Spott brächte ich ihm zu, weil ich nicht zur rechten Zeit heimgekommen wäre. Ich ließ dem Herzog wieder zur Antwort geben, ich könnte nicht davor, warum hätten Fürstliche Gnaden nicht bei guter Zeit nach Wein geschickt. Darauf ließen Fürstliche Gnaden mir wieder vermelden, Sie hätten kein Geld, deßwegen sollte ich schnell nach Wein schicken.

Ich lasse aber dem Herzog sagen, was ich denn thun sollte? wenn Fürstliche Gnaden mit mir zürnten, sollten Sie selber mit mir reden. Ich hatte aber noch ein Fäßlein Wein von drei Eimern verborgen im Keller liegen. Darauf läßt sich der Herzog ein Glas Wein eingießen und ruft: „Hofmeister, ich bringe dir das zu deiner Rückkehr," heißt mich zu sich kommen und sagt: „Ich bin sehr zornig auf dich gewesen, aber es ist vorüber, siehe zu, daß wir wieder Proviant bekommen und vor allem Wein." Ich antwortete, Fürstliche Gnaden sollten nur lustig sein, Wein werde nicht fehlen, auch an anderm sollte kein Mangel sein; Fürstliche Gnaden aber hätten keine Ursache auf mich scheel zu sehen, denn ich wäre bei schönen Augen gewesen, die Fürstliche Gnaden auch gern sähen. Darauf sagte der Herzog: „Du bist mir gut, ich bin mit dir wol zufrieden, ich habe mir wol gedacht, du würdest etwas in Vorrath haben." So waren wir wieder Herr und Diener und alle Ungnade war weg, und ich mußte nach meiner Freude wieder in Sorgen treten und zusehn, wie ich Küche und Keller bestellte, was mir nach der Freude schwer ankam. Ich erfuhr nachher vielerlei, daß man mich bei dem Herzog angeschwärzt hätte, als wenn ich ihn verrathen wollte, und ich wäre bei Herzog Friedrich so lange gewesen und hätte mit diesem Praktiken gemacht, was doch niemals geschehen ist; auch bin ich dazu zu ehrenhaft gewesen. Es pflegt aber an Fürstenhöfen so zu gehen, daß die Fuchsschwänzer groß und gewöhnlich sind. Ich hätte gern vom Herzog erfahren, wer es

gewesen, aber Fürstliche Gnaden wollten mir es nicht sagen, sondern gaben mir zur Antwort, Sie hätten es nicht geglaubt. —

Als der Proviant an Getreide und anderm ziemlich weg und nichts mehr in Vorrath war, mußte ich mich nach Proviant umthun. Nun hatte Heinrich Schweinichen von Thomaswaldau eine Anzahl alter Schafe, die sonst niemand kaufen wollte, und ich konnte auch sonst ohne Geld kein Vieh bekommen, weil kein Geld bei uns vorhanden war. Derowegen befahlen Seine Gnaden mir, mit meinem Vetter um die alten Schafe zu handeln, ich machte auch den Kauf mit ihm ab, für jedes Stück zwanzig Weißgroschen zu zahlen, und es waren dreihundertfünfundzwanzig Schafe. Da ich nun über den Kauf einig bin, will er sie ohne Geld oder Bürgschaft nicht verabfolgen, will auch mich zum Bürgen nicht annehmen; darum mußte ich zurück und meinem Herrn dies vermelden, womit Sie gar übel zufrieden waren, daß man Ihnen nicht trauete. Sie schrieben derowegen mit eigenen Händen an Schweinichen und begehrten, daß er auf Fürstlicher Gnaden Revers die Schafe verabfolgen lasse. Es konnte aber nicht sein, sondern Schweinichen entschuldigte sich. Darüber war der Herzog noch mehr erbittert, und weil wir nichts als Pilze und Heidelbeeren zu essen hatten, befahlen Seine Fürstliche Gnaden, ich sollte auf Mittel denken Bürgschaft zu stellen. Da ich nun früher beim Rathe zu Löwenberg um ein Darlehn von dreihundert Thalern für Fürstliche Gnaden angehalten, auch gute Vertröstung erhalten hatte, so zog ich zu den Herren von Löwenberg und bat wieder um das Anlehen von dreihundert Thalern, sie aber entschuldigten sich. Zuletzt setzte ich durch, daß sie einwilligten für die Schafe Bürgen zu werden, wofern ich ihnen wieder Bürge für den Schaden werden wollte. — Das lehnte ich ab, bat aber, sie möchten Seiner Fürstlichen Gnaden trauen, sie würden nicht im Stich gelassen werden. So beredete ich den Rath, daß sie für die alten Höken

auf ein halbes Jahr mit ihrem Siegel bürgten. Und wir bekamen wieder Proviant an den alten Schafen. Diese wurden denn oft auf achterlei Art zubereitet, Pilze auf dreierlei Art, Heidelbeeren auf zweierlei. Damit mußten sich Fürstliche Gnaden und wir alle behelfen und schlechtes Goldberger Bier dazu trinken. Unterdeß kam der Herbst heran und jetzt konnten wir Vögel bekommen. Als ich nun aber Dohnen im Walde legen ließ, hatte ich großes Kreuz mit dem Gesinde, denn ein jeder wollte in den Wald laufen und sich Vögel holen. Obgleich es nun Seine Fürstliche Gnaden selbst verboten, wollte sich doch niemand daran kehren, so daß ich den Junkern deßhalb in der Hofstube Arrest geben und das Gesinde in den Thurm setzen mußte. Ich kam deßhalb in große Ungunst und es wollte doch wenig helfen. Fürstliche Gnaden gingen alle Morgen selbst hinunter und holten Vögel, das war so auch meine Kurzweil. Sonst war die Zeit ziemlich langweilig, obwol ich nicht viel Ruhe hatte, da ich Proviant zu schaffen hatte und mich darum sehr bemühen mußte. —

Indem nun Fürstliche Gnaden sahen, daß es schwer war sich auf dem Gröditzberg zu erhalten, und von Herzog Friedrich auch kein Deputat bekommen konnten, wurde der Arnsdorfer Teich früher gefischt als sonst, und mein Herr bekam Nachricht, daß in den Zügen etliche Schock Karpfen gefangen wären und in Behältern ständen. Deßhalb befahlen Sie mir etliche Wagen zu bestellen, und Fürstliche Gnaden ritten selbst mit fünfzehn Rossen nach Arnsdorf. Da es ziemlich am Abend und niemand als der Teichwächter bei den Hältern zu finden war, so ließen Fürstliche Gnaden aus den Hältern allerlei Fische aufladen, so viel sie auf die fünf Wagen bringen konnten, und zogen damit dem Gröditzberg zu.

Während der Herzog über den Fischen lud, kommt das Geschrei nach Liegnitz. Darauf kommen Kessel, der Burggraf, und Hans Tschammer, Stallmeister, mit fünf Rossen gerannt, zu

wehren, daß keine Fische weggeladen würden, aber zu langsam, denn die Wagen mit den Fischen waren zum größten Theil weg. Auch sahen sie, daß Fürstliche Gnaden in Person da waren, und stärker als sie. Dazu gaben Fürstliche Gnaden ihnen auch kein gutes Wort, rückten dem Kessel an die Seite und sagten: wo er ein Wort verlauten lasse, das ihm nicht gezieme, so solle er sein Gefangener sein und solle finden, daß der Herzog mit ihm als einem Rebellen thun wolle. Deßhalb mußten sie fünf grade sein lassen und dankten Gott, daß sie so davon kamen.

Am folgenden Tag mußte der Teich wieder gefischt werden. Da erwartet Herzog Friedrich, daß Herzog Heinrich wiederkomme und mehr Fische hole. Deßhalb zieht er in eigner Person aus und nimmt fünfundzwanzig reisige Rosse mit, desgleichen fünfzig Hakenschützen, die unter dem Damm in die Sträucher versteckt werden. Fürstliche Gnaden aber blieben zu Hause, und schickten mich und einen Ausländer, Hans Fuchs, einen Landsknechthauptmann, nebst sechs Rossen nach Arnsdorf mit dem Auftrag, Herzog Friedrich freundlich zu grüßen. Was mein Herr am vorigen Tage von Fischen selbst weggeführt hätte, dazu hätte ihn die Noth gezwungen, und er bitte, es ihm nicht übel zu nehmen. Herzog Friedrich sollte es an dem schuldigen Deputat abrechnen, und Fürstliche Gnaden bäten freundlich, noch mehr Fische auf das Deputat verabfolgen zu lassen.

Herzog Friedrich aber sahe sauer, zog die Stirn sehr kraus und gab selber Antwort: Für den Gruß Fürstlicher Gnaden, wenn er aus brüderlichem Herzen geschähe, danke er. Daß ihm vor zwei Tagen die Fische aus dem Hälter weggeführt worden, das sei ihm schmerzlich, und wäre er dazu gekommen, so würde nichts Gutes entstanden sein. Er war ganz unfreundlich und sprach: er werde keine Fische mehr verabfolgen lassen, und sollten mehr Fische mit Gewalt abgeholt werden, so werde er es auch mit Gewalt wehren. — So schied ich von Herzog Friedrich

und sprach Kesseln um ein Gericht Fische an, wir wollten zu Perschdorf frühstücken. Darauf befahl Herzog Friedrich sogleich, man sollte mir geben, was ich haben wollte.

Wie ich nun zu meinem Herrn mit solcher Antwort komme, sind mein Herr übel zufrieden, und machen allerlei Anschläge und wollen die Fische mit Gewalt nehmen. Indeß bekommen Sie Kundschaft, daß Herzog Friedrich den nächsten Tag wieder fischen und wieder eine Guardia bei sich haben würde. Da sagte mein Herr zu mir: „Hans, wir müssen einen Spaß angeben, mache Rechnung, wie viel wir zu Rosse aufbringen können. Wir wollen hinunter und Herzog Friedrich beim Arnsdorfer Teiche ein wenig erschrecken.“ — Ich wollte aber nicht beistimmen und verwarf solchen Anschlag Seiner Fürstlichen Gnaden gänzlich, denn die Herzen würden dadurch sehr gegeneinander erbittert werden. So hätte auch Herzog Friedrich polnisch Gesinde vom Adel bei sich und sie wären stark. — Fürstliche Gnaden aber wollten es nicht aufgeben, sondern versprachen mir keinem Menschen ein böses Wort zu geben, ich würde aber wol sehen, wie er Herzog Friedrich und die Seinigen jagen würde. Darauf machte ich Rechnung, daß wir mit neunzehn Rossen, drei Trompetern, sechs Hakenschützen und zwei Lakaien herunterreiten könnten; mit solcher Anzahl waren Herzog Heinrich zufrieden und befahlen mir, noch einen Wagen mit Fischfässern mitzunehmen, Herzog Friedrich werde ja nicht so grob sein und werde ihm doch etliche Fische verehren. Am Morgen früh zogen Fürstliche Gnaden vom Berge nach Perschdorf. Dort erhielten sie Kundschaft, daß Herzog Friedrich in einem Kähnchen auf dem Teich fahre. Darauf sagten Fürstliche Gnaden zu mir: „Hans, jetzt ist es Zeit, rücke vor.“ Nun hatte Herzog Friedrich an des Dammes Ende eine Schildwache gestellt, sobald sie etwas merkte, sollte ein Schuß die Losung sein. Sobald dieser Schuß von dem Herzog Friedrichischen Mann ergeht, lasse ich einen Trompeter blasen und dann einen um den andern, und hernach

alle drei zusammen. Da hat sich, wie mir später berichtet worden, ein großer Tumult erhoben, und Herzog Friedrich und ein jeder Diener haben nach ihrer Rüstung geschrien. Und dem Herzog Friedrich im Teiche war so bange worden, daß man ihn kaum ohne Ohnmacht hat herausbringen können. Zuletzt war er aus dem Kähnlein gesprungen und im Schlamme gewatet; so war er außer Athem gekommen. — Wie die Hakenschützen, die Herzog Friedrich bei sich haben, die Trompeter hören, so verlaufen sie sich in die Sträucher auf den Wiesen, und wie er nach den Schützen schreien läßt, ist keiner da. Da schoß dem Herzog Friedrich das Blatt, sie fallen auf ihre Klepper und jagen mit fünf Dienern schneller als Trab nach Liegnitz zu. Sobald die andern sehen, daß ihr Herr davon reitet, folgen die alle dem Modell nach, nur neun Rosse blieben beim Hälter halten, darunter Leuthold von der Saale, Balthasar Nostitz und ein Muschelwitz. Als nun Fürstliche Gnaden ihnen nahe kommen, ziehen sie die Hüte ab, und mein Herr grüßt gnädig und fragt, wo ihr Herr wäre; da sagten sie, das wüßten sie nicht. Darauf antwortete mein Herr, er wäre nicht als ein Feind gekommen sondern als ein Bruder. „Ich habe mir ein Fischfaß mitgenommen, in der Meinung, wenn ich mit meinem Bruder mich freundlich unterredet hätte, so würde er nicht unhöflich gewesen sein und mir ein Gericht Fische geschenkt haben. Und weil ich fremde Gäste bekommen werde, so will ich eine Mandel Hauptbechte und drei Mandeln Zahlhechte und ein Schock Hauptkarpfen nehmen." — Die, welche fischen sollten, verloren sich, und der von der Saale betheuerte noch, Seine Fürstliche Gnaden sollten keine Fische wegladen. Mein Herr aber fragte nichts danach, sondern zwang die Bauern, welche herzugelaufen waren, in die Hälter zu steigen und zu fischen. Und Fürstliche Gnaden lud die Fische selbst in die Fässer und befahl den Junkern, Herzog Friedrich zu sagen, er hätte vor ihm und seinem Kriegsvolk nicht fliehen dürfen, er sei in freundlicher Meinung

gekommen, aber man sehe wol, ein böses Gewissen ließe sich nicht verbergen. Herzog Friedrich sollte morgen auf den Gröditzberg kommen und die Fische essen helfen. „Wenn aber euer Herr nicht kommen will, so kommt ihr, wenn ihr redliche Leute seid; und seid nicht mehr furchtsam, wie euch heute geschehen.“ Hernach sagte Fürstliche Gnaden zu mir: „Hans, habe ich dir's nicht zuvor gesagt, ich wollte meinen Bruder jagen? Wie gefällt es dir? Ich will ihn auch so von Liegnitz wegjagen, du wirst sehen, es wird nicht lange dauern.“ So zogen wir dem Gröditzberg zu und hatten guten Muth.“

So weit Schweinichen. — Niemand dachte daran, den Herzog Heinrich auf der Gröditzburg anzugreifen. Er selbst wurde, als der Winter herankam, dieser Caprice überdrüssig und beschloß wieder eine Reise durch Deutschland zu machen, was Schweinichen sehr verständig widerrieth, dann aber seinen Witz anstrengte, das Geld dafür zu schaffen. —

Wie Schweinichen zechten und processirten Tausende seiner Genossen, aber wie er, gab sich auch schon mancher andere die Mühe, im Kalender neben Trinkgelagen und Spielschulden, die Marktpreise des Getreides zu notiren. — Einst hatte sich Schweinichen als Page an dem ruchlosen Hofe der Piasten von Liegnitz mit einem Kameraden Logau geprügelt, und als ein Schwein zwischen die Streitenden sprang, erkannten die jungen Wilden in dem Thiere noch zitternd den Teufel; aber zweiundzwanzig Jahre nach Schweinichen's Tode gab schon ein Nachkomme jenes Logau die erste Sammlung seiner „Sinngedichte“ heraus, und einundsiebzig Jahre nach Schweinichen's Tode erschien „von Hohberg's adliches Landleben,“ das erste landwirthschaftliche Werk eines deutschen Edelmanns. — So fanden die Nachkommen der Berlichingen, Oettingen, Schweinichen allmälig die Versöhnung mit dem Leben der Nation.

Nicht so die alten Landesherrn des Schweinichen. Die furchtbare Zeit des dreißigjährigen Krieges verzehrte die noch übrige Lebenskraft der Piasten.

Es war im Jahre 1675, hundert Jahr, seitdem Herzog Heinrich und sein treuer Hans die erste wilde Fahrt nach Deutschland unternommen, da ließ sich in Schlesien auf der großen Haide von Kotzenau, die seit dem Kriege wieder wüst und öde dalag, ein fremdes, unheimliches Thier sehen, von der Art, welche in grauer Vorzeit mit ihrem Geweihe die schlesischen Büsche zerrissen hatte, damals als die ersten Piasten mit dem Jagdspieß und Federpfeil durch die Wälder zogen. Und oben im Fürstenschlosse zu Liegnitz feierte der letzte Piastenherzog, der junge Georg Friedrich, mit seinem Adel den Tag seiner Geburt. Und als das seltene Wildpret auf der Tafel aufgetragen wurde, da klang der jubelnde Ton der Trompeten über die Stadt und die Kanonen donnerten, so oft man des neuen Herzogs Gesundheit trank. Aber den bedächtigen Leuten im Lande graute vor dem Unthier, das in ihre Wälder und zu ihrem jungen Herrn gekommen war, wie eine unförmliche Mahnung aus alter Zeit, und sie schüttelten den Kopf und prophezeiten Unheil. Das letzte Elen, das man in Schlesien erlegte, war die letzte fröhliche Mahlzeit des Piastenenkels. Wenige Tage darauf war er tot. Und als sein Sarg am Abend durch die Straßen von Liegnitz geführt wurde, die Pechkränze an allen Ecken brannten, und viele hundert schwarzgekleidete Knaben mit weißen Wachskerzen vor dem toten Herrn hinzogen, da betrauerten die deutschen Schlesier in dem letzten Sproß den Untergang des großen slavischen Dynastengeschlechts, welches einst ihre Vorfahren in das Land gezogen und durch sie der Welt zuerst bewiesen hatte, daß die Arbeit der Freien dem Lande heilsamer ist, als die Dienste der Unterthänigen. Aber den Herren des Landes war diese Wahrheit kein Schutz geworden für ihr eigenes Leben.

10.

Die Waffenfeste des Bürgers.

Im Anfange der Periode, welche hier von den Hohenstaufen bis zum dreißigjährigen Kriege gerechnet wird, waren die Waffenspiele der Ritter die größten Volksfeste der Deutschen, und am Ende dieser Zeit standen die Freischießen der Städte in ähnlicher Ehre, auch sie Waffenfeste, aber gefahrlos, weniger aufregend, um so behaglicher. So sehr hatte sich um 1600 das Antlitz der Zeit geändert, daß die Fürsten und Herren fast lieber mit dem Bürger um Zweckschüsse kämpften, als unter einander in den Turnierschranken. Deßhalb soll, bevor die Bilder des Unheils und der Zerstörung heraufsteigen, noch einmal das bürgerliche Behagen des absteigenden Jahrhunderts dem ritterlichen Rennen früherer Zeit in eingehender Schilderung entgegengestellt werden.

Wie die Turniere der Ritter nehmen auch die Freischießen der Bürger ihren Ursprung aus den alten germanischen Maispielen. In den aufblühenden Städten war es die kriegerische Jugend der Vollbürger, welche die Maispiele leitete. So wurde im Jahr 1285 zu Magdeburg das Pfingstfest ganz rittermäßig durch eine Tafelrunde gefeiert, ein Mädchen als Preis dem Sieger ausgesetzt.

Hundert Jahr später, im Mai 1387, feierten die von

Magdeburg wieder ein großes Fest auf der Marsch, und wieder kämpften sie um eine Jungfrau; aber nicht mehr in den Formen des ritterlichen Turniers, welches ihr Bischof grade zu derselben Zeit auf einer andern Seite der Stadt abhielt, sondern bereits in einem großen „Schützenhofe". Zu diesem Bogenschießen luden sie wieder die befreundeten Städte Braunschweig, Halberstadt, Quedlinburg, Aschersleben, Blankenburg, Kalbe, Salza und Halle. Ein Bürger von Aschersleben gewann das Mädchen.

Durch diese hundert Jahre ist eine große Wandlung in Leben und Verfassung der deutschen Städte vorgegangen, nicht mehr repräsentirt die Patricierjugend mit ihrem Reiterbrauch die Kraft des Bürgerthums, schon fühlt die Gemeinde der Handwerker sich als Herrin und ihre Waffe, der Stahlbogen, erringt die Preise. Etwa seit 1300 entstehen in den deutschen Städten die Genossenschaften der Schützen mit einer Ordnung, einem Schießhaus, jährlichen Schießfesten; sie errichten als Bruderschaften einen Altar oder gar eine Kapelle, und erwerben von den Legaten des Papstes kräftigen Ablaß für alle, welche die Messe hören, die sie zum Tage ihres Schutzpatrons, des heiligen Sebastian, stiften. Diese Gilden waffenfreudiger Bürger werden von der Stadtbehörde eifrig gefördert, sie helfen auch die großen Freischießen ihrer Stadt vorbereiten. Wie schnell aber bei den Waffenfesten der Städter der bürgerliche Bogen die ritterliche Lanze verdrängt, lange dauern einzelne Ausdrücke der Reitersprache. Die ausgesetzten Preise werden noch im sechzehnten Jahrhundert „Abenteuer" genannt, noch länger bedeutet „Stechen" den Wettkampf einzelner Schützen, welche die gleiche Zahl Zirkel geschossen haben, und „Rennen" eine bestimmte Anzahl von Schüssen.

Seit jenem Schützenhof der Magdeburger werden die gemeinsamen Schießfeste auch von den Chronisten anderer Städte erwähnt. Um 1400 sind sie wenigstens in Süddeutschland ganz gewöhnlich, schon sendet z. B. München seine Schützen fast jedes

zweite Jahr zum Wettkampf in die Nachbarstädte*), in dieser Zeit stehen dort die „Gewohnheiten" der Freischießen fest. Von da ab breiten sie sich immer größer und glänzender über ganz Deutschland. Um 1500 sind sie, wie das deutsche Bürgerthum, auf ihrem Höhenpunkt; sie werden im Jahrhundert der Reformation noch umfangreicher, kostbarer, bunter an Bräuchen und Farben, aber sie zeigen kurz vor dem dreißigjährigen Kriege schon manche Spuren des beginnenden Verfalls.

Die Freischießen oder Gesellenschießen werden nicht nur von den Städten veranstaltet, schon im fünfzehnten Jahrhundert sind zuweilen Fürsten, ja auch vermögende Edle die Gastgeber**). Immer aber sind es die Bürger, welche die große Mehrzahl der Schützen bilden, unter ihre Fahnen werden die einzelnen Fürsten und Edeln gestellt. In frühster Zeit kämpfen auch freie Bauern mit, seit dem Bauernkriege in Deutschland nur selten, wol aber in der Schweiz.

Vieles in ihren Bräuchen hat sich während der langen Zeit geändert, in den verschiedenen Landschaften anders entwickelt, und doch ist die Gemeinsamkeit des Verlaufes von Oder bis Rhein, von den Alpen bis zur Weichsel sehr auffallend. Sie stellen in dieser ganzen Zeit eine glänzende Seite des deutschen Lebens dar: die großartige Gastfreundschaft, welche eine bewaffnete Stadtgemeinde gegen befreundete Städte ausübt. In ihnen findet das Selbstgefühl des Bürgers den kräftigsten Ausdruck. Viele charakteristische Eigenschaften unserer Vorfahren sind vorzugsweise aus ihnen erkennbar: Stolz auf die eigene

*) Von 1404—1437 dreizehn Mal. Vergleiche: Bairische Annalen für Vaterlandskunde. 1833. I. S. 415.

**) In der letzten Zeit sogar einzelne Bürger. Vergl. den Einladungsbrief von Hans Keim, Bürger zu Gernsheim, von 1592 im Neuen Museum von R. Bechstein I. S. 246. Das Freischießen war in diesem Fall nur Hilfsmittel für eine große und lang angelegte Speculation des Ausschreibenden mit dem Glückstopf.

Stadt, lebhaftes und leicht verletztes Ehrgefühl auch den Befreundeten gegenüber, Behagen sich bei Aufzügen in Ernst und Scherz sehen zu lassen und würdig zu repräsentiren, vor allem die Freude, in öffentlichen Angelegenheiten unter vielen Tausenden sich selbst als mannhaft, tüchtig, gewandt in der That und im Worte zu erweisen.

War in einer Stadt das Preisschießen beschlossen, so trugen die Boten die Ausschreiben des Raths, manchmal auch der Schützengesellschaft weit in das Land zu den guten Nachbarn. Die Zahl der geladenen Städte war zuweilen sehr groß. Die von Halle luden 1601 zum Vogelschießen 156 Orte, es kamen Schützen aus 50 Städten, doch war das Wetter schlecht, die Preise nicht hoch. In Straßburg waren 1576 an 70 Orte vertreten, 1573 in Zwickau hatten 39 Orte 187 Armbrustschützen gesandt, darunter waren drei schwäbische Bauern aus Göppingen, welche zum Aerger der stolzen Bürger sämmtlich Preise gewannen; so waren auf dem Armbrustschießen zu Regensburg 1586 durch 216 Schützen 35 fremde Städte vertreten, zu dem theuren Schießen 1614 in Dresden waren 21 der geladenen Städte erschienen, 11 aber nicht. Aber die Gastfreundschaft blieb nicht auf die geladenen Herren und Städte beschränkt, in ältester Zeit wurde durch besonderen Preis ausgezeichnet, wer aus recht weiter Entfernung heranzog; so freute die Augsburger 1508, daß ein deutscher Schütz bis von Paris kam, ein andermal erhielt ebendort ein Schütz aus Striegau in Schlesien den „weiten Preis," einen goldnen Ring. Zuweilen wurde in den Einladungsschreiben ausdrücklich bestimmt, daß jeder geeignete Mann willkommen sei, oder die geladenen Orte wurden ersucht die Kunde bei Adel und Schützen ihrer Nachbarschaft zu verbreiten. Erst als die Feste kostbar geworden waren, wird den nicht geladenen Schützen zuweilen wol das Schießen gestattet, aber nicht der Antheil an den Hauptpreisen, welche der Festgeber selbst ausgesetzt hatte. Daß aber solche Beschränkung nicht gewöhnlich

war, verräth z. B. die Betrübniß der beiden Arnstädter, welche Herzog Johann Casimir auf dem Stahlschießen zu Coburg 1614*) von seinen Hauptgewinnen ausschloß; sie wollten wieder heim und wurden mit Mühe vermocht zu bleiben.

In dem Ausschreiben wurden die Bedingungen des Freischießens aufgezählt, bei dem Rohr die Schwere der Kugel, bei der Armbrust der Umfang des Bolzens genau bestimmt, für letzteren das Maß in der Regel durch einen aufgeklebten Pergamentring festgesetzt, auch die Entfernung des Schützenstandes von der Scheibe wird in Fuß oder Ellen angegeben und die Länge des üblichen Maßes in schwarzer Linie dem Briefe aufgedruckt. Zuweilen wird nach Schritten gemessen, dann haben zwei der fremden Schützen, ein Nachbar aus der nächsten Stadt und der am weitesten her ist, die Entfernung auszuschreiten und unter einander zu vergleichen.

Auch die Anzahl der Schüsse, welche jeder zu thun hat, wird vor jedem Freischießen an Wand und Scheibe bestimmt. Bei kleineren Schießen in älterer Zeit sind es etwa 12, 15, 16, später steigt die Zahl bis auf 30, ja 40 und mehr Schüsse im Hauptschießen. Beim Rohr thut der Schütz zuweilen drei Schüsse hinter einander aus seinem Stande, bei der Armbrust nur je einen, denn die Schützen werden in Abtheilungen, Viertel oder Fahnen, gelost, zuweilen nach Städten unter die Fahnen geordnet. So waren auf dem hübschen Stahlschießen zu Regensburg 1586, einem Musterfest von mäßiger Größe, die protestantischen und katholischen Orte sorglich getrennt. Dann hat jede der drei, vier, fünf Fahnen in einer bestimmten Frist zu schießen; haben alle Fahnen einmal geschossen, so heißt das ein Schuß, oder ein Rennen; der beste Schuß, welchen jede Fahne oder jedes Rennen thut, heißt der Zweckschuß.

*) Wolff[gang] Ferber, Prietzschenmeister, Gründliche Beschreibung eines fürnehmen fürstlichen Armbrustschiessens zu Coburgk. 1614. Bl. P. 3.

Die älteste Waffe der Freischießen war der Handbogen mit Pfeil; ihn verdrängte vor 1400 die große Armbrust mit Stahlbogen und Bolzen, welche durch eine Winde gespannt wird; doch dauert der Bogen in den Heeren noch lange, z. B. in den Burgunderkriegen, ja er wurde noch im sechzehnten Jahrhundert zuweilen auf dem Schießplatz gebraucht*). Auch die Armbrust wurde nach 1400 kürzer und handlicher, erst am Ende der Freischießen drängt sich eine kleinere mit Schnepper als Spielwerk ein. Der Stahlbogen mußte in Halftern gespannt oder durch geflochtene Zöpfe so verwahrt sein, daß kein Unglück entstand, wenn er einmal sprang; der Bolzen, Eisenspitze mit gefiedertem Schafte, war beim Vogelschießen mit eingefeilten eisernen Zacken versehen, welche im Anprall das Gefüge des Holzes sprengten; für die Scheibe dienten Stich- und später Prallbolzen, der Schütz schoß immer mit freien, schwebenden Armen. Die Armbrust gilt bis zum dreißigjährigen Krieg bei den Freischießen für die vornehmere Waffe, noch lange nachdem sie im Krieg, sogar auf der Jagd durch das Feuerrohr verdrängt ist; sie wird vorzugsweise von der aristokratischen Partei unter den Schützen, von Fürsten und Patriciern bewahrt; ist ein Freischießen für Armbrust und Feuerrohr ausgeschrieben, so macht der Wettkampf mit dem „Stahl" oder der „Rüstung" immer den Anfang, das Büchsenschießen den Beschluß, häufig mit geringeren Preisen. Allerdings auch deßhalb, weil viel lustiger Brauch des Festes an dem Bolzenschuß hing. Aber schon im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts ist bei allen Freischießen für Stahl und Büchse die Zahl der Büchsenschützen fast noch einmal so groß.

Kurz nach 1400 knallt das Feuerrohr auf den Schützenfesten. Zu Augsburg schoß man schon 1429 aus „Bürschrohren"

---

*) Auf einem fränkischen Schützenkleinod aus diesem Jahrhundert sind ein Armbrust- und ein Bogenschütz abgebildet. Bechstein, Museum, II. Bild 4.

und „Faustbüchsen" mit kleinen Bleikugeln zur Uebung, 1446 wird dort das erste kurzweilige Freischießen mit Doppelhaken und Pürschbüchsen abgehalten, seitdem wird das Handrohr in seinen verschiedenen Formen immer einflußreicher. Die praktischen Schweizer sind unter den ersten, welche die Büchse bevorzugen. Schon 1472 wird das große Freischießen zu Zürich nur für Büchsen ausgeschrieben. Von da sind die bedeutenden Feste fast immer für beide Waffen eingerichtet, bescheidene Freischießen häufig nur für das Rohr. Die „Büchse" der Freischießen war aber noch um 1600 das glatte Handrohr für zweilöthige Kugeln, mit gradem oder krummem Schaft, alle Züge waren verboten*). Der Schütze schoß frei mit schwebenden Armen, die Büchse durfte beim Anschlag nicht auf der Achsel ruhen, durch keine Riemen in den Aermeln oder am Halse gestützt, nur mit einer Kugel geladen sein, das Rohr durfte an seinem Ende nur ein kleines rundliches „Absehen"**) haben. Erst um 1600 werden auch gezogene Gewehre in besonderem Schießen belohnt. So schrieb Basel 1605 ein Freischießen für Haken aus, Distanz 570 Schuh, Scheibe $2^1/_2$ Schuh um den Nagel; und für Musketen mit krummen oder graden Zügen und Kugeln von zwei Loth: Distanz 805 Schuh, Scheibe $3^1/_2$ Fuß. Nur nebenbei sei erwähnt, daß auch mit schweren Schußwaffen zuweilen größere Schießfeste

*) Z. B. im Ausschreiben der Meininger 1579: Krumme oder grade gereifte, gewundene, hohlnäthige Röhre sind verboten. — Es muß darüber bei den öffentlichen Schießen zuweilen Streit entstanden sein, denn 1563 wurde vom Kurfürst August von Sachsen entschieden, die gezogenen Röhre seien nur dann zulässig, wenn alle Schützen einwilligten.

**) Dieses alte Wort für „Korn" ist verloren, es dauert nur noch in der bildlichen Bedeutung „sein Absehen auf etwas richten". Die Schützenfeste haben eine Fülle von bildlichen Ausdrücken in unserer Rede zurückgelassen, von dem klugen Wort „Zweck", das um 1500 noch den Nagel im Mittelpunkt der Scheibe bedeutete und damals durchaus nicht „im Stande" war die Mittel zu heiligen, bis herab zu dem derben Scherzwort für unverdientes Gewinnen „Sau".

angestellt wurden, mit Doppelhaken, Falkonet, Schlangen, so in Straßburg 1590, in Breslau 1609, und oft in Nürnberg und Leipzig, welche solche Uebungen bevorzugten; wie glänzend diese Feste nach dem Muster der Freischießen ausgestattet waren, sie hatten vorzugsweise praktischen Zweck und wurden von fremden Schützen in der Regel nicht besucht.

Verschieden wie die Waffe war das Ziel. Uralt ist der Vogel auf der Stange. Aber wo die Gäste in großer Zahl zusammenströmten, erwies sich der Vogel als unbequem. Die Dauer des Schießens war nicht zu berechnen, leicht irrte ein heftiger Wind die Bolzen, zuletzt fiel gar die Stange um oder der Vogel brach ab, bevor er in Späne zerschossen war, auch gaben die fallenden Späne viel Veranlassung zu Hader und Mißvergnügen. So kam es, daß im größten Theil Deutschlands die bequemere Schießwand sehr bald bei großen Armbrustschießen den Vogel verdrängte. Zuerst bei den Schweizern und Schwaben. Dagegen hielten die Thüringer, Meißner und Schlesier lange an den Vögeln. Zumal in Breslau hatte das „Stangenschießen" reiche Ausbildung, dort wurde auch dem Schützenkönig seit 1491 ein schwerer Vogel von Silber, reich vergoldet, mit dem Stadtwappen auf der Brust mit goldenen Ketten und goldenen Schildlein vorgetragen. Bei den Freischießen der Schlesier aber wurden mehre Vögel aufgerichtet von verschiedener Farbe und mit Preisen von ungleichem Werth. So erhoben sich in Breslau 1518 drei Vögel — roth, grün, schwarz, — jeder der vierzig Späne brachte einen silbernen Löffel, doch wurde daneben auch mit der Armbrust nach der Tartsche, einer kleinen viereckigen Scheibe, geschossen. Im Jahre 1560 zeigten sich zu Breslau wieder drei, auf dem stattlichen Landschießen zu Löwenberg 1615 gar fünf Vögel. — Die gefallenen Späne, welche nicht besondere Preise brachten, wurden gewogen, nur lothschwere galten.

Aber auch die Wandziele für Armbrust und Büchse waren

verschieden; für die Armbrust ein kleines zirkelrundes Blatt, zuweilen versilbert, und der äußerste Zirkel mit einem Kranz bemalt, es wurde an die dunkle Schießwand befestigt, nach jedem Rennen der Gesellschaft mit einem neuen vertauscht. Für die Büchse wurden fast immer mehre „schwebende" Scheiben errichtet, ihre Zahl bestimmt — in Zürich waren 1504 drei —, doch schon 1518 steht zu Breslau ein Schirm, d. h. eine gemalte Holztafel. Die Entfernung von den Schießständen bis zum Ziele betrug für die Armbrust 340, später 300 Fuß oder etwas darunter, für die Büchse durchschnittlich 600 bis 750 Fuß, mehr als das Doppelte. Es sind weite Entfernungen für die unvollkommenen Waffen. Wenn etwa junge fürstliche Herren dem Feste zureiten, werden ihnen auch nähere Ziele „zu halbem Stande" auf besonderem Platz und mit anderen Preisen eingerichtet. An solchem Schießen betheiligt sich dann nebenbei der ganze Hof.

Einige Monate vor dem Fest beginnen die Vorbereitungen in der Stadt. Die Herbergen für die Gäste werden ausgemittelt, die Sicherheit der Stadt vorgesehen. Die Goldschmiede hämmern an dem Silber für Preisbecher und Schalen, und schlagen auch wol besondere Medaillen und Schaustücke. Die Schneider nähen unendlich an neuen Festkleidern für Trabanten, Ehrenknaben und lustige Personen, die Schildmaler zeichnen Wappen, Kränze, Nummern auf mehr als hundert Fahnen. Auf dem Schießplan aber werden die Schranken abgesteckt, die Holzplanken bunt gefärbt und mit Tannenbäumen, Gewinden, Säulenreihen verziert, die Räume des Schießhauses neu gemalt, später auch tapezirt, Schießstände und Pavillons für die Schützen und Schreiberbuden errichtet, außerhalb der Schranken aber Küchen, Kegelbahnen, Buden zusammengeschlagen; auch ein Brunnen für die Wassertrinker darf nicht fehlen, im Nothfall wird er neu gegraben. Besondere Sorgfalt erforderte bei den Armbrustschießen nach der kleinen Blattscheibe die Zielstätte

selbst. Und da diese Armbrustschießen auch sonst am künstlichsten eingerichtet waren und ihre Einrichtung Vorbild für andere Arten des Schießens geworden ist, so wird hier und im Folgenden zumeist ihr Brauch geschildert. Die Zielstatt war 1504 in Zürich einfache Wand mit Dach und Fähnchen darauf, daneben das Schilderhaus des Zielers und an hölzerner Säule eine große Sanduhr*). Aber später wurde aus der Wand bei ansehnlichen Schießen ein großer hölzerner Bau, der eine Hausfront mit Thüren und mehren Stockwerken vorstellte, einen Triumphbogen, einen Tempel mit Kuppelthürmchen, zuweilen auch den hohen Holzaltären des sechzehnten Jahrhunderts ähnlich sah, alles schön gemalt mit den Stadt- und Landesfarben, mit Wappen und Figuren verziert, in Straßburg standen 1576 große Sculpturen, ein Greif und ein Löwe, Wache haltend, an den Seiten. Unten in der Mitte des Baues war die Zielwand, mit dunkler Farbe oder Leinwand überzogen. Sie konnte durch einen Mechanismus umgedreht werden, damit nach jedem Rennen die Bolzen ohne Gefahr herausgezogen und die Wand für den nächsten Schuß der Gesellschaft mit einem neuen Zirkelblatt versehen wurde. Zuweilen war der ganze schwere Bau, welcher sich über ihr erhob, beweglich, und wurde den Sitzreihen der verschiedenen Schützenabtheilungen zugedreht. Neben der Schießwand selbst waren in dem Baue zuweilen vorspringende Schutzhäuschen oder Thürmchen für die Zieler, von denen aus sie die Wand beobachten konnten, ohne getroffen zu werden. Ganz oben auf dem Bau**) war ein künstliches Uhrwerk, ein Zifferblatt mit den Ziffern 1 bis 4, darüber ein Glöckchen, auf der höchsten Spitze

*) So in der lehrreichen Nachbildung eines alten Holzschnittes, des ersten Blattdrucks zu Zürich, im: Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich von 1867.

**) Er heißt im Ausschreiben der Bairischen Landshuter 1549 und bei dem Augsburger Caspar Lerff 1586 der Pachen.

stand in der Regel eine bewegliche geschnitzte Figur, oft Fortuna auf einer Kugel (z. B. 1576 zu Straßburg, 1586 zu Regensburg, 1614 zu Dresden), welche nach einem schlechten Schuß dem Schützen den Rücken zukehrte; oder wie 1614 zu Coburg ein Männlein auf einem Thurme, welches nach einem guten Schuß eine Fahne schwenkte, dem schlechten Schützen höhnend einen Esel bohrte.

Nahten diese Vorarbeiten ehrbarer Bürger der Vollendung, so hatte der Rath große Veranlassung, nach einigen Unterbeamten des Festes auszuspähen, deren Thätigkeit nicht grade reich an Ehren, aber durchaus unentbehrlich war, nach den Pritschmeistern. Ein großes Fest machte vier, fünf und mehr solcher Gesellen wünschenswerth, aber sie saßen nicht in jeder Stadtmauer. Waren sie nicht zur Stelle, so mußten sie von Nürnberg und Augsburg verschrieben werden, oder wo sie sonst gerade im Lande umhertrieben, zuweilen von weit her. Es war ein alter Beruf, dem sie nachzogen. Zu derselben Zeit, in welcher die phantastischen Stadtturniere der jungen Patricier in die nützlichen Schießübungen der wehrhaften Bürger umgewandelt wurden, hatte sich die Pritschmeisterei zu einer friedlichen bürgerlichen Arbeit geformt, die einiges von den Pflichten der alten Herolde und nicht wenig von den alten Festschwänken der fahrenden Narren bewahrte. Die Pritschmeister waren Ausrufer, Stegreifdichter, Polizeibeamte und Possenreißer der Freischießen, sie kannten Anstand, Sitte, jedes Ceremoniell des Schießplatzes auf's genaueste, gaben unsichern Festordnern guten Rath, hielten die gereimten Festreden, straften mit der Narrenpritsche für leichte Vergehen gegen die Ordnung des Schießplatzes, und halfen sogar bei den Festschmäusen nach, wo es fehlte, durch einen kräftigen Spaß, auch wol durch Bedienung. Sie waren weit herumgekommen und wußten sehr gut, wie mit vornehmen Fürsten und strengen Herren vom Rath umzugehen war. War nicht grade Festzeit, so trieben sie wol ein bescheidenes Handwerk, das

nicht zu viel Ausdauer forderte. Aber Siebmachen oder ein kleiner Wollhandel behagte ihnen schwerlich auf die Länge, wenigstens schildern sie sich selbst in den umfangreichen Poesien, welche sie uns hinterlassen haben, als arme Teufel, welche begierig dem Gerücht von einem großen Fest bei Hofe oder in den Städten lauschen und speculirend viele Tagereisen laufen, um vielleicht ihr Amt bei einem Freischießen ausüben zu können. Gelingt ihnen das nicht, so wird ihnen doch die Freude, während der Festzeit alten Gönnern unter den Schützen aufzuwarten und sich durch treuherziges Schmarotzen den hungrigen Magen zu füllen, und zuletzt bleibt ihnen der alte Trost der Dichter, wenigstens in Versen zu schildern, was selbstthätig zu genießen versagt war, und für diese Verse Belohnungen einzusammeln. Es ist wahr, ihre — gedruckten oder geschriebenen — Beschreibungen der freundlichen und ansehnlichen Freischießen sind fast immer sehr schlechte Reimereien, aber für uns haben sie doch hohen Werth, weil sie mitten in das kleine Treiben der Feste einführen. Und auch in dem Amt der Pritschmeister ist einiges Beachtungswerthe.

Es ist wol nur der deutschen Natur gemäß, den Narren zur Polizeibehörde eines Festes zu machen. Der Schlag seiner Pritsche trifft den Herrn wie den Bauerbuben, seine Spottrede straft auch den übermüthigen Fürstensohn und treibt dem Unverschämtesten das Blut in die Wangen; der empfindliche Stolz des Junkers, der jede Berührung durch einen Trabanten als tötlichen Schimpf geahndet hätte, erträgt beschämt, daß die Narren im Amte ihn ergreifen und zu ihrem Rabenstein schleppen. Auch wer das „Schießrecht“ wenig achten würde, der fürchtet nach Schießrecht dem öffentlichen Gelächter preisgegeben zu werden. Aber selbst die Späße des Pritschmeisters verdienen eine Beachtung, es sind stehende, endlos variirte Scherzreden und Possen, eine bestimmte herkömmliche Art lustig zu sein, typische Formen der Narrheit von mehrhundertjährigem

Alter, und sie werden mit einem gewissen Ernst, ja mit Pedanterie vorgetragen, denn sie gehören nicht mehr dem Einzelnen an. Sicher wirkten diese oft schalen Späße erst dann unwiderstehlich, wenn eine drollige Laune des Menschen dabei durchbrach, aber sie sind gerade in ihrer alterthümlichen Beständigkeit für uns Holzschnitten gleich, in deren eckigen Linien doch ein gewisser Reiz liegt. Wenn z. B. am Ende des Schießens der Pritschmeister dem unglücklichen Schützen, der den letzten Gewinn davongetragen, diesen Gewinn, die Sau mit 6 Ferkeln glückwünschend übergiebt, und ihm dabei der Länge nach berechnet, wie die borstige Familie sich in seinem Hause Jahr für Jahr vermehren und ihn nach drei Jahren als Herrn von 2401 Stück umkreisen werde, so wurde für die Zuhörer der Spaß dadurch gar nicht geringer, daß sie dieselbe Berechnung schon seit ihren Kinderjahren bei ähnlicher Gelegenheit gehört hatten, er wirkte ähnlich wie eine Melodie, welche ihren besten Zauber erst ausübt, wenn sie im Ohr des Hörers heimisch geworden ist.

Der Pritschmeister wußte wol, daß er ein Narr sein sollte. Zwar gab es auch unter ihnen stolze Gesellen, welche sich der Kappe schämten. Aber sie wurden von ihren eigenen Amtsgenossen verspottet. So war 1573 der Pritschmeister von Zwickau ernsthaft und hochmüthig, aber er litt dafür auch unter dem verächtlichen Achselzucken seines Collegen Benedict Edelbeck, der aus Böhmen dem Freischießen zugewandert war und besser wußte, was der Pritsche gezieme. Sie trugen deßhalb auch einige Abzeichen des Narren, die Kappe und ein auffallendes buntes Kleid in den Farben der Stadt, das ihnen als Festgeschenk blieb. Bei besonders vornehmen Schießfesten wurden sie sehr stattlich herausgeputzt, z. B. in Coburg 1614 trugen ihrer fünf die fürstlichen Hausfarben, gelbes Wams von Seide, schwarze Hosen, gelbe englische Strümpfe, lange schwarz und gelbe Kniebänder, schöne Corduanschuhe mit seidenem Band, einen spanischen Sammthut mit gelben Federn, darüber eine

Kasseke mit fliegenden Aermeln, roth, gelb, schwarz, vorn und hinten mit Wappen bestickt, dazu die große Pritsche und um das Knie ein Band mit mächtigen Schellen, welche laut rasselten.

Ihre Pritsche, oft unförmlich groß, von Leder oder von gespaltenem klatschenden Holz, zuweilen vergoldet, hatte auf dem Schützenplatz viel zu thun. Mit ihr fegten sie die „Freiheit“ des umsteckten Raums von dem andrängenden Volke, und straften die Vergehen gegen die Ordnung. Wer zwischen die Schützen und ihr Ziel rannte, sobald die Uhr aufgezogen war, wer die Schützen in ihrem Stande störte, in Trunkenheit und Uebermuth Unarten wagte, aus Muthwillen oder Tücke fremde Waffen beschädigte, verfiel ihrem Gericht, ohne Rücksicht auf seinen Rang. Und dies Gericht wurde sehr auffällig geübt. Denn auf dem Schießplane erhob sich zur Seite ein weit sichtbares Gerüst, darauf zwei bunt gemalte Bänke. Dieser Bau hieß mit altem herbem Scherzwort „der Rabenstein“, später „des Pritschmeisters Predigtstuhl“; zu ihm wurde der Schuldige unter vielen grotesken Bewegungen gezogen, dort über eine Bank gelegt und mit der Pritsche in einer Weise bearbeitet, welche die alte Kunstsprache zierlich durch die Worte ausdrückte: es wurde ihm der Kopf am H— weggeschlagen. Dazu hielt der Pritschmeister eine Rede, welche dem Sträfling das Lästige seiner Lage nicht verringerte. Man kann sich denken, wie anziehend solche Gesetzvollstreckung für alle Unbetheiligten war. Dieser Brauch wurde überall in Deutschland geübt, am mäßigsten bei den ernsten Schweizern, ehrbar und möglichst unparteiisch in den Städten; nur wo große Herren ein Schießen veranstalteten, finden sich in der letzten Zeit Spuren einer fürstlichen Laune, welche dieses Schauspiel auch bei unbedeutenden Vergehen kleiner Leute befiehlt. So fand Kurfürst Johann Georg eine Freude daran, nach dem Freischießen 1614 nicht nur einige Küchenjungen, sogar einen seiner Bären pritschen zu lassen, der Bär mußte an der Kette auf die Bank gelegt werden. Der Pritsch-

meister gehorchte kurfürstlicher Gnaden, aber aus seinem Bericht ist zu sehen, daß er in stillem Herzen die Empfindung bewahrte, dergleichen sei nicht seines Amtes.

Zu Gehilfen der Pritschmeister wurden aus den Knaben der Stadt einige der unnützesten ausgewählt, auch sie in Narrentracht gesteckt; aus der übermüthigen Brut wurden die eifrigsten Gesetzeswächter, behend lernten sie einige von den Künsten ihrer Meister, sie führten Flederwische, hölzerne Klappern, gellende Pfeifen. Sie stürzten wie eine Meute auf das Bäuerlein, das über den Schützenplatz lief, und begrüßten mit Grimassen und Affengeberden den Schützen, welcher schlecht geschossen. In Coburg zogen sie 1614 als eine große Bande in schwarze Leinwand genäht, mit aufgesetzten weißen Näthen und Lappen hinter einem langen schwarzen Manne, der eben solche Tracht und Pluderhosen nach altem Landsknechtschnitt trug. Es war der närrische Schuster Martin Pauker, ein düstrer, hagrer Gesell, der selten ein Wort sprach, aber während des ganzen Schießens unermüdlich war in grotesken Verkleidungen. Beim Auszug schleppte er eine ungeheure Leinwandfahne, die bedenkliche Ehrengabe für den Schützen, welcher von allen am schlechtesten geschossen, beim Heimzug aber trug er die große Kesselpauke und ließ auf seinem Rücken trommeln; auf dem Schützenplatz erschien er als wilder Mann in Stroh und Reisig gewickelt, als Mönch, als Nonne, bald kam er in prächtigem Gewande auf einem Esel geritten, endlich wankte er gar in einer Bärenhaut; immer war er vermummt, immer stumm und finster, aber er hatte so seine stille Freude bei der ganzen Sache*).

Waren die lustigen Pritschmeister bestellt und eingetroffen, so konnte man, wenn die Stadt in dem Ruf stand ihre Schuldigkeit zu thun, gute Freunde besaß und stattliche Preise

*) Wolffgang Ferber, Gründliche Beschreibung eines Armbrust-Schiessens zu Coburgk. 1614. Bl. R.

verkündet hatte, eines starken Zuspruchs sicher sein. Die geladenen Städte hatten ihren Bürgern durch öffentlichen Anschlag, durch Vorlesen oder Ausrufen das Fest verkündigt. Es galt ihnen für eine Ehrensache, durch gute Schützen vertreten zu sein, und die Schützen bekamen häufig Reisegeld aus der Stadtkasse, dafür überreichten sie bei der Rückkehr die seidenen Fahnen, welche sie gewonnen, dem Rath oder der Schützengesellschaft. Solche deputirte Schützen waren in der Regel angesehene Männer, es traf sich aber auch, daß außer ihnen andere Bürger der Stadt auf eigene Kosten zum Schießen reisten. So war in Coburg 1614 außer den vier Schützen, welche die Stadt Schweinfurt gesandt hatte, noch Hans Schüßler, ein kleiner unansehnlicher Mann, für sich allein gekommen, er wurde von seinen Mitbürgern über die Achsel angesehen und von ihrer Gesellschaft ausgeschlossen; er aber traf gleich beim ersten Schuß den Nagel, da that er vor Freuden einen Sprung und rief: „Ich war meinen Landsleuten nicht gut genug mich mitzunehmen, jetzt soll es, wenn Gott will, noch besser kommen.“ Und er hatte zuletzt die meisten Zweckschüsse und gewann einen schönen Becher.

In den letzten Tagen vor dem Fest trafen die fremden Schützen von allen Seiten ein. Vom Rath war im voraus für billiges Quartier gesorgt, wol auch den Bürgern noch einmal eingeschärft worden, daß sie sich aller Neckerei der Fremden zu enthalten hätten; viele der Fremden genossen die Gastfreundschaft einzelner Städter. Waren fürstliche Personen geladen, dann wurde die Stunde ihrer Ankunft durch einen reitenden Boten verkündet, sie wurden vom Rath empfangen, in Herberge gelegt, mit dem üblichen Ehrengeschenk an Wein, Bier und Fischen versehen. Zuweilen wurde mit den Gästen, welche vor dem ersten Festtage eingetroffen waren, ein kleines Vorschießen gehalten; dabei wurde 1586 zu Regensburg ein schöner großer Bock, ganz mit rothem Lundischen Tuch verdeckt, nebst einer

schönen Fahne vom Rath zum besten gegeben. In Schwaben und Baiern war bei kleineren Schießen ein solcher verdeckter Bock nicht selten.

Am Morgen des Festes zogen die Pritschmeister mit dem Spiele der Stadt durch die Straßen und forderten die Fremden zur Versammlung auf dem Schießplatz auf. In feierlichem Zuge marschirten die Festgeber hinaus, voran die Pritschmeister, dahinter die Zieler, ebenfalls in neuen Kleidern und den Stadtfarben, die Zielstäbe in der Hand, dann die Trommler und Pfeifer, darauf die Würdenträger und Schützen der Stadt, ein Zug von feinen jungen Knaben der Stadt, gleich gekleidet, im Festschmuck, Söhne der angesehensten Familien, welche die kleinen Zweckfahnen trugen, darauf, vielleicht unter Anführung eines Pritschmeisters oder einer andern lustigen Person, die Knaben mit den Schimpffahnen, der spöttischen Auszeichnung schlechter Schüsse. Dazu kamen andere Knaben, welche die bunten Truhen trugen, in denen die Bolzen gesammelt wurden; auch die Hauptgewinne des Schießens, die großen und kleinen Becher wurden entweder im Zuge herausgeschafft oder auf dem Schießplatz in einem besondern Pavillon unter Aufsicht der Stadttrabanten ausgestellt.

Auf dem Schießplatz wurde wieder umgeschlagen und die Schützen durch den Pritschmeister zusammengerufen; ihnen hielt der Deputirte der Stadt die feierliche Begrüßungsrede, in der er der alten Freundschaft der geladenen Städte gedachte und seine besten Wünsche für das Fest aussprach. Darauf zogen die Pritschmeister mit der Musik wieder über den Schießplatz, einer von ihnen verkündete noch einmal den Wortlaut des Einladungsschreibens und ermahnte die Schützen, nach Städten zusammenzutreten und ihre Siebener oder Neuner zu wählen. Diese sind Behörde des Schießplatzes, die obersten Richter nach dem Schießrecht, sie werden aus den angesehensten Männern der Stadt und den Gästen gewählt, einige von den Festgebern, die andern

von den Schützen nach Landschaften. Sind die größten Städte, Nürnberg, Augsburg, Magdeburg, unter den Gästen, so wird wol gleich beim Umschlagen bestimmt, daß von ihnen einzelne Vertreter der fremden Schützen gewählt werden sollen, die freien Reichsstädte werden besonders ausgezeichnet, ebenso anwesende Fürsten, welche oft selbst das mühsame Amt eines Neuners übernehmen. Die Neuner werden von der Stadt in der Bewirthung bevorzugt. Unter ihnen stehen die Schreiber, häufig drei, die in besonderer Hütte die Anmeldungen der Schützen annehmen. Jeder Schütz muß Bolzen und Kugeln, Armbrust und Büchse vorzeigen, jeder Bolzen wird geprüft, ob seine Eisenspitze durch die Oeffnung des Pergamentringes durchgleitet, denn der dickere Bolzen macht eine größere Oeffnung im Zirkelblatt und kann, da von dem Rande der Oeffnung bis zum Mittelpunkt des Zirkels gemessen wird, bei zwei gleichen Schüssen den andern benachtheiligen. War der Bolzen probehaltig, so wurde der Name des Eigenthümers auf den Schaft geschrieben, nur beschriebene Bolzen durften gebraucht werden. Ferner aber hatte jeder Schütz seine Geldeinlage zu machen, bevor er zum Schießen zugelassen wurde. Ueber diesen Vorbereitungen gingen immer mehre Stunden, oft der größte Theil des ersten Tages hin. Die Zeit wurde häufig durch eine Collation ausgefüllt, welche der Rath der Stadt den fremden Schützen gab, sie bestand in der früheren mäßigen Zeit aus Wein und gutem Bier und einfacher Zukost, Obst, Kuchen, Butter und Käse. Waren die Schützen eingeschrieben und hatten sie ihre Einlage gemacht, so wurden sie in Viertel oder Fahnen getheilt, drei, fünf und mehr Fahnen, häufig hatte jedes Viertel seinen besondern Stand.

Jetzt endlich begann das Hauptschießen in „Rennen“ oder „Schüssen“, beim Armbrustschießen so, daß die Viertel hinter einander schossen, jeder Schütz einen Schuß.

Gegenüber der Zielstatt waren im Schießhaus oder in be-

sonderem Holzbau die Stände der Schützen. Aber ihre Methode zu schießen erscheint uns auffallend. Vor dem Beginn des Rennens zog ein Pritschmeister mit Pfeifen und Trommeln über den Schießplatz und rief die Schützen nach Abtheilungen in den Stand. Eilig drängten sie herzu und saßen in Reihen neben einander, nach dem Loose geordnet, jeder in dem Stande, dem er seinen Namenszettel angeheftet hatte. So lange die Abtheilung schoß, durfte keiner seinen Stand verlassen, keiner die Nachbarn durch Wort oder Bewegung stören. So saßen sie, die Armbrust in der Hand, dann rief der Pritschmeister: Zieler, laß die Uhr los. Auf das Zeichen begann sich der Weiser in Bewegung zu setzen, jedes Viertel durch Schlagen der Glocke andeutend. Während dieser Zeit mußte jeder Schütz schießen, er schoß sitzend, wenigstens in dem innern Deutschland seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, durfte sich aber dabei ebensowenig anlehnen als die Armbrust auflegen*). Hatte der Zeiger auf der Uhr den Umlauf beendet, dann läutete hell die Glocke, ein Stahlspiegel sank an einer Hanfschnur herab und bedeckte das Zirkelblatt, und vor der Schießwand erhob sich aus der Erde oder sank aus dem Holzbau ein Gitter, um die zudringenden Schützen von der Schießwand abzuhalten. Dann begann die Arbeit der Neuner, Schreiber und Zieler. Die Schießwand wurde, wo sie beweglich war, umgedreht, dann stand hinter ihr ein Tisch für den Schreiber, die beschriebenen Bolzen wurden herausgezogen, der Zweckschuß und alle Zirkelschüsse mit den Namen der Schützen aufgeschrieben, auch der weiteste Schuß wurde bemerkt. Die Zieler aber hämmerten die Bolzenlöcher zu, schwärzten die beschädigten Stellen der

*) Schon im Ausschreiben der Ulmer von 1468 wird gefordert, daß der Armbrustschütz schieße „aufrecht sitzend auf freiem Stuhl, ohne Anlehnen, mit freiem schwebendem Arme und abgetrenntem Wammsärmel, ohne daß die Säule der Armbrust an die Achsel und Schlüssel der Brust rühre." Neues deutsches Museum von R. Bechstein S. 235.

Wand und zogen ein neues Blatt ein. Hatten in dieser Art sämmtliche Abtheilungen der Schützen einen Schuß abgegeben, so wurden die Bolzen in feierlichem Zuge mit Pritschmeister, Pfeifen und Trommeln nach dem Schießhause getragen, dort die gleichgültigen Bolzen in einem Troge ihren Besitzern überlassen, die verzeichneten Schüsse dagegen in einer zierlichen hölzernen Attrape — in Zwickau war es 1573 ein großer weißer Schwan, das Stadtwappen — überbracht. Der Bolzen des Zweckschusses erhielt einen Ehrenplatz, auch der „weite“ Schuß eine auffallende Stelle. Schon nach dem ersten „Schuß“ begann die Austheilung der Preise.

Es war das Bestreben, nach allen Richtungen auszuzeichnen und so viele Schützen als möglich mit Preisen zu versehen, aber unsere Ahnen ließen sich auch nicht nehmen, dem, der seine Sache besonders schlecht gemacht hatte, durch derben Scherz eine Demüthigung zu bereiten. So wurden mit Preisen versehen der beste Schuß eines jeden Rennens, der „Zweckschuß“; auch wer die meisten Schüsse zunächst am Nagel gethan, erhielt, wenn seine übrigen Schüsse nicht gut genug waren ihm einen Hauptgewinn zu verschaffen, ein besonderes Geschenk. Die Hauptgewinne aber waren für die Schützen, denen am Ende des Schießens die meisten Zirkelschüsse zusammenaddirt wurden. Alle Schützen, welche durch die ausgeschriebene Zahl von Schüssen keinen Gewinn erhalten hatten, erhielten das Recht, vor dem Ende des Hauptschießens noch einmal untereinander um kleinere Preise, die Ritterpreise, zu kämpfen, das nannte man „um den Ritter stechen“ oder „rittern“. Alle Gewinne des Hauptschießens wurden von den Festgebern ausgesetzt, sie waren sämmtlich in dem Ausschreiben mit ihrem Silberwerthe aufgezählt. Außerdem aber mußte jeder Schütz beim Beginn des Festes einen Geldbetrag — den Doppel — einlegen, bevor er eingeschrieben wurde. Diese Einlage war nicht unbedeutend, sie wurde höher, je anspruchsvoller die Feste sich ausbildeten. Während sie in früherer Zeit etwa zwei

Gulden betragen hatte, stieg sie in den letzten fünzig Jahren der Freischießen auf sechs, acht Reichsgulden, ja sie betrug 1614 bei dem Stahlschießen, welches Kurfürst Johann Georg zu Dresden gab, bereits zwölf Reichsthaler, welche nach Silber- und Getreidewerth etwa dreißig Thalern unseres Geldes entsprechen. Allerdings waren nicht alle Freischießen so aristokratisch. Auch war die Einlage des Schützen bei den meisten Festen nur zum Theil eine gebotene, oft war die kleinere Hälfte freiwillig. Durch die gebotenen Einlagen wurden die Nebengewinne bei dem Hauptschießen gedeckt, diese Gewinne in kleinen Beträgen auf so viele Schützen als möglich vertheilt. Aus den freiwilligen Beiträgen wurden häufig kleine Silbergeschirre für ein Nachschießen gekauft — „die großen und kleinen Silber“ —, zuweilen wurde auch dafür noch von den Festgebern einiges gespendet, dann verwendete man diese Beiträge der Schützen zu kleinen Geldprämien des Nachschießens.

Zu allen Preisen des Hauptschießens aber gehörten große und kleine Fahnen, mit den Stadt- oder Landesfarben, mit einem Wappen oder Kranz bemalt. Oft stand der Geldwerth des Gewinnstes darauf. Eine solche Fahne davonzutragen, war große Ehre. Die fremden Schützen brachten sie stolz in ihre Heimat, überreichten sie wohl auch dem Rath ihrer Stadt oder ihrer Schützenbrüderschaft, welche ihnen die Zehrungskosten der Reise bestritten hatte. Bescheiden waren im Anfang die Preise des Siegers; sie wurden lange als „Abenteuer“ bezeichnet, an dem Fremdwort, das aus dem Jargon der alten Turniersprache herstammte, hing noch ein romantischer Reiz. Aber die Abenteuer, welche den Muth des tüchtigen Schützen herausfordern, sind nicht mehr unerhört. Ein stattlicher Widder ist um 1400 in München, 1404 in Kehlheim das „Beste“, der erste Preis bald darauf ein Ochs, ein Pferd, in der Schweiz Muni, der Zuchtstier, die Thiere oft mit werthvollem Tuch bedeckt; so ist noch 1433 zu Nürnberg ein Pferd mit

rothem Tuch bedeckt das Beste. Die Nebenpreise sind etwa ein kleiner Becher, Silberschale, Gürtel, Armbrüste, ein Schwert, und ein Preis, der in der ganzen Folge bei kleinen Schießen besonders beliebt war und überall bis auf die Neuzeit in den Schützengesellschaften gehaftet hat: Stoff zu einem schönen Paar Hosen. Aber schon 1440 ist in Augsburg das Beste eine Geldsumme, 40 Gulden, und das Pferd, das Rind, werden die letzten Preise des Hauptschießens. Schnell steigt der Werth der Gewinne, 1470 sind in Augsburg 101 Gulden das Beste, um 1500 ist diese Summe bei großen Freischießen gewöhnlich, in Zürich stehen 1504 110 Gulden als Hauptgewinn, 100 Gulden als zweiter, und so in langer Reihe hinab bis auf 1 Gulden, alle doppelt für Stahl und Büchse, und — was bei den Schweizer Schießen nicht selten ist — alle in Geld. Unaufhörlich steigt der Werth der Preise. Zu Leipzig 1550 für Armbrust 300 Gulden. Beim großen Schießen zu Straßburg 1576 war der erste Hauptgewinn für Stahl und Büchse 210 Reichsgulden, in Basel 1603 für Musketen (gezogene Rohre) ein Becher von 300 Gulden Werth. 300 Gulden nach Silber- und Getreidewerth entsprechen 666 Thalern unseres Geldes.

Die Hauptgewinne sind Geld oder Silbergeschirr, zuweilen mit Geldstücken gefüllt, Becher und Schalen in allen Formen und Größen, oft mit der Zierlichkeit und dem Geschmack, welcher die Technik der Goldschmiede im sechzehnten Jahrhundert auszeichnete, den Gewinnern wurde im einzelnen Falle auf ihr Begehren der angegebene Werth der Gewinne in Geld ausgezahlt. Auch die Geldbeträge wurden häufig in besonderen Münzen und Medaillen gezahlt, welche für das Fest geprägt waren, große, kleine, vergoldete, häufig drei- und viereckige, die Klippen. Zumal die einzelnen Zweckschüsse wurden durch Klippen belohnt, die an der Siegesfahne hingen. Bei dem theuren Stahlschießen zu Dresden erhielt jeder Zweckschuß zur Fahne eine vergoldete Medaille, welche 5 Reichsthaler schwer war, fast

genau ein Viertelpfund unseres Zollgewichts. Auch kleinere Städte schlugen Medaillen und Klippen, sie dauern als gesuchte Seltenheiten unserer Münzcabinette, und zeigen die größte Mannigfaltigkeit der Embleme, Devisen, der Größe, Form und des Geldwerthes. Selbst der Jugend und den Armen wurden hier und da zur Erinnerung an ein solches Fest kleine Silbermünzen geschlagen und ausgetheilt.

Außer diesen guten Preisen aber gab es auch unholde Vexirgewinne. Schon der letzte Schütz, welcher auf einen Gewinn Anspruch machen konnte, wurde durch eine zweideutige Auszeichnung beehrt, er erhielt, wie bemerkt, nach altem Brauche unter vielen spöttischen Gratulationen des Pritschmeisters außer der kleinsten Geldprämie ein Vorstenthier, groß oder klein, Sau oder Ferkel, nach der Laune der Festgeber. Dazu eine gute Preisfahne, aber ebenfalls mit anzüglichem Bilde. Vom Coburger Schießen des Jahres 1614 wird gerühmt, daß diese Fahne besonders schön gestickt war, doch darf man annehmen, daß ihr Emblem dem Besitzer keine reine Freude verursachte. Aber unzweifelhafter Hohn wurde bei jedem Rennen dem weitesten Schuß zu Theil. Fahne und Gastgeschenk war eine Carricatur des Preises für den Zweckschuß. Ferner bewahrte man hier und da den Brauch, daß jeder, der bis zur Mitte oder bis zum Ende des Hauptschießens gar keinen Treffschuß gethan hatte, von dem Pritschmeister zum Ritter geschlagen wurde. Durch diese demüthigende Ceremonie erhielt er das Recht, mit seinen Unglücksgefährten um besondere Fahnen und kleine Gewinne zu kämpfen. Aber nicht überall wurden die „Ritterpreise" durch Pritschenschläge erkauft. Wer vollends die meisten schlechten Schüsse gemacht hatte, mußte wenigstes in der letzten Zeit der Freischießen beim Ende des Festes zuweilen eine riesige rohe Fahne von Sackleinwand tragen, von den Narren des Festes umgeben. — Waren die Bolzen des Zweckschusses und des weitesten Schusses nach dem ersten Rennen in

ihre Attrapen gesteckt, so trat der Pritschmeister auf seinen Predigtstuhl, rief zuerst mit lauter Stimme den besten Schützen des ersten Rennens heran und begrüßte ihn mit einer kurzen Stegreifrede in Knittelversen, worin er ihm sein Verdienst und seinen Gewinn rühmte. Er werde jetzt zur Erinnerung an den Schuß eine schöne seidene Fahne erhalten, an welcher eine silberne Klippe hänge, ferner einen zinnernen Teller, darauf eine gebratene Forelle, eine Semmel und ein Glas Wein nebst einer Pomeranze. Tapfere Musikanten, Trompeter oder Pfeifer, werden vor ihm hergehen und ihn zu seinem Sitze führen. So marschirte der glückliche Schütze unter Musik ab, Beamte der Stadt überreichten ihm Fahne und Münze und den lustigen Ehrenteller. Darauf vertheilte der Pritschmeister die andern Zirkelschüsse, zuletzt rief er den Unglücklichen, der den weiten Schuß gethan. Er kam nicht willig; der Pritschmeister verneigte sich vor ihm und sprach: „Seht zu, schöner Schütz, daß ihr eure Kunst besser lernt. Ich habe hier einige freie Knaben, die euch das Treffen beibringen werden. Dürft ihnen kein Geld dafür zahlen. Franz Floh, nimm den Sprengwedel, segne ihn mit geweihtem Wasser, es ist sehr möglich, daß er beschrieen ist. Komm Hans Hahn, läute ihm mit deiner hölzernen Glocke um die Ohren! — Doch ich merke, ihr seid ein guter Christ, ihr wollt andern auch was übrig lassen. Darum, liebe Vexatoren, nehmt euch seiner an, der Mann hat's wohl um die andern verdient, pfeift ihm einen hübschen Reihen vor, und bohrt ihr ihm Eselsohren, so seid anständig und thut's hinter seinem Rücken. Bringt ihm seine Ehrengeschenke. Zuerst eine Fahne von der Art Atlas, in welchem die Bauern ihren Hafer zur Stadt führen. Die Klippe, welche daran hängt, ist leider nur von Blech, dazu ein Teller von Holz, darauf ein schöner Quarkkäse, statt der Pomeranze ein Apfel und in thönernem Napf ein Trunk leichtes Bier!" So höhnte der Pritschmeister und zuletzt bot er ihm noch eine Narrenkappe mit Hahnenfedern an; unterdeß gellten,

klapperten und pfiffen des Pritschmeisters Jungen um den Schützen, schlugen Burzelbäume, bohrten ihm Esel und verfolgten ihn mit Grimassen bis zu seinem Stande, während ihm wohl auch ein Dudelsackpfeifer voranschritt und aus seinem Schlauch die grimmigsten Töne preßte*). Es wurde von den Schützen ernsthaft darauf gehalten, daß bei solchem Vexiren die Anspruchsvollen nicht besser wegkamen als die Mehrzahl. Den Betroffenen aber war dieser Act sehr peinlich. Selten glückte ihnen, den weitesten Bolzen vorher bei Seite zu bringen, was immer allgemeinen Unwillen erregte. Den anwesenden Fürsten wurde doch einige Rücksicht bewiesen, wenigstens lauten ihnen gegenüber die gedruckten Worte der Pritschmeister sehr mild. Hatte der Landesherr selbst einmal den weitesten Schuß gethan, so nahm ihn wol einer aus dem Gefolge auf sich, wie 1573 zu Zwickau.

So verlief das Fest Schuß für Schuß; nach jedem Belohnung des besten Schusses. Diese Zwischenspiele nahmen nicht wenig Zeit in Anspruch, so kam es, daß den Tag nicht mehr als etwa sieben, acht Schüsse, bei großen Schießen noch weniger gethan wurden.

Um das Ende des Festes aber wurde das Schießen in den meisten Landschaften Deutschlands durch einen holden Brauch unterbrochen, der hier so geschildert wird, wie er in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts in den Städten der Schwaben, Franken, Thüringer und Meißner vor sich ging. Im Zuge schritten mehre der vornehmsten Jungfrauen der Stadt, festlich ge-

*) Diese Standreden des Pritschmeisters und seine Behandlung der schlechten Schützen entsprechen den Turnierstrafen, dem Weidmesser über dem Hirsch und den Ceremonien der Deposition. — Vergl. Benedikt Edelbeck 1573 und Wolfgang Ferber 1614. Auch Hans Sachs hat 1549 starke „Pritschengesänge“ gefertigt, welche auf dem Predigtstuhl beim Aushauen gute Dienste geleistet haben mögen. Sie sind nach der Handschrift abgedruckt in: Deutsches Museum. Neue Folge. S. 251.

kleidet, von Rathsherren, Stadtpfeifern und Trabanten begleitet, auf den Schützenplatz. Eine von ihnen trug in verzierter Schachtel einen kostbaren Kranz, — zuweilen von Silber und Gold mit Perlen und Edelsteinen geziert, — eine andere die schöne Fahne. Auf dem Platz hielten sie ihren Umzug, dann wurden die Schützen einer befreundeten Stadt aufgerufen, ein Sprecher der Stadt hielt ihnen eine Anrede, die Jungfrauen überreichten ihnen als Ehrengeschenk für ihre Stadt Kranz und Fahne und boten ihnen den Ehrentanz. Die gerufenen Gäste dankten im Namen ihrer Stadt mit gewählten Worten, einer von ihnen setzte den Kranz auf das Haupt und sie schritten mit den Jungfrauen in feierlichem Tanze hinter der Musik über den Schießplatz. Ein solcher Kranz legte der Stadt, welche ihn erhielt, die zarte Verpflichtung auf, das nächste Freischießen zu veranstalten. Er wurde sorglich bewahrt, und in dem Ausschreiben der bekränzten Stadt wird häufig als Grund des Freischießens erwähnt: „damit das Kränzlein nicht verwelke“. Seit die Fürsten eifrig an den Schießen theilnehmen, erhalten auch sie die Kränze; ist ein Fürst der Festgeber, so ertheilt wohl eine der Prinzessinnen den Kranz. Dieser alte Brauch band die Städte einer Landschaft zu einer großen Festgenossenschaft zusammen. Nur das Tanzen auf dem offenen Schießplatz hörte ungefähr seit dem Jahr 1600 auf.

Aber diese großen Bürgerfeste boten noch andere Gelegenheit Kraft und Kunst zu erweisen. Im fünfzehnten Jahrhundert, wo sie aufblühen, werden für die Schützen selbst noch „offene Spiele“ eingerichtet und Preise für die Sieger ausgesetzt. In diesen Spielen hat sich uralte Ueberlieferung erhalten. Es sind die alten Wettkämpfe, wie in den Nibelungen Siegfried gegen die Brunhild gewann: Steinstoßen, Springen, Laufen. Sie waren 1456 beim Freischießen von Straßburg ausgeschrieben, den Preis im Springen trug der Züricher Hans Waldmann davon, der später als Bürgermeister sein stolzes Haupt

auf dem Block verlor. In Augsburg war beim Stahlschießen 1470 ein goldener Ring für den gesetzt, der einen Stein von 45 Pfund im Antritt mit drei Stößen nach „Stoßensrecht“ am weitesten forttreiben würde; ein Ritter Wilhelm Zaunried gewann den Preis. Ebenso standen in Zürich 1472 drei Preise für drei Stöße auf Steine von 15, 30, 50 Pfund. — Im Springen gewann 1470 zu Augsburg Christoph Herzog von Baiern den goldenen Ring. Die Aufgabe war: drei Sprünge auf einem Bein mit Anlauf, darauf ein Sprung mit beiden Füßen, dann wieder drei Sprünge auf dem andern Bein und ein zweiter Sprung. In Zürich waren 1472 dreierlei Sprünge vorgeschrieben: von der Stelle mit gleichen Füßen, im Anlauf mit gleichen Füßen, Anlauf und nach dem Sprung drei Sprünge auf einem Fuß. Das alles wurde sehr ernst genommen, schon in dem Ausschreiben des Raths den Gästen genau angezeigt. — Im Wettlauf maß 1470 die Bahn zu Augsburg 350 Schritt, auch im Laufen gewann Herzog Christoph von Baiern den goldenen Ring; in Zürich war 1472 die Bahnlänge 600 Schritt; in Breslau waren 1518 Preis im Laufen Stücke des beliebten Zinns. Neben den Männern rannten zuweilen die Rosse, so in Augsburg 1446 beim Büchsenschießen; 14 Pferde erschienen an den Schranken, Preis war ein Stück Scharlachtuch, Sieger ein Pferd des Herzogs Albrecht, das er von München zum Rennen gesandt hatte*). Bei dem Rennen im Jahr 1470 gewann ebendort ein Pferd Herzog Wolfgang's von Baiern den Preis von 45 Gulden. In Ulm waren 1468 für dies Pferderennen drei Preise ausgesetzt, der erste wieder rothes Tuch, der letzte ein Schwert; die Rosse liefen auf dem „gewöhnlichen Rennweg“, das langsamste der angemeldeten Pferde erhielt eine Sau, die es in die Stadt führen mußte. — Auch das Ringen, sogar das Tanzen erhielt Preise. So 1508 wieder in Augsburg. — Und einen närrischen Preis

---

*) Welsser-Gasser, Chronika von Augspurg, S. 182.

erwarb ebendort sogar der, welcher dem Volk die größte Lüge erzählen konnte.

Zu diesen einheimischen Volksfreuden kamen andere, nicht weniger alt. Die Fechter drängen sich auch in die Freischießen, — schon 1508 in Augsburg, — zumal wenn Fürsten an der Bürgerlust theilnehmen. So kämpften 1560 in Stuttgart die Fechter paarweis auf dem Schießplatz, auch die fürstlichen Frauen fuhren hinaus dies Gefecht zu sehen, der erste Sieger erhielt ein schönes Wamms von Taffet, jeder andere Preis betrug zwei Thaler. Zum Stahlschießen in Zwickau führte 1573 der Markgraf von Anspach eine Fechterbande von vierzig Mann, denen Kurfürst August von Sachsen seine Federfechter gegenüberstellte. Sie kämpften an zwei Tagen paarweise gegen einander mit Langschwert, Dussek, langem Spieß, halber Stange, nach alter Sitte baarhaupt, alle Nestel aufgebunden, fröhlichen Gemüths, einzelne Paare machten viele Gänge, ohne einander zu besiegen.

Massenhafter hängen sich andere Volksbelustigungen an die Freischießen, die Freude wird geräuschvoller, reichlicher, übermüthiger, und wer den Schießplatz am Ende des sechzehnten Jahrhunderts mustert, sieht auch aus dem Treiben des schauenden Volkes, daß die Zeit sich geändert hat. Früher hatten die Schützen, unter ihnen Fürsten und Edle, an den offenen Turnspielen theilgenommen, die Wittelsbacher waren unter den Bürgern der Reichsstädte auf einem Beine gehüpft und hatten die schweren Steine geschleudert. Am Ende des sechzehnten Jahrhunderts schauen die Herren, auch die bürgerlichen Schützen schon vornehm zu, die Bauerburschen aber kommen im Sonntagsstaat mit ihren Mädchen und führen zum Vergnügen der andern ihre ländlichen Tänze auf, es ist besondere Freude, die Bauermädchen um ein Camisol oder einen Brustfleck wettlaufen zu sehen, hohe Sprünge, flatternde Gewänder, ein Hinstürzen der eiligen erregt besonders Behagen, ihr dörfisches

Benehmen soll den andern zur Erhöhung der Lust beitragen. Es sind vorzugsweise die Fürsten, welche daran ihr Vergnügen finden, selten fehlen groteske Aufzüge und Tänze der Landleute, wenn ein Landesheer das Fest ausschreibt. Der Muthwille, welchen die Pritschmeister oder gar trunkene Diener gegen das Landvolk üben, erregt auf dem Schießplatz ein für uns unbehagliches Gelächter. Die tanzenden Paare ziehen mit rothen Vogelbeeren oder gar mit geschwänzten Mohrrüben bekränzt auf den Plan, die Männer greifen auf ungesatteltem Pferde in schnellem Ritte nach einer über ihnen aufgehängten Gans, und der Spaß ist, daß sie dabei von ihrem Klepper gleiten.

Auch für die Freude der Anspruchslosen und der Kinder war gesorgt. Da war z. B. ein possierlicher Narr, der mit einem Schild und kurzem Lederkolben bewaffnet jeden herausforderte, ihn mit einer Lanzenstange anzugreifen. Wagte einer den Kampf, so wußte der Narr so schön die Stange abzupariren, dem Gegner auf den Leib zu rücken und ihn mit seinem Kolben zu bearbeiten, daß er die Lacher immer auf seiner Seite hatte *). Neben ihm stand (zu Regensburg 1586) ein wilder Mann, dem man Kugeln in den geöffneten Mund warf, neun Kugeln um einen Kreuzer. Auf einem Rössel saß eine lustige Puppe, ein kleines Männlein, man warf ihn mit dem Ball herab, wer am häufigsten traf, gewann etwas. Auch der Hahn im Topfe fehlte nicht, nach ihm wurde mit kleinen Dreschflegeln geschlagen. Muthige Knaben aber klommen an dem glatten Kletterbaum, zuweilen war die Aufgabe, einen Hahn aus dem Korbe zu holen, welcher an der Spitze aufgehängt war, oder Kleider und Schmucksachen.

Der Schießplatz selbst war durch Schranken oder Seile gesperrt, aber zur Seite standen die Zelte und Buden, Goldschmiede legten Becher, Schalen, Löffel, Ketten aus. Sehr be-

---

*) Caspar Lerff, Freyschießen zu Regenspurg 1587. S. 2.

liebt waren die Zinnbuden, vor denen mit dem Würfel in die „Brente“, die ähnlich wie unser Puffbret mit roth und weißen Farben bemalt war, um Hausrath geworfen wurde. Um die Würfelbuden drängten sich auch unheimliche Gesichter, Strolche, fahrendes Volk, gewöhnt noch mehr auf's Spiel zu setzen als ihre letzten erbeuteten Pfennige. Aber sie waren nicht unbeobachtet, denn die Stadttrabanten schritten in ihrem Festschmuck ernsthaft die Buden entlang, damit kein Frevel den Frieden des Schießplatzes störe. Besondere Aufmerksamkeit wurde von den Festgebern auf die Kegelbahnen gewandt, die in Stadt und Land noch nicht so häufig standen als jetzt. Oft sind zwei, ja drei für das Fest eingerichtet; auch hier werden Preise gesetzt, so werden 1518 in Breslau auf zwei Plänen ein Ochs und wieder zinnernes Geräth ausgeschoben, sie sind zumal in Schlesien, Sachsen, Thüringen eine beliebte Zugabe der Feste.

Von allem, was die Freischießen dem Volke anmuthig machte, hat nur eine Unterhaltung, gerade die bedenklichste, in der folgenden schweren Zeit eine große Ausbildung erhalten, der Glückstopf, der bescheidene Ahnherr der Staatslotto und Lotterien. Schon 1467 erscheint er auf dem Armbrustschießen zu München; 1468 wird er im Ausschreiben der Ulmer noch wie etwas Neues ausführlich beschrieben; 1470 ist er auf dem großen Schießen zu Augsburg eine wohlbekannte Einrichtung, die Gewinne sind dort Becher, Kleiderstoffe, sammtne Gürtel, Waffen, es waren 22 Gewinne und mehr als 36000 Zettel zu 8 Pfennigen; ein Koch gewann das Beste, was dem Volk für einen angenehmen Beweis galt, daß es ehrlich zugegangen. Auf dem Büchsenschießen zu Zürich 1472 hatte der Topf bereits wichtigen Antheil am Fest, der Zettel kostete dort einen Schilling, von jedem Gulden Gewinn mußte ein böhmischer Groschen für die Spielleute abgegeben werden. Zur Ziehung wurde ein Gerüst auf öffentlichem Platz errichtet, darauf eine Schaubude mit den Gewinnen gesetzt, daneben die Schreiber, die Töpfe. Es waren zwei

Töpfe, in den einen wurden die Namen derer geworfen, welche einen Zettel gelöst, in den andern Gewinne und Nieten, ein sechzehnjähriger Knabe zog, zwischen die Töpfe gestellt, aus beiden zugleich. Zuerst wurde der Name gerufen, dann ob Gewinn, ob nicht. Der erste Zettel und der letzte im Namentopf gewannen auch etwas, in Zürich 1472 einen Widder; wer viele Zettel nahm, erhielt sie manchmal billiger. Schon 1504 bestehen in Zürich die Gewinne aus baarem Geld, in Deutschland aber blieb bei den Freischießen noch hundert Jahre länger der Brauch, verarbeitete Werthstücke zu verspielen. Die Spielwuth war groß, besonders die Frauen drängten sich um den Topf, und wenn man nach den erhaltenen Gewinnlisten schließen darf, waren auch die kleinen geistlichen Herren der alten Kirche lustig beim Spiel. Selten fehlte der Topf im sechzehnten Jahrhunderte einem größern Freischießen, er war eine große Angelegenheit; emsig verzeichnen die Chronisten Gaben und glückliche Gewinner. So standen, um nur ein Jahr zu erwähnen, allein 1540 im mittlern Deutschland zwei Glückstöpfe, denn in Frankenhausen und Hof waren Freischießen, in Hof dauerte die Ziehung fünf Tage, der letzte Gewinn des Topfes war in beiden Städten die scherzhafte Sau, welche sich vom Schießplatz auch in das Glücksspiel eingedrängt hatte. Sehr groß war 1575 der Straßburger Glückstopf, 275 Gewinne, der erste von 115 Gulden Werth; der Absatz der Zettel war so reißend gewesen, daß man die Zahl vermehrt hatte, ebenso im Verhältniß die Gewinne. Pfalzgraf Johann Casimir, ein unternehmender Herr, hatte allein 1100 Loose gekauft, er gewann aber gar nichts Erhebliches. Auch die Züricher Gäste mit dem Breitopf hatten „im Namen des glückhaften Schiffes und der Vaterstadt“ einige Tausend Loose genommen, welche zusammen 101 Gulden kosteten, sie gewannen dafür Silber, das ungefähr die Hälfte werth war. Die Ziehung dauerte vierzehn Tage, das Gedränge des Volkes um den Topf war sehr beschwerlich, zuletzt mußte Gewalt gebraucht werden den Topf zu sichern.

Aus ähnlichen Anfängen hat sich in Italien und Holland während des sechzehnten Jahrhunderts die Lotterie ausgebildet, zuerst große Ausspielung von Waaren, bald von Geld, zuerst von Einzelnen, bald von den Communen als Einnahmequelle benutzt. In Hamburg wurde die erste Geldlotterie 1615 errichtet.

So verliefen die großen Waffenfeste unsrer Ahnen, wochenlang schwirrte die Menge um Schießplatz und Buden, in den Straßen der gastlichen Stadt. Hatte die Schützengesellschaft endlich die vorgeschriebene Zahl von Schüssen gethan, so mußten alle Schützen, denen eine gleiche Zahl von Zirkelschüssen verzeichnet war, um ihren Gewinn auf besonderer Scheibe „stechen", wer dabei den schlechteren Schuß that, erhielt den nächsten kleinern Preis. Ebenso stachen um die Ritterpreise alle, welche im Hauptschießen keinen Gewinn davongetragen. Die Haupt- und Ritterpreise wurden mit den Fahnen feierlich überreicht, die Geldgewinne hingen in bunten seidenen Beuteln an den Fahnen, Gewinne und Fahnen waren schon vorher in langer Reihe zur Schau ausgestellt, denn die Alten verstanden sehr gut, solch froher Auszeichnung auch guten Schein zu geben. Dann folgte in der Regel ein Nachschießen um die freiwilligen Einlagen der Schützen, einfacher, zwangloser, zuweilen mit andern Distanzen. Endlich auf dem Schießplatz die große Abdankung durch die Gastgeber, bei welcher den Gästen noch einmal die Freude der Stadt mit Herzlichkeit ausgesprochen wurde. Zuletzt ein großer Marsch vom Schießplatz in die Stadt. Das war ein wichtiger Act. Aller Glanz des Festes entfaltete sich noch einmal in dem langen Zuge. Trompeter und Pfeifer bliesen, die große Trommel und die Heerpauke dröhnten, die Pritschmeister klatschten mit ihren Pritschen, die Würdenträger des Festes, Rathsherren und Neuner schritten mit ihren langen seidenen Schärpen, hinter ihnen die glücklichen Erwerber der Hauptpreise, jeder von zwei ansehnlichen Männern geleitet, jedem wurde sein Gewinn vor-

getragen. Unter den Fahnen ihrer Viertel folgten die Schützen, stolz trug jeder seine Preisfahne, aber auch die Vexierfahnen entzogen sich nicht immer dem Zuge, demüthig kamen ihre Träger daher, hinter ihnen das junge Narrenvolk. Und unsere Vorfahren hatten Recht, wenn sie sich in solchen Aufzügen mit Selbstgefühl bewegten. Schon die Kleidung war farbenreich, schwere Stoffe, Seide und Sammt suchten auch mäßige Männer bei festlicher Gelegenheit zu tragen. Alle waren gewöhnt sich vor andern sehen zu lassen, und wußten wol, wie man stattlich einherschreiten mußte. Eine Feder auf dem Barett oder Hut, die Wehr an der Seite, den einen Arm unter dem Mantel in die Hüfte gestützt, so schritten sie lang aus im Marschtempo, die Füße breiter auseinander setzend, als jetzt Sitte ist, und dabei den Körper in angenehmer Weise bald mit dem rechten, bald mit dem linken Bein zur Seite bewegend.

So ging's zum letzten Abendschmause. Den Abreisenden wurde das Geleit von ihren Gastfreunden zu Schutz und Ehre oft weit in das Land gegeben.

In der Gastfreundschaft, welche die Schützen genossen hatten, liegt noch für unsere Empfindung etwas Großartiges. Nicht nur auf dem Schützenplatz waren sie in den Stunden des Schießens häufig mit freiem Trunk versehen und durch eine Collation erquickt worden, auch in der Stadt wurden sie wenigstens einmal, in der Regel öfter, zuweilen täglich von dem Rathe der Stadt bewirthet; dann fehlte auch nicht der Abendtanz, an welchem die Töchter der angesehensten Häuser theilnahmen. Diese Bewirthung der Gäste, im fünfzehnten Jahrhundert bei aller Herzlichkeit noch einfach, wurde in der letzten Zeit zuweilen verschwenderisch, sie muß, wenn ein solches Fest vierzehn Tage, ja, wie z. B. in Straßburg, gar fünf Wochen dauerte, den Gastgebern sehr theuer gekommen sein; mehr als einmal klagen bedenkliche Chronisten, daß ihre Stadtkasse übermäßig in Anspruch genom-

men sei. Sogar in Straßburg wurde dieser Vorwurf laut, auch den Löwenbergern wurde nach ihrem Vogelschießen im Jahre 1615 nachgesagt, daß die Stadt sich weit über ihre Kräfte angestrengt hätte. Es war aber auch alles sehr kostbar und stattlich gewesen. Da verstand man im fünfzehnten Jahrhundert besser zu rechnen. Das große Stahlschießen zu Augsburg im Jahre 1470 kostete der Stadtkasse über 2200 Gulden, nach damaligem Getreidewerth eine hohe Summe, und doch war der Zudrang von Fremden so groß, daß die Augsburger sich später sagen durften, sie hätten keinen Verlust gehabt. Freilich war damals noch die Bewirthung von 466 fremden Schützen einfach gewesen.

Die Zahl der Schützen war bei den ältesten Stahlschießen noch nicht groß. In Augsburg waren 1425 nur 130, im Jahr 1444 schon 300, und 1470 bereits 466 fremde Schützen. Seit das Feuerrohr bei großen Landschießen dazutrat, verdoppelte sich die Schützenzahl. So fanden sich 1485 in St. Gallen 208 Stahl-, 445 Büchsenschützen zusammen, 1504 in Zürich 236 und 451, 1508 zu Augsburg 544 und 919 Mann. Bei der alten Einrichtung des Schießens wurde durch solche Menschenzahl das Fest sehr in die Länge gezogen; daher ist im sechzehnten Jahrhundert zuweilen das Bestreben sichtbar, die Zahl der Einladungen zu beschränken, die Einlagen der Schützen aber zu erhöhen, es scheint, daß man ein Fest mit etwa 200 bis 300 fremden Schützen für das behaglichste hielt. Es dauerte dann ungefähr eine Woche, der Einzelne kam besser zur Geltung, die Menschenmasse war doch eher zu leiten. Denn auch bei mäßiger Schützenzahl war der Zudrang fremden Volkes zum Schießplatz ungleich größer, als er jetzt sein würde. Wol jeden Schützen begleitete ein Bube, der ihm bei Rüstung oder Rohr aufwartete, waren Fürsten und Herren geladen, so erschienen sie mit großem Gefolge von Junkern, Dienern, Trabanten und Rossen; auch das Gesindel, Bettler und Gauner, strömte zusammen, und die

Sorge um Diebstahl, Raub und Brand wurde groß bei den Vätern der Stadt.

Auch war es für die Festgeber nicht immer leicht, die Einheimischen und Fremden in Ordnung zu halten, denn neben der angebornen Herzlichkeit und dem Gefühl, daß man sich in der Fremde fügen müßte, lebte in den trotzigen Seelen auch ein sehr reizbarer Stolz auf die Heimath, gern fand man das Fremde, Ungewohnte in Tracht, Sitte, Sprache lächerlich, und freute sich mehr als jetzt, durch launige Spottrede seinem Selbstgefühl Luft zu machen. Zwischen den einzelnen Landschaften aber schwebten immer wie kleine Gewitterwolken, gewisse alte Stachelreden und spöttische Geschichten. Schweizer und Schwaben, Thüringer und Franken, Hessen und Rheinländer wußten einander Lächerliches nachzusagen, ein Wort, beim Trunk gesprochen, eine höhnende Erinnerung vermochte den Frieden des Festes zu stören und in jähem Zorne Parteien aufzuregen; nicht immer halfen versöhnende Worte und verdoppelte Freundlichkeit. So kamen die Seehasen und Kühmelker beim Stahlschießen zu Constanz 1458 in harten Zwist. Ein Constanzer, der mit einem Luzerner würfelte, nannte den berner Plappart — die kleine Münze, die er gewonnen, einen Kühplappart, der Luzerner fuhr auf, Schläge, Getümmel. Die Schützen von Luzern blieben bis zu Ende des Festes, aber sie klagten laut, das Geleite sei gebrochen, ihre Ehre gekränkt. Nach ihrer Heimkehr ließen Luzern und Unterwalden das Kriegsbanner fliegen und fielen auf Constanzer Gebiet, die von Constanz mußten 5000 Gulden als Sühne zahlen. — Doch ward in der Regel vorgesehen, daß solche Störung auf der Stelle in Güte ausgeglichen oder den Gästen Genüge gethan wurde.

Unter den zahllosen Bildern städtischer Gastfreundschaft bietet die liebenswürdigsten das gute Verhältniß, welches mehr als hundert Jahre zwischen Zürich und Straßburg bestand, durch manche leidenschaftliche Aufwallung unterbrochen, immer

wieder befestigt*). Im Jahre 1456, sechs Jahre nachdem die Schweizer im Luzernerland zu Sursee das erste Schießfest veranstaltet hatten, fuhren junge Schweizer einen großen Topf mit warmem Hirsebrei zu Schiffe von Zürich nach Straßburg, sie kamen am Abend an, warfen die berühmten Züricher Semmeln unter das Volk, überreichten den warmen Hirsebrei dem Rathe der befreundeten Stadt als Zeichen, wie schnell die schweizer Freunde zu Hilfe ziehen könnten, wenn es einmal im Ernst gelte, und tanzten noch dieselbe Nacht mit den Straßburger Jungfrauen. Seitdem hatten Erhebung und Leiden der Reformation neue geistige Bande zwischen Zürich und der großen Reichsstadt geknüpft, Bucer und die schweizer Reformatoren, Gelehrte und Künstler beider Städte hatten in engen Beziehungen gestanden; freilich war durch Verschiedenheiten des Bekenntnisses auch auf kurze Zeit Irrung hervorgerufen worden. Oft hatten die Straßburger die Gastfreundschaft der Schweizer erprobt. Als nun hundertzwanzig Jahre nach jener ersten Reise des Breitopfs die Stadt Straßburg wieder ein glänzendes Freischießen für Stahl und Büchse ausgeschrieben und starker Zuzug aus Zürich die ersten vierzehn Tage des Armbrustschießens mitgefeiert hatte, da beschloß wieder eine Anzahl junger Züricher unter Anführung einiger Herren vom Rath, die alte Fahrt zu wiederholen, wieder setzten sie wie ihre Ahnen den großen metallenen Topf von 120 Pfund, mit heißem Hirse gefüllt, beim Morgengrauen in das Schiff, und fuhren gleich gekleidet in Rosa

*) Es muß eine sehr alte Annahme gewesen sein, die sich wohl auf — für uns verklungene — Sagen stützte, daß man aus der innern Schweiz zu Schiffe rheinab in einem Tage nach Straßburg gelangen könne. Im Jahr 1278 hatte ein Luzerner Schiffer 30 Pfund auf die Strecke Luzern — Straßburg gewettet, aber er kam nicht bis Straßburg und verlor die Wette Vergl. Annal. Colmar. maior. bei Pertz Mon. Scriptt. XVII. p. 203. Die Bundesfreundschaft zwischen Zürich und Straßburg stammt vielleicht aus den Fehden Rudolfs von Habsburg, dem beide Städte eng verbunden waren.

und Schwarz aus der Limmat in die Aar, aus der Aar in den Rhein, mit Trompeter und Trommler. Die Orte, bei denen während des sonnigen Tages das Schiff vorbeiflog, begrüßten mit Zuruf die fröhlichen Gesellen, am Abend legten sie in Straßburg an, längst von dem Thürmer verkündet. In hellen Haufen zog ihnen die Bürgerschaft entgegen, Abgeordnete des Rathes begrüßten sie, sie trugen den Topf an das Land und überreichten ihn dem Rathe, den Kindern von Straßburg aber 300 Semmelringe, und wieder wurden die männlichen Worte gesprochen: „schnell wie heut zum Scherz, auch zu ernster Hilfe,“ und bei der reichlichen Abendmahlzeit die alte Hauskost noch warm mit Freuden genossen. Mit herzlichem Behagen hat der Straßburger Fischart die Reise des Breitopfs beschrieben, wir empfinden aus seinen Versen die Wärme, welche damals Wirthe und Gäste erhob. Die Reisekosten des Hirsetopfs, sogar die Summe, welche die Schweizer „im Namen des glückhaften Schiffes und der Vaterstadt“ beim Glückstopf eingelegt hatten, wurden durch die Stadt Zürich getragen. Dafür nahm sie die kleinen Silbergeschirre, welche im Topf von den Zürchern gewonnen waren. Die gesammten Reisekosten, welche Zürich damals seinen Schützen zahlte, betrugen an 1500 Gulden.

Es ist von hohem Interesse, diese brüderlichen Feste der Stadtgemeinden nach Landschaften zu betrachten. Es war bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts keine so leichte und gefahrlose Sache von Nürnberg nach Augsburg zu reisen, als jetzt von Leipzig nach Zürich. Gern flogen die Raubvögel des Landes von ihren Burgthürmen in die Wälder, welche die gastliche Stadt in weitem Kreise umschlossen, mehr als einmal wurde dem glücklichen Schützen aufgelauert und von adlichen Reitern der schöne Beutel mit den gewonnenen Gulden geraubt und die Fahne zerbrochen; auch in großer Gesellschaft war der Weg leicht unsicher, die Fahrt mühselig, die Herbergen an kleinen Orten nicht selten sehr schlecht, ohne Speise und Trank. Es

verstand sich also, daß auch an dem größten Freischießen, auf welchem jeder unbescholtene Mann willkommen war, nur Einzelne aus weiten Entfernungen theilnahmen, die vielleicht der Zufall in die Nähe geführt hatte. Deßhalb ist zu verwundern, daß die Kreise, in welche die ausschreibende Stadt die Einladungen sandte, doch so groß sind. Die Wittenberger sind willkommene Gäste noch in Regensburg, Stuttgarter in Meißen; der Zufall und einzelne angesehene Bürger knüpften die Bande solcher Gastfreundschaft zuweilen zwischen weitentfernten Städten, dann liefen die Einladungen 40, 50, ja 100 Meilen weit. Im ganzen aber lassen sich Gruppen von gastlichen Genossenschaften der Städte erkennen. Die Schweizer, Schwaben und Baiern stehen in enger Verbindung. Lange ist Augsburg, mehr als Nürnberg, Mittelpunkt und Vorbild für diese Gruppe. Zu ihr gehört der Rhein bis unter Straßburg hinab. Die größten und glänzendsten Freischießen werden durch zweihundert Jahre in diesem Theile Deutschlands gefeiert. — In Baiern stehen schon um 1400 die kräftigeren Orte unter einander in fester Gastverbindung. Dort hat die Stadt, deren Schützen auf einem Schießen das Beste gewannen, die Verpflichtung, das nächste Schießfest mit demselben ersten Preis auszusetzen. So ladet Kehlheim, das in München den ausgesetzten Widder erworben hat, im Jahr 1404 wieder die Münchner zum Wettkampf. Aber auch kleinere Feste umfassen hier im sechzehnten Jahrhundert einen weiten Kreis. In Regensburg z. B. schießen die Baiern und Schwaben mit größeren Städten von Thüringen und Meißen, dazu mit Lindau, Salzburg und einigen böhmischen Orten. Die Tiroler und Salzburger sammeln sich vorzugsweise in kleinen Schießen ihrer Landschaft. So auch die Franken nördlich vom Main. Dort bestand eine dauernde Vereinigung mittler und kleiner Ortschaften. Dieser fränkische Verband umfaßte im sechzehnten Jahrhundert mit Würzburg und Schweinfurt 41 Städte und 42 Dörfer mit freien Bauern vorzugsweise aus dem Bis-

thum Würzburg und der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Der Hauptpreis war eine Halskette „das Landeskleinod", welches von dem Sieger ein Jahr lang getragen wurde und dem siegreichen Orte die Verpflichtung auflegte, das nächste Schießen zu veranstalten. War eine Gemeinde des Verbandes klein und arm, dann wurde auch ihr Schießen wenig besucht. So waren in Neustadt a. d. Saale 1568 nur Abgeordnete von 18 Städten und 3 Dörfern erschienen. Der Verein bestand im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, er erhielt sich wahrscheinlich bis zum dreißigjährigen Kriege.

Eine andere Gruppe umfaßte die Besitzungen des sächsischen Hauses: Thüringer, viele Franken und Meißner, welche einander den Kranz zusandten. Auch sie hielten bei ihren Freischießen an der Armbrust, nur selten wird der Vogel aufgerichtet, der dort bei kleinern Schießen sich lange erhielt. Auf ihren Festen sind die Franken bis über Nürnberg regelmäßige Gäste, die Schwaben nur einzeln, mehre Deutschböhmen. — Aber an der Grenze dieser Gruppe, in Halle, beginnt eine andere Genossenschaft, deren Mittelpunkt Magdeburg ist, hier wird der Vogel häufiger — so noch bei dem großen Freischießen 1601 in Halle, — der Ausdruck „Schützenhof" erscheint und mancher besondere Brauch. Dieser Kreis umfaßt die Harzstädte bis Braunschweig, die Altmark, und greift noch weiter nach Osten und Norden, denn die Hallenser sandten ihre Einladungen bis Berlin, Brandenburg, ja Greifswald. — Wieder in engem Verbande stehen die Städte der großen Landschaft Schlesien mit dem Mittelpunkt Breslau, dort hatte das Vogelschießen die größte Ausbildung erlangt; sehr häufig sind die Feste, nicht selten machen zwei Städte einander Concurrenz, so 1504 Liegnitz und Neiße, wo die Breslauer auf die Einladung der Neißer erwiederten, daß sie bereits in Liegnitz angenommen hätten und deßhalb nicht kommen würden. — Die Städte des Mittelrheins hatten in Köln und Aachen die Hauptorte, aber die Freischießen

dieser Gegend, welche am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zahlreich waren, wurden durch die religiöse Spaltung verkümmert. Merkwürdig, daß in den Ländern der Niedersachsen, an der Ost- und Nordsee, gerade dort, wo die alte Hansa so großartige Städteverbindungen begründet hatte, die Freischießen weniger häufig und ansehnlich sind. Am eifrigsten waren Schweizer und Schwaben, Thüringer, Meißner, Schlesier. Bei den Schweizern behielten diese großen Feste den Charakter von Waffenübungen, sie waren praktischer und ernster; die possenhafte Laune und die Pritschmeisterstreiche blühten in Schwaben und in Mitteldeutschland*). Es ist kein Zufall, daß es im ganzen die protestantischen Theile des deutschen Reichs sind, in denen Kraft und Behagen des Bürgerthums am großartigsten ausgebildet ist.

Wenn alle diese Einzelheiten nur ein sehr unvollständiges Bild geben von dem Glanz und der Farbe, von dem Wohlstand und Selbstgefühl, welche nach dieser Richtung die deutschen Städte in alter Zeit entwickelten, so werden sie doch hinreichen dem Leser die Empfindung zu geben, daß wir in Vergleich zu jenen Zeiten zwar viel gewonnen, aber lange Zeit auch einiges entbehrt haben. Auch der größten Stadtgemeinde wäre noch vor wenigen Jahren abenteuerlich erschienen Feste zu veranstalten, welche nach unsern Geldverhältnissen vielleicht mehr als 50,000 Thaler kosten, und nicht bei dem ehrenden Besuch eines Souverains veranstaltet werden sondern zur Lust deutscher Landgenossen, welche drei, ja fünf Wochen dauern und während dieser Zeit viele hundert, ja mehre tausend Gäste der Freundschaft Einzelner, zum Theil auch der Stadtgemeinde übergeben.

*) Doch litten die Schweizer auch unter der Pritsche. Auf dem Titelholzschnitt des seltenen Gedichts: Außreden der Schützen von Hans Heinrich Grob, Zürich. 1602. 4° ist ein Büchsenschießen abgebildet, dabei der Pritschmeister in voller Narrentracht, zweien Schützen in erwähnter Weise den Kopf abschlagend.

getragen. Unter den Fahnen ihrer Viertel folgten die Schützen, stolz trug jeder seine Preisfahne, aber auch die Vexierfahnen entzogen sich nicht immer dem Zuge, demüthig kamen ihre Träger daher, hinter ihnen das junge Narrenvolk. Und unsere Vorfahren hatten Recht, wenn sie sich in solchen Aufzügen mit Selbstgefühl bewegten. Schon die Kleidung war farbenreich, schwere Stoffe, Seide und Sammt suchten auch mäßige Männer bei festlicher Gelegenheit zu tragen. Alle waren gewöhnt sich vor andern sehen zu lassen, und wußten wol, wie man stattlich einherschreiten mußte. Eine Feder auf dem Barett oder Hut, die Wehr an der Seite, den einen Arm unter dem Mantel in die Hüfte gestützt, so schritten sie lang aus im Marschtempo, die Füße breiter auseinander setzend, als jetzt Sitte ist, und dabei den Körper in angenehmer Weise bald mit dem rechten, bald mit dem linken Bein zur Seite bewegend.

So ging's zum letzten Abendschmause. Den Abreisenden wurde das Geleit von ihren Gastfreunden zu Schutz und Ehre oft weit in das Land gegeben.

In der Gastfreundschaft, welche die Schützen genossen hatten, liegt noch für unsere Empfindung etwas Großartiges. Nicht nur auf dem Schützenplatz waren sie in den Stunden des Schießens häufig mit freiem Trunk versehen und durch eine Collation erquickt worden, auch in der Stadt wurden sie wenigstens einmal, in der Regel öfter, zuweilen täglich von dem Rathe der Stadt bewirthet; dann fehlte auch nicht der Abendtanz, an welchem die Töchter der angesehensten Häuser theilnahmen. Diese Bewirthung der Gäste, im fünfzehnten Jahrhundert bei aller Herzlichkeit noch einfach, wurde in der letzten Zeit zuweilen verschwenderisch, sie muß, wenn ein solches Fest vierzehn Tage, ja, wie z. B. in Straßburg, gar fünf Wochen dauerte, den Gastgebern sehr theuer gekommen sein; mehr als einmal klagen bedenkliche Chronisten, daß ihre Stadtkasse übermäßig in Anspruch genom-

men sei. Sogar in Straßburg wurde dieser Vorwurf laut, auch den Löwenbergern wurde nach ihrem Vogelschießen im Jahre 1615 nachgesagt, daß die Stadt sich weit über ihre Kräfte angestrengt hätte. Es war aber auch alles sehr kostbar und stattlich gewesen. Da verstand man im fünfzehnten Jahrhundert besser zu rechnen. Das große Stahlschießen zu Augsburg im Jahre 1470 kostete der Stadtkasse über 2200 Gulden, nach damaligem Getreidewerth eine hohe Summe, und doch war der Zudrang von Fremden so groß, daß die Augsburger sich später sagen durften, sie hätten keinen Verlust gehabt. Freilich war damals noch die Bewirthung von 466 fremden Schützen einfach gewesen.

Die Zahl der Schützen war bei den ältesten Stahlschießen noch nicht groß. In Augsburg waren 1425 nur 130, im Jahr 1444 schon 300, und 1470 bereits 466 fremde Schützen. Seit das Feuerrohr bei großen Landschießen dazutrat, verdoppelte sich die Schützenzahl. So fanden sich 1485 in St. Gallen 208 Stahl-, 445 Büchsenschützen zusammen, 1504 in Zürich 236 und 451, 1508 zu Augsburg 544 und 919 Mann. Bei der alten Einrichtung des Schießens wurde durch solche Menschenzahl das Fest sehr in die Länge gezogen; daher ist im sechzehnten Jahrhundert zuweilen das Bestreben sichtbar, die Zahl der Einladungen zu beschränken, die Einlagen der Schützen aber zu erhöhen, es scheint, daß man ein Fest mit etwa 200 bis 300 fremden Schützen für das behaglichste hielt. Es dauerte dann ungefähr eine Woche, der Einzelne kam besser zur Geltung, die Menschenmasse war doch eher zu leiten. Denn auch bei mäßiger Schützenzahl war der Zudrang fremden Volkes zum Schießplatz ungleich größer, als er jetzt sein würde. Wol jeden Schützen begleitete ein Bube, der ihm bei Rüstung oder Rohr aufwartete, waren Fürsten und Herren geladen, so erschienen sie mit großem Gefolge von Junkern, Dienern, Trabanten und Rossen; auch das Gesindel, Bettler und Gauner, strömte zusammen, und die

Sorge um Diebstahl, Raub und Brand wurde groß bei den Vätern der Stadt.

Auch war es für die Festgeber nicht immer leicht, die Einheimischen und Fremden in Ordnung zu halten, denn neben der angebornen Herzlichkeit und dem Gefühl, daß man sich in der Fremde fügen müßte, lebte in den trotzigen Seelen auch ein sehr reizbarer Stolz auf die Heimath, gern fand man das Fremde, Ungewohnte in Tracht, Sitte, Sprache lächerlich, und freute sich mehr als jetzt, durch launige Spottrede seinem Selbstgefühl Luft zu machen. Zwischen den einzelnen Landschaften aber schwebten immer wie kleine Gewitterwolken, gewisse alte Stachelreden und spöttische Geschichten. Schweizer und Schwaben, Thüringer und Franken, Hessen und Rheinländer wußten einander Lächerliches nachzusagen, ein Wort, beim Trunk gesprochen, eine höhnende Erinnerung vermochte den Frieden des Festes zu stören und in jähem Zorne Parteien aufzuregen; nicht immer halfen versöhnende Worte und verdoppelte Freundlichkeit. So kamen die Seehasen und Kühmelker beim Stahlschießen zu Constanz 1458 in harten Zwist. Ein Constanzer, der mit einem Luzerner würfelte, nannte den berner Plappart — die kleine Münze, die er gewonnen, einen Kühplappart, der Luzerner fuhr auf, Schläge, Getümmel. Die Schützen von Luzern blieben bis zu Ende des Festes, aber sie klagten laut, das Geleite sei gebrochen, ihre Ehre gekränkt. Nach ihrer Heimkehr ließen Luzern und Unterwalden das Kriegsbanner fliegen und fielen auf Constanzer Gebiet, die von Constanz mußten 5000 Gulden als Sühne zahlen. — Doch ward in der Regel vorgesehen, daß solche Störung auf der Stelle in Güte ausgeglichen oder den Gästen Genüge gethan wurde.

Unter den zahllosen Bildern städtischer Gastfreundschaft bietet die liebenswürdigsten das gute Verhältniß, welches mehr als hundert Jahre zwischen Zürich und Straßburg bestand, durch manche leidenschaftliche Aufwallung unterbrochen, immer

wieder befestigt*). Im Jahre 1456, sechs Jahre nachdem die Schweizer im Luzernerland zu Sursee das erste Schießfest veranstaltet hatten, fuhren junge Schweizer einen großen Topf mit warmem Hirsebrei zu Schiffe von Zürich nach Straßburg, sie kamen am Abend an, warfen die berühmten Züricher Semmeln unter das Volk, überreichten den warmen Hirsebrei dem Rathe der befreundeten Stadt als Zeichen, wie schnell die schweizer Freunde zu Hilfe ziehen könnten, wenn es einmal im Ernst gelte, und tanzten noch dieselbe Nacht mit den Straßburger Jungfrauen. Seitdem hatten Erhebung und Leiden der Reformation neue geistige Bande zwischen Zürich und der großen Reichsstadt geknüpft, Bucer und die schweizer Reformatoren, Gelehrte und Künstler beider Städte hatten in engen Beziehungen gestanden; freilich war durch Verschiedenheiten des Bekenntnisses auch auf kurze Zeit Irrung hervorgerufen worden. Oft hatten die Straßburger die Gastfreundschaft der Schweizer erprobt. Als nun hundertzwanzig Jahre nach jener ersten Reise des Breitopfs die Stadt Straßburg wieder ein glänzendes Freischießen für Stahl und Büchse ausgeschrieben und starker Zuzug aus Zürich die ersten vierzehn Tage des Armbrustschießens mitgefeiert hatte, da beschloß wieder eine Anzahl junger Züricher unter Anführung einiger Herren vom Rath, die alte Fahrt zu wiederholen, wieder setzten sie wie ihre Ahnen den großen metallenen Topf von 120 Pfund, mit heißem Hirse gefüllt, beim Morgengrauen in das Schiff, und fuhren gleich gekleidet in Rosa

*) Es muß eine sehr alte Annahme gewesen sein, die sich wohl auf — für uns verklungene — Sagen stützte, daß man aus der innern Schweiz zu Schiffe rheinab in einem Tage nach Straßburg gelangen könne. Im Jahr 1278 hatte ein Luzerner Schiffer 30 Pfund auf die Strecke Luzern — Straßburg gewettet, aber er kam nicht bis Straßburg und verlor die Wette Vergl. Annal. Colmar. maior. bei Pertz Mon. Scriptt. XVII. p. 203. Die Bundesfreundschaft zwischen Zürich und Straßburg stammt vielleicht aus den Fehden Rudolfs von Habsburg, dem beide Städte eng verbunden waren.

und Schwarz aus der Limmat in die Aar, aus der Aar in den Rhein, mit Trompeter und Trommler. Die Orte, bei denen während des sonnigen Tages das Schiff vorbeiflog, begrüßten mit Zuruf die fröhlichen Gesellen, am Abend legten sie in Straßburg an, längst von dem Thürmer verkündet. In hellen Haufen zog ihnen die Bürgerschaft entgegen, Abgeordnete des Rathes begrüßten sie, sie trugen den Topf an das Land und überreichten ihn dem Rathe, den Kindern von Straßburg aber 300 Semmelringe, und wieder wurden die männlichen Worte gesprochen: „schnell wie heut zum Scherz, auch zu ernster Hilfe,“ und bei der reichlichen Abendmahlzeit die alte Hauskost noch warm mit Freuden genossen. Mit herzlichem Behagen hat der Straßburger Fischart die Reise des Breitopfs beschrieben, wir empfinden aus seinen Versen die Wärme, welche damals Wirthe und Gäste erhob. Die Reisekosten des Hirsetopfs, sogar die Summe, welche die Schweizer „im Namen des glückhaften Schiffes und der Vaterstadt“ beim Glückstopf eingelegt hatten, wurden durch die Stadt Zürich getragen. Dafür nahm sie die kleinen Silbergeschirre, welche im Topf von den Zürchern gewonnen waren. Die gesammten Reisekosten, welche Zürich damals seinen Schützen zahlte, betrugen an 1500 Gulden.

Es ist von hohem Interesse, diese brüderlichen Feste der Stadtgemeinden nach Landschaften zu betrachten. Es war bis in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts keine so leichte und gefahrlose Sache von Nürnberg nach Augsburg zu reisen, als jetzt von Leipzig nach Zürich. Gern flogen die Raubvögel des Landes von ihren Burgthürmen in die Wälder, welche die gastliche Stadt in weitem Kreise umschlossen, mehr als einmal wurde dem glücklichen Schützen aufgelauert und von adlichen Reitern der schöne Beutel mit den gewonnenen Gulden geraubt und die Fahne zerbrochen; auch in großer Gesellschaft war der Weg leicht unsicher, die Fahrt mühselig, die Herbergen an kleinen Orten nicht selten sehr schlecht, ohne Speise und Trank. Es

verstand sich also, daß auch an dem größten Freischießen, auf welchem jeder unbescholtene Mann willkommen war, nur Einzelne aus weiten Entfernungen theilnahmen, die vielleicht der Zufall in die Nähe geführt hatte. Deßhalb ist zu verwundern, daß die Kreise, in welche die ausschreibende Stadt die Einladungen sandte, doch so groß sind. Die Wittenberger sind willkommene Gäste noch in Regensburg, Stuttgarter in Meißen; der Zufall und einzelne angesehene Bürger knüpften die Bande solcher Gastfreundschaft zuweilen zwischen weitentfernten Städten, dann liefen die Einladungen 40, 50, ja 100 Meilen weit. Im ganzen aber lassen sich Gruppen von gastlichen Genossenschaften der Städte erkennen. Die Schweizer, Schwaben und Baiern stehen in enger Verbindung. Lange ist Augsburg, mehr als Nürnberg, Mittelpunkt und Vorbild für diese Gruppe. Zu ihr gehört der Rhein bis unter Straßburg hinab. Die größten und glänzendsten Freischießen werden durch zweihundert Jahre in diesem Theile Deutschlands gefeiert. — In Baiern stehen schon um 1400 die kräftigeren Orte unter einander in fester Gastverbindung. Dort hat die Stadt, deren Schützen auf einem Schießen das Beste gewannen, die Verpflichtung, das nächste Schießfest mit demselben ersten Preis auszusetzen. So ladet Kehlheim, das in München den ausgesetzten Widder erworben hat, im Jahr 1404 wieder die Münchner zum Wettkampf. Aber auch kleinere Feste umfassen hier im sechzehnten Jahrhundert einen weiten Kreis. In Regensburg z. B. schießen die Baiern und Schwaben mit größeren Städten von Thüringen und Meißen, dazu mit Lindau, Salzburg und einigen böhmischen Orten. Die Tiroler und Salzburger sammeln sich vorzugsweise in kleinen Schießen ihrer Landschaft. So auch die Franken nördlich vom Main. Dort bestand eine dauernde Vereinigung mittler und kleiner Ortschaften. Dieser fränkische Verband umfaßte im sechzehnten Jahrhundert mit Würzburg und Schweinfurt 41 Städte und 42 Dörfer mit freien Bauern vorzugsweise aus dem Bis-

thum Würzburg und der gefürsteten Grafschaft Henneberg. Der Hauptpreis war eine Halskette „das Landeskleinod", welches von dem Sieger ein Jahr lang getragen wurde und dem siegreichen Orte die Verpflichtung auflegte, das nächste Schießen zu veranstalten. War eine Gemeinde des Verbandes klein und arm, dann wurde auch ihr Schießen wenig besucht. So waren in Neustadt a. d. Saale 1568 nur Abgeordnete von 18 Städten und 3 Dörfern erschienen. Der Verein bestand im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts, er erhielt sich wahrscheinlich bis zum dreißigjährigen Kriege.

Eine andere Gruppe umfaßte die Besitzungen des sächsischen Hauses: Thüringer, viele Franken und Meißner, welche einander den Kranz zusandten. Auch sie hielten bei ihren Freischießen an der Armbrust, nur selten wird der Vogel aufgerichtet, der dort bei kleinern Schießen sich lange erhielt. Auf ihren Festen sind die Franken bis über Nürnberg regelmäßige Gäste, die Schwaben nur einzeln, mehre Deutschböhmen. — Aber an der Grenze dieser Gruppe, in Halle, beginnt eine andere Genossenschaft, deren Mittelpunkt Magdeburg ist, hier wird der Vogel häufiger — so noch bei dem großen Freischießen 1601 in Halle, — der Ausdruck „Schützenhof" erscheint und mancher besondere Brauch. Dieser Kreis umfaßt die Harzstädte bis Braunschweig, die Altmark, und greift noch weiter nach Osten und Norden, denn die Hallenser sandten ihre Einladungen bis Berlin, Brandenburg, ja Greifswald. — Wieder in engem Verbande stehen die Städte der großen Landschaft Schlesien mit dem Mittelpunkt Breslau, dort hatte das Vogelschießen die größte Ausbildung erlangt; sehr häufig sind die Feste, nicht selten machen zwei Städte einander Concurrenz, so 1504 Liegnitz und Neiße, wo die Breslauer auf die Einladung der Neißer erwiederten, daß sie bereits in Liegnitz angenommen hätten und deßhalb nicht kommen würden. — Die Städte des Mittelrheins hatten in Köln und Aachen die Hauptorte, aber die Freischießen

dieser Gegend, welche am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zahlreich waren, wurden durch die religiöse Spaltung verkümmert. Merkwürdig, daß in den Ländern der Niedersachsen, an der Ost- und Nordsee, gerade dort, wo die alte Hansa so großartige Städteverbindungen begründet hatte, die Freischießen weniger häufig und ansehnlich sind. Am eifrigsten waren Schweizer und Schwaben, Thüringer, Meißner, Schlesier. Bei den Schweizern behielten diese großen Feste den Charakter von Waffenübungen, sie waren praktischer und ernster; die possenhafte Laune und die Pritschmeisterstreiche blühten in Schwaben und in Mitteldeutschland*). Es ist kein Zufall, daß es im ganzen die protestantischen Theile des deutschen Reichs sind, in denen Kraft und Behagen des Bürgerthums am großartigsten ausgebildet ist.

Wenn alle diese Einzelheiten nur ein sehr unvollständiges Bild geben von dem Glanz und der Farbe, von dem Wohlstand und Selbstgefühl, welche nach dieser Richtung die deutschen Städte in alter Zeit entwickelten, so werden sie doch hinreichen dem Leser die Empfindung zu geben, daß wir in Vergleich zu jenen Zeiten zwar viel gewonnen, aber lange Zeit auch einiges entbehrt haben. Auch der größten Stadtgemeinde wäre noch vor wenigen Jahren abenteuerlich erschienen Feste zu veranstalten, welche nach unsern Geldverhältnissen vielleicht mehr als 50,000 Thaler kosten, und nicht bei dem ehrenden Besuch eines Souverains veranstaltet werden sondern zur Lust deutscher Landgenossen, welche drei, ja fünf Wochen dauern und während dieser Zeit viele hundert, ja mehre tausend Gäste der Freundschaft Einzelner, zum Theil auch der Stadtgemeinde übergeben.

*) Doch litten die Schweizer auch unter der Pritsche. Auf dem Titelholzschnitt des seltenen Gedichts: Außreden der Schützen von Hans Heinrich Grob, Zürich. 1602. 4° ist ein Büchsenschießen abgebildet, dabei der Pritschmeister in voller Narrentracht, zweien Schützen in erwähnter Weise den Kopf abschlagend.

Es ist wahr, die Zeit ist uns werthvoller geworden, rascher wird das Leben genossen, wir drängen in Tage zusammen, wozu unsere Ahnen Wochen verwandten. Es ist wahr, der moderne Mensch sucht die Erholung in hoher Sommerzeit auf Wegen, welche vor drei Jahrhunderten fast unbekannt waren, er isolirt sich aus dem geräuschvollen Treiben und der angestrengten Tagesarbeit in Gebirgswälder und Alpenthäler, während unsern Vorfahren gerade das Freude und Erholung war, eine große Genossenschaft von Männern aufzusuchen und aus dem engen Bannkreis ihrer Mauern, aus der Zunftstube und der Rathshalle in eine größere Verbindung zu treten, in welcher sie durch ihre Tüchtigkeit Ehre und Gaben gewinnen konnten. Das freudige Selbstgefühl des Mannes im geselligen Verkehr mit andern, die Leichtigkeit, mit welcher gemeinsame Uebungen mehre Hunderte, ja Tausende zusammenschlossen, vor allem die stattliche Kraft, mit welcher die Städte sich nach außen geltend machten, das alles hat uns nur zu lange gefehlt. Wenn unsern alten Vorfahren selten vergönnt war, in den großen Angelegenheiten des Lebens, in Staat und Kirche die Einheit deutscher Interessen zu fühlen und durch gemeinsames Handeln und große Siege das Leben aller Einzelnen zu adeln, so wußten sie wenigstens in ihrer Geselligkeit ein Gebiet zu öffnen, wo das deutsche Wesen und Gemüth kräftigen Ausdruck gewann. Und merkwürdig, in der neuesten Zeit, als in dem Deutschen Bedürfniß und Sehnsucht nach einem kräftigen politischen Leben mächtig wurden, da suchte das Volk zuerst wieder in großen Festen und freier Geselligkeit das gemeinsame Band fester zu schließen. Die Freischießen und Turnfeste, in Deutschland so lange versunken und vergessen, wurden wieder eingerichtet.

Hier aber am Ende einer großen Periode, unmittelbar vor Jahren der Verwüstung und jähen Absturzes, sei erlaubt vorzugreifen und einen schnellen Blick auf die Schießstätten deut-

scher Städte nach dem großen Kriege zu thun. Die gastlichen Freischießen der Städte werden selten und dürftig, in den Landschaften Norddeutschlands hören sie ganz auf, nur in Frankfurt a. M., München und wenigen anderen Städten Südfrankens, Baierns, Oestreichs haftete die alte Gewohnheit der Einladungen, Preise, Ordnungen, aber Umfang und Bedeutung der Feste sind unvergleichlich geringer. Wo einmal ein glänzendes Landschießen stattfindet, da sind es die Landesherren, welche bei Familien-Festen oder aus „sonderbarer“ Huld Preise stellen und ihren Unterthanen oder Nachbarn die Theilnahme gestatten*). In den Städten bestehen die alten Schützengesellschaften, oft ihrer alten Ehrenbecher, Ketten, Kleinode beraubt, selbst die vorsichtigen Leipziger haben die silberne Statue ihres heiligen Sebastian nicht gerettet. Manch alter Brauch erhält sich in ihren verödeten Schießhäusern, das Armbrustschießen nach dem Vogel und Blatt wird an vielen Orten kümmerlich fortgeübt — es dauert in wenigen Städten als Curiosität bis heut; — das gezogene Gewehr bürgert sich ein, in größeren Communen begünstigt wol der neue kaiserliche Adel die Schützengilden und ihre alten Königschießen, dann erhalten diese Feste den steifen, anspruchsvollen Charakter pedantischer Staatsactionen. So gewandelt erscheint das städtische Königschießen, das einzige dürftige Stadtfest, welches den deutschen Bürgern des achtzehnten Jahrhunderts geblieben ist, in einer Beschreibung des Breslauer Schießens aus dem Jahr 1738. Sie steht an einer Stelle, wo sie schwerlich gesucht werden wird, in dem fleißigen Werk des Arztes Johann Chri-

*) Ein Verzeichniß süddeutscher Landschießen nach dem deutschen Kriege in: J. E. Schmit, Historische Schilderung des Schießhauses zu St. Johannis. Nürnberg, 1838. Wohl das letzte Freischießen nach altem Brauch wurde 1829 zu Nürnberg gehalten. Es wären dazu 19 Schützen aus Fürth und 17 aus andern Städten erschienen.

stian Kundmann: Berühmte Schlesier in Müntzen. 1738. 4. S. 428, und wird im Folgenden bis auf wenige Auslassungen wortgetreu mitgetheilt.

„Jetziger Zeit observiret man bei denen Königsschießen folgende Solennitäten. Am Pfingstdienstage fähret der vorjährige König mit denen Herren Schützenältesten, der Zwingerbrüderschaft wie auch anderen erbetenen Freunden auf etlichen zwanzig Wagen in den Zwinger hinaus. Beim Wagen gehen als Bediente der Schreiber, zwei Ausreiter, der Zieler und des Königs eigener Bedienter, welche Suite mit Pauken und Trompeten daselbst empfangen wird. Darauf werden im Zimmer die Einkünfte des Königs den Herren Schützen vorgelesen und müssen diejenigen, so um das Königreich mit schießen wollen, ihre Namen eigenhändig unterschreiben. Dann erscheinen zwei erbetene Herren Commissarien von einem hochedeln gestrengen Rathe, welches gewöhnlich die beiden jüngsten Rathsherren vom Ritterstande sind; die tragen spanische, mit Spitzen oder Kanten besetzte Mantelkleider und stellen sich oben im Zimmer dem König gegenüber auf, welcher in seinem Königsornat dasteht und den großen vergoldeten Vogel trägt. Die Rathsherren melden, wie sie als Commissare diesem Schießen beizuwohnen hätten. Darauf gehet der König also auf den Schießplatz, die Herren Commissarien neben ihm her, und darauf die Herren Aeltesten und Schützen.

Dieweil zufolge alten Herkommens nach einem Vogel geschossen werden muß, so wird statt der Scheibe ein großer ausgeschnittener Vogel mit ausgebreiteten Flügeln aufgesetzt und nach diesem sechs Rennen gethan oder von jedem Schützen sechsmal geschossen. Dem Könige, dem sein Ehrenzeichen, der große vergoldete Vogel, zu schwer und incommode zu tragen ist, wird ein kleiner silberner Vogel oder eine große Klippe (viereckige Medaille) angebunden. Er behält das Zeichen so lange,

bis von einem andern ein Spiegelschuß mit voller Kugel geschieht. Der König schießet allemal zuerst unter Pauken- und Trompetenschall. Wenn diese Schüsse vorbei sind, wird der neue König denen Herren Commissariis, welche herunter in das Schießhaus kommen, von dem Zwingerredner, so gemeiniglich ein Advokat ist, durch eine wohlgesetzte Rede präsentirt, und dem Könige werden die gewöhnlichen Geschenke überreicht. Der erste Herr des Rathes antwortet mit einer eben solchen Rede. Darauf wird zum Zwingermahl gegangen und nach aufgehobener Tafel der König mit Pauken und Trompeten nach Hause begleitet. Oder der König und die Brüderschaft marschiren mit Musik und Wein in der Stadt herum und beehren damit ihre patronos und guten Freunde. Am Mittwoch darauf giebt der König sein gewöhnliches Silberschießen, welches sechs Gewinnste von Silber hat, die in Bechern und Löffeln bestehen. Nach Vollendung desselben giebt der König das erste Tractament.

Den Sonnabend darauf wird früh um 8 Uhr der König mit dieser Begleitung in seinem kostbaren Ornat vor einen hochedeln gestrengen Rath in die Rathsstube geführet, wo der Zwingerredner wieder eine Oration hält und für den König alle Immunitäten ausbittet; der Herr Präses antwortet mit einer gleichmäßigen Rede, confirmirt ihm sein Königreich, ertheilt ihm die Königsbeneficien und beschließet mit einem Glückwunsch. Dabei wird zugleich der Tag zum „Königs-Vortheil“ oder „Pomeranzenschießen“ ausgebeten, gemeiniglich ein Montag wenige Wochen nachher. Dieses ist ein Lustschießen von zwölf Rennen. Wer nun in jedem Rennen den besten Zweckschuß hat, und wer mit dem Rohr und den Würfeln (die gleich schlechten Schüsse würfeln unter einander) gefehlt hat, müssen sich beide vor das Schießhaus setzen. Dem ersten wird eine große Pomeranze auf einem zinnernen Teller gereicht, sammt einem Gesundheitsglase Wein, darum ein Rosenkranz, zugleich werden einige Verse zu seinem Ruhme vorgelesen, wobei Pauken

und Trompeten sich hören lassen. Der Fehler bekommt einen Quarkkäse in einen Nesselkranz gelegt auf einem hölzernen Teller, zusammt einem Glase Bier, wobei der Dudelsack und eine kleine Fiedel angestimmt wird; die Verse aber sind gemeiniglich sehr stachlich, und üben sich oft die Zwingerpoeten, ihren guten Freunden die Wahrheit im Scherz vorlesen zu lassen. Außerdem bekommt in allen Rennen jeder Schuß am äußersten Rand der Scheibe eine Citrone, und ebenso jeder, welcher auf der Scheibe selbst eine Citrone, Pomeranze oder einen Quark trifft, welche auf diese nebst einem nach Umständen der Zeit erfundenen Bilde gemalt sind. Alsdann wird wiederum zur Tafel gegangen, wo der Zwingerorator und der erste Rathsdeputirte Reden halten und ersterer die Fahnen und Gewinnste für die besten Zweckschüsse und die Sieger in den zwölf Rennen unter Pauken und Trompeten austheilt. Darauf giebt der König ein kostbares Mahl, welches oft ziemlich bis zum Tagesanbruch währt. Ueber dem König hängt der große Königsvogel, er selbst sitzt auf einem großen Lehnstuhl mit Armen obenan. Von da wird der König nach Hause und zu den patronis begleitet und diese Solennität nicht ohne Lustbarkeit geendet. Zuletzt giebt der König noch den Tag darauf ein Bratwurstschießen und setzt dabei präemia von Silber und Golde aus; dieses Schießen wird wiederum mit einem Tractament und darauf folgendem Würfelspiel um Zinn geschlossen."

So weit der Bericht Kundmann's. Wie wenig bedeutend ein solches Königschießen nach dem großen Kriege auch war, es ist immerhin aus der Beschreibung einiges zu lernen. Das Volksfest der alten Zeit ist zu einer anspruchsvollen Solennität geworden. Vornehmthun ist das Lockende, nur der Wohlhabende vermag König zu werden; im Wagen fahren, sich von Bedienten geleiten lassen, kostbare Mahlzeit und theure Preise aussetzen ist die Hauptsache, das Schießen fast Neben-

sache, und was sehr bezeichnend ist, dem König kann nicht mehr zugemuthet werden, öffentlich vor seinen Mitbürgern zu sprechen, er repräsentirt stumm, der Advokat ergreift für den Bürger beim Feste das Wort. Zuletzt ist zu ersehen, wie sich immer noch einige der alten lustigen Bräuche in Trümmern erhalten haben, sie stehen bereits im Gegensatz zu der Prüderie und Empfindlichkeit der Zeit; die Improvisationen der Pritschmeister haben aufgehört, sogar die Spottverse für schlechte Schützen müssen abgelesen werden. Allmälig werden diese Erinnerungen aus einer kräftigeren Zeit als veraltet und abgeschmackt bei Seite gelegt.

Aber nicht die Armseligkeit des Volkes allein, die bittere Frucht des Krieges, vernichtete die großen Bruderfeste des Bürgerthums, auch nicht die herrschende Neigung zu hochmüthigem Abschluß gegen alles, was bescheidener im Leben stand, wie sehr das Vornehmthun übrigens dem Behagen schadete. Nicht weniger nachtheilig war das eigenthümliche Gepräge, welches selbst der besten und freisten Bildung in jener Zeit der Erniedrigung aufgedrückt wurde.

Es war fürwahr eine Angstzeit der deutschen Volksseele, durch welche der wehrhafte Bürgersmann, der mit Kraut und Loth wohl umzugehen und eine Kartaune zu richten wußte, in einen scheuen, leisetretenden Herrn geformt wurde, der die Schritte beschleunigte, wenn in seiner Nähe ein Flintenkolben stark aufgestoßen ward, und der ängstlich sorgte, daß seine Söhne zu hoch aufschießen und in die greuliche Lage kommen könnten, ein Gewehr in Reih und Glied zu schultern.

11.

Der deutsche Teufel

im sechzehnten Jahrhundert.

Auch die Wahngebilde des Menschengeschlechts haben eine Geschichte, sie formen sich um und entwickeln sich wie die Persönlichkeit der Völker, denen sie wichtig sind. Und im Jahrhundert Luthers hatte eine solche Phantasiegestalt größere Wichtigkeit erhalten als die meisten irdischen Existenzen. Es ist die Kehrseite deutscher Bildung, welche an ihr sichtbar wird, ihr gebührt die letzte Stelle unter den charakteristischen Gestalten der Reformationszeit.

Die ältesten jüdischen Urkunden kennen den Teufel nicht. Die Schlange Eva's ist erst durch spätjüdische Deutungen, welche in unsern Glauben übergingen, zum Satan geworden; der Versucher giebt weder Kain den Gedanken des Brudermordes ein, noch nimmt er dem jüdischen Gott die Mühe ab, die Zauberer Pharao's durch das massenhafte Erzeugen von Ungeziefer und Krankheiten zu schlagen. Erst seit der babylonischen Gefangenschaft drang sein Bild aus der Religion der Perser zu den Juden. Der Teufel verdankt aber seinen Ursprung keiner Volksreligion, d. h. keinem Gottesglauben, in welchem die Seele eines ganzen Volkes sich schaffend und umformend abspiegelt, denn er kam den Persern erst durch Zarathustra und dessen geoffenbarte Religion. Erst in der Seele des Einzelnen spannen sich die Gegensätze zwischen gut und böse, hell

und dunkel, heilbringend und schädlich zu einem consequent durchgeführten Dualismus, Gegensätze, welche in jeder Volksreligion durch die Fülle der Bildungen immer von neuem erzeugt und immer wieder verwischt werden. Was die Speculation eines großen Religionsstifters vergeistigt hat, wird dann durch einen privilegirten Priesterstand in das starre System gefügt. Die dunkle Gestalt eines bösen Princips, welches dem Lichte, dem Leben, der Sittlichkeit des Menschen entgegenarbeite, erschien den Persern als Fürst eines Reiches böser Geister. Nur langsam gewann diese Gestalt bei den Juden eine entsprechende Bedeutung. Im Buche Hiob gehört Satan noch zum Hofstaat Jehovah's, der jüdische Gott unterhält sich mit ihm etwa wie ein orientalischer Despot mit seinem Generalprofoß. Allmälig entwickelt sich eine Monarchie der Teufel im Gegensatz zum Engelreiche Jehovah's, eine größere Zahl von Teufelsnamen wird erfunden. Zu Christi Zeit war der Satan der Juden bereits der große Versucher der Sterblichen, er hatte Macht in Menschen und Thiere zu fahren, er konnte durch die Beschwörungen Frommer aus solcher Behausung vertrieben werden, und es war volksthümlich die Macht eines frommen Lehrers nach der Gewalt zu messen, die er über die Teufel ausübte. — Als sich der junge Christenglaube das griechische und römische Abendland unterwarf, wurden die antiken Götter als Bundesgenossen des Teufels betrachtet und vieler Aberglaube, der an den spätrömischen Culten hing, nahm den Teufel zum Mittelpunkt. Unterdeß dichtete die älteste Kirchenlehre die Geschichte des Satans weiter. Der persische Agromainjus (Ahriman) hatte sich als Fliege in die Welt eingedrängt, als Fliegengott übertragen auch die Uebersetzer in der Septuaginta den semitischen Götzennamen Baalsebub. Erst jetzt kam der Glaube, daß der Satan und seine Genossen abgefallene Engel vom Hofstaat des Herrn seien. Seitdem wird ihm der Name Lucifer, Morgenstern, nach einer falsch gedeuteten Stelle des Jesaias.

Aber die Vorstellungen, welche die ersten Kirchenväter von Person und Macht des Teufels hatten, wurden weiter umgeformt, als die germanischen Stämme das Gebiet des römischen Reiches unterwarfen und das Christenthum annahmen. Junge kraftvolle Völker, deren charakteristische Eigenschaft war, mit einer einzigen Bildsamkeit fremde Culturen in sich aufzunehmen und gerade an solcher fremden Habe, welche bis dahin allen Völkern langsamen Tod gebracht hatte, das eigene Empfinden zu vertiefen und die Lebenskraft zu stärken. Dieser Familie von Völkern ging die Fülle eigenen Lebens, deren höchster Ausdruck ihr alter Götterglaube gewesen war, mit dem Christenthum nicht verloren. Zwar die Namen der alten Götter verklangen allmälig, was dem neuen Glauben offenbar feindlich war, wurde durch den Eifer der Priester, durch Gewalt und fromme List nach langer Arbeit beseitigt; aber unter der Hülle des neuen Glaubens erhielten sich unzählige heimische Gestalten, Gebräuche und Anschauungen. Ja sie bestanden nicht nur, sie bildeten sich durch das Christenthum in eigenthümlicher Weise fort. Wie die christliche Kirche an die Stätte heidnischer Heiligthümer gebaut, wie an Donar's Eiche das Bild des gekreuzigten Heilands oder der Name eines Apostels gehängt wurde, so traten auch die Gestalten der christlichen Mythologie in Mythen und Sagen an die Stelle der alten Asengötter und ihrer Gegner. Keine von allen Gewalten des neuen Glaubens aber erhielt eine so große Erbschaft als der Teufel. Sein Name und sein Bild verdüsterten zahllose heidnische Traditionen, welche zu fest im Volke lebten, um zu vergehen. Dabei wurde er selbst durch die alten Mythen, Sagen, Märchen und sogar durch die Sprache, in welche er eindrang, farbiger, vielseitiger, volksthümlicher, zuletzt gemüthlicher. Zwar übertrug das Volk seine Erinnerungen an die hohen Gottheiten des Heidenthums nicht nur auf ihn, lieber auf Kirchenheilige, Apostel, ja auf Christus selbst, aber auch der Heidenglaube hatte dunkle Gestalten gekannt und ein

Gebiet, in welchem unheimliche Mächte walteten. Dieser umfangreiche Theil fiel ihm fast allein zu. Den Namen Teufel hatte er schon von den Griechen erhalten (Diabolos, Tiufal), jetzt wurde er nach einem deutschen Gott Fol (vielleicht dem nordischen Baldur) Voland genannt, seine Raben und das wüthende Nachtheer erhielt er von Wuotan, den Hammer von Donar; aber die schwarze Farbe, die Wolfs- oder Bocksgestalt, die Großmutter, die Hölle (Helja), die Bande, durch welche er gefesselt gedacht wurde („der Teufel ist los"), und viele sagenhafte Ueberlieferungen kamen ihm aus einem Kreise heidnischer Urgewalten, welcher den herrschenden Menschengöttern feindlich gewesen war. Diese mächtigen Dämonen, unter ihnen die dunkelfarbigen Todesgötter, gehörten nach Heidenglauben dem Urvolk der Riesen an, welches am Weltende den Vernichtungskampf gegen die Lichtgötter und ihre erwählten Helden zu führen hat. Sie bilden ein düsteres Reich, in welchem unförmliche Urkraft, aber auch das tiefste Zauberwissen heimisch ist. Zu ihnen gehört die Seeschlange, welche in mächtigem Ringe um den Erdgarten auf dem großen Grunde des Oceans liegt; zu ihnen mehre Riesenwölfe, welche gefesselt in der Tiefe der Erde liegen oder Sonne und Mond verfolgen, die sie am jüngsten Tage verschlingen werden; die ungeheuern Sturmwinde, welche durch ihren Flügelschlag die Häuser und Schiffe der Menschen vernichten; die Eisdämonen, welche Hagel, Schneesturm und verwüstende Fluten von Norden her über das Land senden; ferner zu ihnen vor allen die unholde Helja, die Göttin der Totenwelt. Neben dem Cultus der Asengötter bestand im deutschen Heidenthum ein düsterer Dienst für diesen Dämonenkreis, und schon vor Einführung des Christenthums müssen, wie sich aus frühen christlichen Zeugnissen erkennen läßt, die Priesterinnen und Zauberer dieser finstern Götter gefürchtet und gehaßt worden sein. Sie vermochten durch die Zaubermittel der Todesgöttin Unwetter über die Saat zu führen, die Viehheerden zu vernichten; wahrschein-

lich waren sie es, welche Leib und Waffen der Krieger fest machten. Die heiligen Handlungen begingen sie bei Nacht, und dunkle Thiere opferten sie den Göttern. Diese Priesterinnen sind es vorzugsweise — so dürfen wir schließen —, welche als Hazusen oder Hegissen, Hexen, einige Traditionen des alten Glaubens bis tief in das Mittelalter fortgepflanzt haben.

Und die Erinnerung an ihr heidnisches Wesen mischte sich mit einem wüsten Chaos fremden Aberglaubens, der fast aus allen Völkern der alten Welt in dem heidnischen Rom, der großen Garküche jeder frommen Superstition, zusammengeflossen war und aus der antiken Welt in den christlichen Glauben eindrang. Die Strigen und Lamien, böse Geister des römischen Alterthums, welche vampyrartig das innere Leben der Menschen auszehren, Zauberweiber, welche durch die Luft fliegen und in nächtlichen Zusammenkünften schändliche Orgien feiern, waren zu den Germanen gekommen und hatten sich hier mit ähnlichen, vielleicht urverwandten Vorstellungen verbunden. Uns aber ist nicht immer möglich zu erkennen, was ursprünglich deutsch ist und was fremdem Volksthum angehört.

Die abendländische Kirche stand in der ersten Zeit des Mittelalters diesem Wust unheimlicher Vorstellungen reiner gegenüber, sie verurtheilte ihn als teuflisch, aber sie strafte ihn im ganzen, wo er nicht zu bürgerlichen Verbrechen führte, mild und human. Doch seit die Kirche selbst zum hierarchischen System erstarrte, seit die maßlosen Ansprüche der Päpste starke Herzen in die Ketzerei trieben, seit vieles Volk unter der Herrschaft der Bettelmönche verdummte, entwickelte sich allmälig in der Kirche dieser Aberglaube zu einem bornirten System. In blutigen Verfolgungen ward vernichtet, was für teuflisch galt. Seit dem dreizehnten Jahrhundert, derselben Zeit, in welcher große Volksmassen aus dem Innern Deutschlands in die Slavenländer flüchteten, bildete sich durch fanatische Mönche der widerliche

Glaube aus, daß der Teufel als Herr der Hexen sich in nächtlichen Zusammkünften mit ihnen vermische, ein förmlicher Ritus der Adoration Satans durch verfluchte Männer und Weiber, welche den christlichen Glauben abgeschworen hatten, ward erfunden und an zahlreichen Verdächtigen in Frankreich durch delegirte Inquisitoren mit Folter und Feuer verfolgt, am Rhein und im Stedingerland mit dem Tode bestraft. Nach dem Scheiterhaufen des Huß nahmen diese Verfolgungen der Teufelsgenossen überhand. Und je heftiger die Intelligenz gegen solche Verfolgungen protestirte, desto grimmiger wüthete die Kirche. Seit der unseligen Bulle Innocenz VII. „Summis desiderantes“ vom Jahr 1484 begann auch in Deutschland ein massenhaftes Brennen der Hexen, das sich mit Unterbrechungen bis tief in das achtzehnte Jahrhundert hineinzog. Wer einmal Hexe war, der galt als der Hölle verfallen, die Kirche macht jetzt kaum einen Versuch, ihn anders als für die Hinrichtung zu bekehren, und unterscheidet genau zwischen solchen Teufelsgenossen und andern.

Denn die Verbindung des Menschen mit dem Teufel war nach dem Volksglauben von dreierlei Art. Der Mensch entsagte Gott und ging zum Cultus des Teufels über, indem er ihm den Unterthaneneid, das Homagium, leistete; so thaten die Hexen und ihre Genossen. Oder der Teufel nahm Besitz von dem lebenden Menschen, er machte ihn zum Besessenen; dieser Glaube war aus der heiligen Schrift zu den Deutschen gekommen. Endlich aber konnte der Mensch auch einen Vertrag mit dem Teufel schließen zu gegenseitigen Verpflichtungen. Der Mensch verschreibt seine Seele in einer Urkunde, die mit dem Blut seiner Adern geschrieben ist, dafür muß ihm der Teufel auf Erden seine Wünsche gewähren: Glück, Geld, Unverwundbarkeit. Obgleich das älteste bekannte Beispiel das des Romanen Theophilus ist — der Ueberlieferung nach aus dem sechsten Jahrhundert —, und obgleich der Vertrag durch Handschrift erst aus einer Zeit

stammen kann, in welcher römische Rechtsformen zu den Völkern des Abendlandes gekommen waren, so scheint doch die Grundlage auch dieser Teufelssagen deutsch. Denn die Voraussetzung solcher Erfindungen ist ein tiefes Gefühl der gegenseitigen moralischen Verpflichtung, welche durch solchen Vertrag hervorgebracht wird, und ein tollkühner Sinn, welcher der That eines Augenblicks die Entscheidung über die ganze Zukunft zu überlassen liebt. Der Germane, welcher im Spiel mit Würfeln oder Stabrunen seine eigene Freiheit auf den Wurf setzte, und der, welcher seine Seele dem Teufel angelobte, haben große Aehnlichkeit mit einander. Diese Bündnisse mit dem Teufel betrachtete die ältere Kirche nicht mit tötlichem Hasse; durch die Fürsprache ihrer Heiligen konnten die frevelhaften Wagehälse, wie Theophilus selbst, gerettet und der Teufel gezwungen werden seine Rechte aufzugeben. Deutsch ist auch, daß der Teufel bei den Verträgen, welche er mit Menschen schließt, seinerseits den Vertrag eifrig und pünktlich zu erfüllen sucht, der Betrügende ist der Mensch.

Der Teufel erhielt durch diese Zuthaten allerdings eine Anzahl neuer Schrecken zu den alten, welche er in das Land gebracht hatte. Ueberhaupt war das Eindringen seiner Gestalt kein Glück für die Volksseele, das Harte, Ungemüthliche und Monotone, was dieser alten Abstraction eines persischen Eiferers noch von ihrem Ursprunge anhing, zog zahlreiche farbige und poetische Sagen ins Finstre und Gemeine, und das Gemüth des Volkes wurde durch das Christenthum nach dieser einen Seite roher und ärmer, wie sehr auch im ganzen der sittliche Inhalt seines Lebens sich vertiefte. Dennoch that es sein Mögliches, auch dem Teufel behagliche Seiten abzugewinnen. Schon das Riesengeschlecht des alten Glaubens hatte für das Volk zwei Gesichter gehabt, neben dem Schrecken ihrer dämonischen Natur empfand man mit Behagen eine harmlose, ja burleske Seite ihres Lebens. Die Unförmlichkeit ihrer großen Körper, ihre Kraft, der schwerfällige Witz, und auf der andern Seite wie-

der das Zauberwissen und die technische Kunstfertigkeit, welche man ihnen zuschrieb, das alles war zur Heidenzeit eine unerschöpfliche Quelle für heitere Geschichten gewesen, durch welche sich das Volk unter anderem auffallende Naturgebilde und landschaftliche Merkwürdigkeiten poetisch erklärte. Neben den Riesen aber hatte sich das zahllose Volk der kleineren Naturgeister um den Menschen herum getummelt. Im Walde wohnten die haarigen Schrate, an dem Ufer des Baches sang der Nix, in den Bergen hämmerte das zahlreiche Geschlecht der Zwerge, auf dem Thau der Wiesen spielten die Elbe und die Idisien, die deutschen Feen, und durch die Luft flogen in Schwanengestalt oder auf Zauberrossen die Schlachtjungfrauen Wuotan's. In Haus und Hof, in Scheuer, Rinderstall und Milchkeller wohnten Hausgeister der verschiedensten Art, zu dem Herdfeuer flog der Kobold, das Heinzelmännchen schlich in Katergestalt über die Balken, braune Männlein, graue Männlein und zuweilen weiße Frauen umgaben die Familie als Schutzgeister des Wohlstandes und häuslichen Behagens. Dem Schlafenden suchte die Nachtmar den Frieden des Schlummers zu stören, im Getreide saß die Roggenmume, auf dem geschlagenen Holz die kleinen Holzweibchen, im Sumpfe fuhr der Irrwisch ruhelos umher und bemühte sich den Menschen aus der Wagenspur des geweihten Weges zu locken. Dies kleine Geistervolk erhielt sich im Christenthum, doch wurde es furchtsam und scheu gegen den Menschen. Auch aus ihrem Wesen wurde mancher dunkle und schadenfrohe Zug auf den Teufel übertragen. Zur Zeit der Sachsenkaiser hatte der Teufel noch fast ganz die Natur eines boshaften Heinzelmännchens. Daneben übte er die Künste der alten Riesen. Er wurde ein Baukünstler wie sie, mußte große Felsblöcke durch die Luft schleppen, die er auf seiner Fahrt verlor oder im Zorne herunterwarf, er mußte ungeheure Mauern aufführen, Brücken, Schlösser, Mühlen, sogar Kirchen bauen. Und fast immer war er bei diesen Bauten der Geprellte,

wie in andern Sagen die Riesen; denn was er sich zum Lohn seiner Arbeit ausbedungen hatte, das ging ihm verloren. Er hatte ferner als Wolf oder Hund mit feurigen Augen unterirdische Schätze zu bewachen, er hatte als feuriger Drache oder Kobold zu fliegen und Schätze durch den Schornstein auf den Herd zu werfen. Endlich mußte er sichs sogar gefallen lassen bei Volksfesten in Person aufzutreten, er wurde Rolle des Schauspielers und stellte — in einer halb lächerlichen, halb schrecklichen Tracht den Possenreißer und viel geprügelten Gegner der himmlischen Gewalten dar. Unter den Germanen erhielt er seine Maske: die Hörner, den Bocks- oder Pferdefuß, den hinkenden Gang, den Schwanz, die schwarze Farbe. Es ist möglich, daß Erinnerungen an den antiken Satyr ihm zu Einzelheiten seines Costüms verholfen haben, doch waren bei den festlichen Aufzügen des deutschen Heidenthums abenteuerliche Thiermasken ebenfalls vorhanden, und in den jungen Städten des Mittelalters gab die Tracht des Schornsteinfegers einen schätzenswerthen Anhalt. So wurde er der furchtbare Feind des Menschengeschlechts, aber auch ein Lieblingsgegenstand für die gute Laune der Gläubigen. Zahllos sind die Sagen und Märchen, in denen er als Tölpel, als Betrogener dem Witz des Menschen unterliegt, und sehr derb ist die Komik, die er beim heiligen Osterspiel und andern dramatischen Aufführungen in der zweiten Hälfte des Mittelalters entwickelt. Nach vielem Entsetzen und zahllosen frommen Gebeten hatte sich am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts der Deutsche sogar seinen Teufel recht gemüthlich zugerichtet. Sein Bild ist freilich nicht mit den poetischen Charakteren zu vergleichen, welche ein frei schaffendes Volk seinen Göttern und Helden giebt, denn bei ihm sind die widersprechendsten Züge zusammengetragen. Die Theosophie der Perser, der Eifer jüdischer Sekten, antike Mythen und frommer Kirchenglaube stehen hier dicht neben altdeutscher Habe, und darf man sagen, was an diesem abenteuerlichen

Mischmasch der verschiedensten Bildungen noch menschlich und erträglich scheint, das haben unsere Vorfahren dazugethan mit der guten Laune einer starken Natur, welche auch das Ungesunde und Vernunftwidrige zu bewältigen weiß.

So lebte das Phantasiegebild des Teufels fast ein Jahrtausend im deutschen Volk. Getreulich machte es alle großen Aufregungen und Wandlungen der Volksseele mit. In Zeiten des religiösen Eifers erschien es mit wildem, menschenfeindlichem Angesicht, in den Tagen größeren sinnlichen Behagens erhielt es ein possenhaftes, fast harmloses Aussehn.

Da kam Luther und die Reformation. Wie jedermann in Deutschland wurde auch der Teufel in den großen Kampf des Jahrhunderts hineingezogen. Das lebende Geschlecht wurde religiös, es wurde viel gebetet, viel gepredigt, viel disputirt und gezankt. Die häufige und angelegentliche Beschäftigung mit der Hierarchie des Himmels zwang auch den Teufel, wie ihm schon öfter begegnet war, wieder einmal vorzugsweise zum Höllenfürsten zu werden und sich mit dem düstern Apparat seines schrecklichen Reiches zu umgeben. Er wurde raffinirter, finsterer, grausamer, so lange der Eifer und Haß gegen ihn mächtig donnerte. Den Katholiken wurde er Chef der gesammten Ketzereien, der Evangelische sah ihn in volksthümlicher Gestalt mit einem großen Blasebalg hinter dem Papst und jedem Cardinale stehen und diesen Angriffe gegen die gereinigte Lehre einblasen. So erhielt der Teufel in dem frommen und eifrigen Jahrhundert große Arbeit. Er mischte sich in alle theologischen und politischen Händel, er saß auf Tetzel's Ablaßkasten, besuchte Luther auf der Wartburg, intriguirte zwischen dem Kaiser und Papst, demüthigte den Protestantismus durch den schmalkaldischen Krieg und wieder die katholische Partei durch den Abfall des Kurfürsten Moritz, er erschien und hantierte mit seinen Gesellen überall im großen und kleinen Leben des Volkes.

Diese Vergrößerung seiner Wirksamkeit hätte wahrschein-

lich in jeder glaubenseifrigen Zeit stattgefunden, aber in der Person und in der Lehre des großen Charakters, welcher dem ganzen sechzehnten Jahrhundert Farbe und Gepräge gab, war noch einiges Besondere, wodurch auch der Gegensatz von allem, was heilig ist, umgeformt wurde.

Zunächst war Luther ein deutsches Bauernkind. In den Erinnerungen seiner Kindheit, wie sie in dem Kreise der Tischgenossen zu Wittenberg lebendig wurden, hat der Teufel ein sehr alterthümliches, ja heidnisches Gepräge, er macht noch die schädlichen Stürme, die Engel aber die guten Winde, wie einst die Riesenadler vom Weltrande her durch ihren Flügelschlag thaten*), er sitzt als Nix unter der Brücke und zieht Mädchen in's Wasser, mit denen er in Ehe lebt, er dient als Hausgeist im Kloster, bläst als Kobold das Feuer an, legt als Zwerg seine Wechselkinder in die Wiegen der Menschen, bethört als Nachtmar die Schlafenden auf das Dach zu steigen und tobt als Poltergeist in den Kammern. Namentlich durch diese letzte Thätigkeit störte er Luthern einige Mal. Zwar der Dintenfleck auf der Wartburg ist nicht zur Genüge beglaubigt, aber von einem unerfreulichen Geräusch, welches Satan ebendaselbst bei nächtlicher Weile mit einem Sack Haselnüsse angestellt hat, wußte Luther wol zu erzählen. Auch im Kloster zu Wittenberg polterte der Teufel, als Luther bei Nacht im Rempter studirte, unter ihm in der Kirchenhölle so lange, bis Luther seine Büchlein zusammenraffte und zu Bett ging. Später ärgerte er sich, daß er dem Hanswurst nicht getrotzt hatte.

So fest stand Luther in dem alten Volksglauben. Aber aus dieser Art von Teufelei machte er sich nicht viel, die bösen Geister, welche so arbeiteten, nannte er wol schlechte Teufel. Seine Meinung war, daß der Teufel unzählige seien. „Nicht

---

*) Winde sind nichts anderes, denn gute oder böse Geister. Tischreden, Walch 1182.

alle sind geringe Partekenteufel, sondern Landteufel und Fürstenteufel, die sich eine sehr lange Zeit, wol über fünftausend Jahre wohl geübt und versucht haben, und auf das allerklügste und listigste geworden sind. Wir, sagte er, „haben die großen Teufel, welche Doctores theologiae sind, die Türken und Papisten haben schlechte und geringe Teufel, welche nicht theologische, sondern juristische Teufel sind." Von ihnen kam alles Böse auf Erden, Krankheiten — Luther hatte starken Verdacht, daß der Schwindel, der ihn lange plagte, nicht natürlich sei —, Feuersbrunst — „wo ein Feuer aufgeht, sitzt alle Mal ein Teufelein dahinter und bläst in die Flamme" —, Mißwachs und Krieg — „und wenn uns Gott nicht die lieben heiligen Engel zu Hütern und Hakenschützen zugegeben hätte, welche wie eine Wagenburg um uns lagern, so wäre es bald mit uns aus." Und wie Luther schnell bei der Hand war sich Charakteristisches auszumalen, so wußte er auch vom Teufel, daß er hochmüthig war und verächtliche Behandlung nicht ertragen konnte. Er gab deßhalb gern den Rath, ihn durch Hohn und spöttische Fragen zu vertreiben. Satan war auch ein trauriger Geist und konnte die fröhliche Musik durchaus nicht leiden*).

Die Folge solches Glaubens war, daß Teufelserscheinungen auch in der neuen Kirche ganz gewöhnlich wurden. Der Schwärmer erblickte den Satan im Kampfe mit dem Schutzengel, selbst den Argen begegnete, daß sie ihn da sahen, wo er am unbequemsten war. So weit wir dadurch vom Aussehen des Teufels erfahren, erschien er zuweilen als bleicher Mann in dunkler geistlicher Tracht, zuweilen in der alten volksmäßigen Maske oder in den phantastischen Formen, welche

*) Einmal neigte Luther zu der Ansicht, daß er selbst einen oder zwei besondere Teufel zu Gegnern hätte, die stark auf ihn lauschten, und daß sie im Schlafhause im Kloster mit ihm spazieren gegangen seien. „Wenn sie mir den Kopf ganz ausgemergelt haben," sagte er, „können sie mir in den A— kriechen, da gehören sie hin." Tischreden, Walch 1203.

durch die Erfindung der Maler und Holzschneider geläufig wurden, nicht selten aber auch in modernem Anzuge, in blauem Hut mit adlicher weißer Feder, oder z. B. einem exaltirten Hutmacher zu Spandau 1594 als finsterer Mann in einem Wolfspelz. Die Anfechtungen des Spandauers machten — nebenbei bemerkt — großes Aufsehen und veranlaßten kurfürstliche Decrete, in denen zur Buße gemahnt und vor der Hoffart gewarnt wurde. Der Kampf zwischen Engeln und Teufeln ging in diesem Falle vorzüglich gegen die Kleiderpracht und die großen Halskrausen.

Auch dies war noch herkömmlich. Aber Luther hatte nicht umsonst die Kirchenlehre vergeistigt, durch ihn war der Kampf des Menschen um das ewige Heil in das Gemüth des Einzelnen verlegt, vom Glauben an Gott und von dem eigenen Gewissen hing das Schicksal des Menschen ab. Dadurch wurde die Hauptthätigkeit des Satans eine andere. Auch der Streit des Menschen mit dem Bösen wurde jetzt vorzugsweise ein innerlicher. Nicht die Erscheinung des Teufels und sein Rasseln waren besonders fürchterlich, sondern seine Einflüsterungen in die Seele des Menschen. Eine beständige innere Buße war nöthig gegen diese Gefahr, häufiges Gebet, ein immerwährendes liebevolles Denken an Gott. Von Luther's Anfechtungen war bereits die Rede. Rücksichtslos und ehrlich sprach er davon zu seinen Zeitgenossen. Das Geschlecht, welches gläubig seiner Rede lauschte, wurde durch ihn angesteckt, innere Anfechtungen wurden bei den Protestanten ganz gewöhnlich, Luther war auch hierbei Tröster und Vertrauter vieler.

Der Unterschied zwischen der alten und neuen Kirche zeigte sich zunächst in der Auffassung des freien Vertrages, welchen ein Mensch mit der Hölle geschlossen hatte. In der alten Kirche war es den Gläubigen verhältnißmäßig bequem gewesen dem Teufel zu entrinnen. Durch eine klug zusammenaddirte Summe von frommen Aeußerlichkeiten konnte der Christ, im schlimmsten

Falle noch zur letzten Stunde, dem Satan entgehen, selbst wenn er sich tief mit ihm eingelassen. Daher ist bei Verträgen, welche der Teufel vor der Reformation mit dem Menschen abschließt, der Teufel fast immer der Geprellte. Solchem geschäftsmäßigen und unsittlichen Verhältniß zum Himmelreich trat Luther mit der tiefsten Empörung gegenüber. Da er die Lehre St. Augustin's stark betonte, daß der Mensch durch die Erbsünde verdammt, also eine Beute des Teufels sei, und daß fortwährende innere Buße allein zur Seligkeit helfe, so verfiel jetzt der unbußfertige Sünder ohne Rettung der Hölle. Daher kommt es, daß seit dem sechzehnten Jahrhundert die Menschen, welche einen Pact mit der Hölle geschlossen hatten, in der Regel vom Teufel geholt wurden. Allbekannt ist das traurige Ende des sagenhaften Doctor Faust; aber er war nicht die einzige Beute des Satans. Es wurde ganz gewöhnlich zu glauben und in Flugschriften verbreitet, daß Menschen von zweideutigem Charakter, ruchlose Säufer, Spieler, Flucher oder solche, welche als Feinde bitter gehaßt wurden, in das unterirdische Reich abgeholt seien. Dann war die Hand des Teufels am verdrehten Genick des toten Sünders deutlich zu erkennen. Luther selbst war in der Lage, in einer solchen Gefahr einzuschreiten. Ein junger Student zu Wittenberg, ein böser Bube, hatte den Teufel gerufen und sich ihm angeboten. Luther nahm die Sache sehr ernst und würdig. Er zerknirschte zuerst den Frevler durch strenge Strafreden, dann kniete er mit ihm in der Kirche nieder, legte die Hände auf ihn, betete mit Inbrunst und ließ den Jüngling zuletzt ein reuiges Bekenntniß nachsprechen. Damit aber war ihm die Sache abgemacht. — Auch geschichtliche Persönlichkeiten entgingen dem melancholischen Schicksal nicht, vom Teufel geholt zu werden. Der Glaube erhielt sich über den dreißigjährigen Krieg hinaus. Noch im vorigen Jahrhundert wurde der Pact, welchen der Herzog von Luxemburg, der Gegner Wilhelm's von Oranien, mit dem Teufel abgeschlossen hatte, aus-

führlich mit allen Paragraphen dem Publikum mitgetheilt, und es ist charakteristisch für jene anspruchsvollere Zeit, daß der Herzog unter andern Bedingungen dem Teufel auch die gestellt hatte, ihm nur in angenehmer, keineswegs aber in schrecklicher Gestalt zu erscheinen*).

Wohlwollender betrachtete die neue Kirche nach den Vorbildern in der Bibel die Besessenen. Luther und seine Nachfolger nahmen an, daß sie durch eine immerhin zu vergebende Sünde, zuweilen durch ein kleines Versehen in die Gewalt des Teufels gekommen seien, und daß es Pflicht und Verdienst der Gläubigen sei, durch Gebet und Beschwörung den Teufel auszutreiben. Nicht jeder Irrsinnige oder Epileptische galt vom Teufel besessen, aber da man den Bösen überall vermuthete, so hatte man die Befriedigung ihn oft zu finden. Die wunderlichsten Aeußerungen seiner Thätigkeit wurden mit gläubigem Eifer beobachtet. Am häufigsten kamen schwachsinnige Weiber zu der Ansicht, daß sie vom Teufel geplagt würden, und eine gewöhnliche Folge dieser Einbildung war im sechzehnten Jahrhundert, grade wie ein Jahrtausend früher zur Merovingerzeit, daß diese Weiber in ihrem krankhaften Zustande kräftigen Widerwillen gegen die Geistlichen und die frommen Ceremonien aussprachen, mit denen sie beehrt wurden.

Wie weit aber eine vorgefaßte Meinung das Urtheil nicht nur der Kranken, sondern auch der Gesunden verwirren und das Zeugniß der eigenen Augen und Ohren fälschen kann, erkennen wir mit Erstaunen aus zahlreichen Berichten von Augenzeugen, welche in andern Dingen vollen Glauben verdienen und vor Besessenen das Unmöglichste gläubig beobachteten. So wurde,

---

*) Des Welt-beruffenen Hertzogs von Luxenburg, gewesenen Königl. Frantzösischen Generals und Hof-Marschalls Pacta oder Verbündniß mit dem Satan und das darauf erfolgte erschreckliche Ende. Frankfurth und Leipzig, 1716. 4.

um nur einen, sehr abgeschmackten Fall zu erwähnen, zu Luther's Zeit in Frankfurt an der Oder eine Magd, die schon früher schwachsinnig gewesen war, in folgender Weise von dem Satan besessen: „Wenn die gedachte Magd einem an den Rock, Bart u. s. w. griff, hat sie allerwegen Geld, wie es in Frankfurt gäng und gebe war, erwischt und in die Hand bekommen, mit diesem Gelde ist sie flugs in den Mund gefahren, hat dasselbe gekaut und endlich verschlungen. Solch erwischtes Geld hat man ihr mit Gewalt aus den Händen brechen müssen. Ebenso hat sie überall Nadeln gefunden. Zuweilen hat sie Leuten, die um sie standen, solches Teufelsgeld, das sie von Wänden, Tischen, Bänken, aus Steinen, Erde und Mauern gegriffen, hingereicht. Es war gute Münze, Groschen und Pfennige, auch einige schlechte rothe drunter." Diese unerhörte Begebenheit erzählte in einer Flugschrift Dr. Andreas Ebert als Geistlicher, und sein Bericht wird von Theodor Dürrkragen, dem Richter des Stadtrathes, bestätigt. Luther wurde, wie bei hundert andern kritischen Fragen, auch hier um seine Meinung gefragt. Er war doch mißtrauisch, begehrte zu wissen, ob es auch gutes Geld sei, und gab endlich den Rath, die Magd fleißig zur Kirche zu führen und bei Gott für sie zu bitten. Diese Cur hatte einige Schwierigkeit, der Teufel in dem Mädchen insultirte den Geistlichen während der Predigt und strafte ihn Lügen. Vergebens hatte auch ein katholischer Priester versucht den Teufel in ihr zu beschwören, mit ihm trieb der Teufel nur Gespött und verachtete seinen ganzen Exorcismus. Doch die Kraft des evangelischen Gebets zwang endlich den Satan zu weichen. Das Mädchen wurde frisch und gesund, wußte nach ihrer Genesung von gar nichts, und fuhr fort als Dienstmagd ein nützliches Mitglied der christlichen Gemeinde zu sein*).

*) Der Titel der Flugschrift ist: Wundere Zeitung, von einem Geldteufel, eine seltzame, unglaubliche, doch wahrhaftige geschicht. Zu Frankfurt an der Oder beschehen, und urkundlich außgangen. 1538. 4.

So war es bei den deutschen Protestanten, so wurde es auch bei den Katholiken. Nichts ist bezeichnender für die Gewalt, welche Luther's Persönlichkeit ausübte, als der Einfluß, den sein Wesen über seine erbitterten Gegner gewann. Zwar die katholischen Dogmen widerstanden seinem Andrange, und zwischen den neuen Glaubensschanzen, die er aufgeworfen hatte, und der geschlossenen Festung der alten Kirche wüthete durch Jahrhunderte ein grimmiger Krieg. Aber seine Methode zu denken, seine Sprache und vor allem das Charakteristische seines gemüthlichen Lebens formte die deutsche katholische Kirche eben so originell und eben so einseitig nach seinem Bilde, wie die protestantische. Der rohe Formalismus ihrer Ablaßkrämerei und ihrer frommen Bruderschaften verschwand nicht ganz, aber er machte einer neuen Richtung auf das Innerliche des Gemüthes Platz. Ernste Studien, schärferes Denken, gewandte Dialektik und was mehr werth war, eine größere sittliche Vertiefung werden nothwendige Erfordernisse des katholischen Vorkämpfers. In Luther's Sprache und Methode lernt er predigen und seine Streitschriften verfassen, selbst die scheltenden Kraftausdrücke des großen Ketzers eignet er sich an, und sucht die volksthümliche Laune, welcher Luther nicht den kleinsten Theil seiner Erfolge verdankt, mit Glück nachzuahmen. Die Texte evangelischer Lieder, Titel und Inhalt lutherischer Werke werden immer wieder parodirt. Vielleicht ist die innere Aehnlichkeit nirgend auffallender als bei den besten Talenten der ingolstadter Hochschule. Die Andreä, Scherer und ihre Freunde könnten, wenn die Verschiedenheit in den Dogmen und vor allem der persönliche Haß nicht wäre, eben so gut Lutheraner als Katholiken sein. So entstand auch zwischen den Geistlichen beider Confessionen ein zuweilen lächerlicher, oft widerlicher Wetteifer den Teufel aus Besessenen auszutreiben. Wenn da, wo beide Kirchen zusammenstießen, ein Besessener auftrat, suchte jede Confession die Macht ihres Glaubens dadurch zu beweisen, daß sie sich des

Patienten bemächtigte und ihn heilte — die Evangelischen durch das Gebet der Geistlichen und der Gemeinde, die Katholiken durch Exorcismus. Die gerettete Seele gereichte dann der glücklichen Kirche zum Ruhm. Unter den zahlreichen Berichten, welche über dergleichen Beschwörungen erschienen sind, zeichnet sich der folgende, der aus dem katholischen Lager in der Nähe von Ingolstadt stammt, durch seine Ausführlichkeit und durch einige psychologisch interessante Züge aus. Er erschien kurz nach dem Ereigniß in einer Flugschrift unter dem Titel: Erschröckliche gantz wahrhafftige Geschicht, welche sich mit Apollonia, Hannsen Geißlbrechts, Burgers zu Spalt inn dem Eystätter Bistump, Haußfrawen, verlauffen hat. Durch M. Sixtum Agricolam ꝛc. Ingolstadt 1584. Die Erzählung beginnt folgendermaßen:

„Hans Geißlbrecht, Bürger zu Spalt, hat sich nach Absterben seiner ersten Hausfrau wiederum mit Apollonia, der Wittwe von weiland Hans Francke, aus Lautershausen im Markgrafenthum Brandenburg, verheirathet, allhier seine Hochzeit gehalten und länger als ein Jahr mit ihr gehauset. Doch zuletzt hat es der leidige Eheteufel dahin gebracht, daß zwischen ihnen beiden nichts anderes als Tag und Nacht viel Zanken, Hadern, Grollen, Greinen, Keifen und Nagen gewesen, daneben ist, was am allerschrecklichsten war, großes Gotteslästern und übles Schwören mit untergelaufen. Nun kam gedachter Geißlbrecht an einem Freitag, den 19ten October des vergangenen zweiunddachtzigsten Jahres, wohl bezecht heim, fing seinem alten Gebrauch nach mit seiner Hausfrau zu zanken und zu schwören an, und sie trieben solches, wie ihre meisten Nachbarn gehört, fast die ganze Nacht über. Sonnabend Morgen kommt Apollonia zu Anna Stadlerin, ihrer Nachbarin, und spricht: „Liebe Stadlerin, habt ihr nicht gehört, was mein Mann heut die ganze Nacht abermals für Rohheit und Schande geübt?" „Ja,"

spricht diese, „ich und mein Stadler haben es leider nur zu wohl gehört, was für ein Katzengetöne und Gotteslästern ihr miteinander getrieben; die ganze Nachbarschaft verliert den Frieden, wo man so unchristlich lebt.“ Darauf fängt gedachte Apollonia in grimmigem Zorne an und spricht: „Ei, will mir unser Herregott von diesem heftigen Manne nicht helfen, so wollte ich, der Teufel käme und hülfe mir von ihm.“ Nun merkt, was geschieht! Als am gedachten Samstag Abend der Geißlbrechtin Rindvieh von der Weide heimkommt und sie dasselbe, wie gebräuchlich, melken will, da kommen zuerst zwei Vögel wie Schwalben, da doch zu dieser Zeit keine mehr im Lande sind, und fliegen ihr geschwind um den Kopf herum. Ehe sie sich recht unter der Kuh umsieht, steht ein langer Mann (es war aber leider der leibhaftige Teufel) neben ihr und spricht zu ihr: „Ach, meine liebe Appel, wie habe ich ein Mitleiden mit dir, daß es dir so übel geht, dein Leben ist so hart und armselig, hast auch einen so argen bösen Mann, der dich so schlecht hält, er hat die Absicht alles zu verthun, damit dir nach seinem Tode nur nichts von ihm bleibe. Thue eines, sage mir zu, daß du mein sein willst; siehe, so verspreche ich dir, daß ich dich in dieser Stunde an einen so herrlichen lustigen Ort führen will, wo du für und für nichts thun sollst als essen, trinken, singen, springen, tanzen, in Summa solche gute Tage haben, wie du dein Lebelang nie gesehen noch gehört. Denn es ist um das Himmelreich nicht so beschaffen, wie deine Pfaffen davon sagen. Ich will es dir anders weisen.“

Auf dies große Verheißen des leiblichen Satans giebt die armselige Frau ihm unbedacht die Hand und sagt ihm zu, sie wolle sein werden. In demselben Augenblicke wird gemeldete Apollonia von ihm leibhaft besessen, und alsbald giebt er ihr ein, sie solle eilends mit ihm auf den Boden, in der Hoffnung, sie solle sich dort erhenken. Als nun mehrerwähnte Geißlbrechtin von den Kühen aufspringt und der Hausthür zueilt, wird die

vorgemeldete Nachbarin ihrer gewahr und schreit ihrem Mann zu: „O Ulrich, komm! die alte Schäferin — Schäfer nennt man sonst ihren Mann, den Geißlbrecht — ist von Sinnen gekommen.“ Demnach laufen die beiden Eheleute zu, und ehe sie ganz zu ihr kommen, legt sie sich vor der Thür in eine Kothlache, mit der Absicht sich darin zu ertränken. Als sie aufgehoben wird, mehre andere Nachbarn zulaufen und die besessene arme Frau wieder in das Haus bringen, begehrt sie nur stracks die Stiege auf den Boden und schreit: „O laßt mich gehn, seht ihr nicht, wie köstlich ich lebe, daß ich für und für esse, trinke, singe, springe, tanze und nur gut zu leben habe?“ Als Apollonia in ihre Stube gebracht wurde, haben erstlich zwei, dann vier Mann genug an ihr zu halten gehabt. Indeß wird am Samstag grade zu Mitternacht dem ehrwürdigen und wohlgelahrten Herrn Wolfgang Agricola, Dechant und Pfarrherr, ein Bote zugeschickt, Seine Ehrwürden solle eilends auf und einen Gang zu der alten Schäferin thun, denn dieselbe wäre am Abend verrückt worden. Aber wohlgedachter Dechant meinte, die Sache wäre bei weitem nicht so heftig beschaffen, als man ihm berichtete, wollte auch so spät und in einer so heiligen Nacht nicht ausgehn, sondern vermeldete, er hätte wol Sorge getragen, das stete gottlose Zanken und Hadern werde zuletzt einen solchen Ausgang nehmen, befahl jedoch, wenn die Geißlbrechtin so unrichtig wäre, daß man sie nicht erhalten und dämmen könnte, so sollte man sie unterdeß in zwei Ketten schlagen, wie auch geschah.

Am Morgen, nachdem er die Metten verrichtet, nahm der Herr Dechant als ein Mann, der schon früher in dergleichen Fällen auf dem Platze gewesen, zur Fürsorge ein ganz kleines Heilthumtäflein, worin ein Stückchen von dem heiligen Kreuz und von der Säule, daran Christus der Herr gegeißelt worden, ferner ein agnus Dei, das im Jahre des Jubiläums, und endlich ein Stück weißes Wachs, welches vom summus pontifex

selbst geweiht war, zu sich und schob das alles auf seinen Leib. Als er des Geißlbrecht's Hause zuging und die Apollonia mit ihrem betrügerischen Inwohner, der sie so übel tractirte, den Herrn Dechanten nur gewahr wurde, nimmermehr werden es die, welche nicht dabei gewesen sind, glauben können, was für ein Wüthen, Toben und Beißen sich da erhoben. Denn ungeachtet die Frau an zwei Ketten ausgespannt lag, hatten doch noch vier Mann zu thun, um sie zu halten. Vielgedachter Herr Dechant fing an und sagte: „Ach, Appel, das sei Gott im Himmel geklagt, der große Jammer ist mir ein herzliches Leid! Christ gesegne dich, wie ist dir geschehen.“ Da fängt die arme Frau mit einer starken, männlichen, zuvor bei ihr ungewohnten Stimme an: „Hui, Pfaff, trolle dich, was frage ich nach dir und deinem Christ, ich hab' für mein Lebelang genug, siehst du nicht, wie wohl ich lebe? Ich bedarf deines Himmels nimmer.“ Darauf antwortete ihr der Herr Dechant: „Wie wohl du lebst, das sehe ich leider, dein gutes Leben wollte ich keinem Hunde, geschweige einem Menschen gönnen.“ Und zu einem Probezeichen, ob sie besessen oder sonst natürlich verrückt wäre, nahm Herr Dechant erst das vorgemeldete Heilthum, und da sie ihm den Rücken wandte, schob er es ohne ihr Wissen mit seiner Hand auf ihren Kopf. Was sich von Stund an für Jammer, Klage und Winselei erhoben, und wie sie in den Ketten gewüthet und mit schäumendem Munde wie ein beißendes Pferd nach dem Herrn geschnappt hat, davon werden diejenigen, welche sie gehalten, und die Stube voll Leute bessere Meldung thun als Se. Ehrwürden. Ihr Geschrei war immer: „O Pfaff, o Pfaff, thu mir das Ding von dem Kopf herab, wo nicht, siehe, so sei dir geschworen, mit meinen Zähnen will ich dich zu Stücken reißen, auf das eine Bein will ich dir treten und das andere — salvo decore — aus dem Hintern reißen, dich damit zu Tode zu schlagen. O thu das Ding herab und leg mir dafür sechs lange Säcke voll Steine auf, die werden nicht so schwer

sein.“ „So sage mir,“ sprach Herr Dechant, „was ist es denn? dann will ich es dir alsbald wieder herabthun.“ Da antwortete der Böse: „Was es ist, das weiß ich wol, aber ich wollte dir — cum venia — lieber etwas anderes thun als dir das sagen.“ „Wie,“ fing Herr Dechant mit Ernst an, „du willst mit der Sprache nicht heraus? Geschwind, bringt mir eine weiße Haube, mit dieser will ich dir das geringe Ding ganz auf dem Kopfe befestigen.“ „Ja,“ antwortete der Böse, „du sagst wol ein geringes Ding; wenn es so gering wäre, würde es nicht so hart brennen.“ — „Ich beschwöre dich bei dem Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, sage an, was ist es denn?“ Aber da gab er keine andere Antwort, als daß er für und für von einer gewissen unsaubern weichen Speise redete, die ihm Herr Dechant selbst zu fressen rieth. Unterdeß, lieber Gott, lechzte die arme, hart gepeinigte Frau gar sehr, und hätte bei ihrem vermeinten köstlichen Wohlleben gern zu trinken gehabt. Auf den Wink des Herrn reichten ihr die Weiber zuerst Taufwasser, aber da war kein Trinken, er wollte andres Wasser haben. Der Herr redete ihn an, warum er dies nicht trinken möchte, es wäre doch auch nur Wasser. Da antwortete er: „Pfaff, jetzo lügst du, es ist deine gesalbte Taufe.“ Darauf gaben ihr die Weiber von dem großen Weihbrunnen, welcher alle Jahre an dem goldnen Sonntag Trinitatis gesegnet wird, aber so wenig ihr das vorige schmeckte, noch viel weniger wollte sie von diesem wissen und hören, man sollte es nur geschwind hinwegthun, denn sie wüßte wol, was es wäre. Da sagte Herr Dechant, es wäre doch nur ein Wasser; der Böse antwortete ihm ganz grimmig: „Du sagst immer, ich lüge, aber ich sehe, du kannst auch lügen, ist es doch von deinem Weihwasser.“ Da man ihr aber gewöhnliches Wasser reichte, sprach sie oder er in ihr, obgleich an dem Geschirr und Wasser auch nicht der geringste Unterschied war: „Das ist von dem rechten.“ Darauf mischten wir die drei Wasser untereinander, machten ihr den Mund mit einem

Schlüssel auf und hatten unser ein Dutzend zu schaffen, bis wir es ihr eingossen und ihr in den Hals mit Mühe hinunterstürzten. Darauf fängt sie oder er durch sie an: „O Sacramentspfaff, wie gehst du mit mir um!" Antwortete Herr Dechant: „Schmeckt dir das eine, so laß dir das andre auch schmecken; ich kenne dich wol, welch arger Gast du bist, ich und du werden noch eine bessere Sprache zu einander reden müssen, bis wir uns recht von einander scheiden." — „Wie, Pfaff, du willst mich vertreiben? Eher werde ich dich zerreißen, daß du in die Sonne fliegst." Herr Dechant gab ihm Antwort: „Höre, du verzweifelter Bösewicht — — dieweil du nach mir, dem allergeringsten päpstlichen Pfäfflein, so gar großes Gelüst hast, soll dir vor aller Welt erlaubt sein, fahre in mich, treibe deinen Hochmuth, ich will dir den Mund weit genug aufthun und kein Kreuz vormachen." Da fing der Böse an: „Ja fahren, fahren; könnte ich dafür nur deine Zunge und deinen Finger erwischen und abbeißen." „Das glaube ich gern," sagte Herr Dechant, „wenn es in deiner Macht gestanden und du mich und jeglichen Christenmenschen im Mutterleib hättest können umbringen, so halte ich durchaus dafür, an allem möglichen Fleiß würdest du es nicht haben fehlen lassen. Und höre, Satan, den Kopf halte ich fest, bis du mir sagst, was in dem Täflein auf dem Kopfe ist." Da antwortete er: „Es ist das Heilige." „Was für ein Heiliges?" frägt Herr Dechant. Der Böse: „Das von Jerusalem." Herr Dechant wiederum: „Was von Jerusalem? Kurzum, mach nicht viel Umstände." Der Satan: „O laß mich zufrieden, du weißt, daß ich es nicht nennen kann." Der Herr Dechant: „Das sind faule, lahme Ausreden, wenn du willst, kannst du es wol nennen, darum beschwöre ich dich bei dem unschuldigen Tod unsers Herrn Jesu Christi, daß du öffentlich anzeigst, was es sei." „O," sagt er, „es ist halt von dem heiligen Kreuz, daran unser Herrgott gestorben, und dann von der Säule, daran er gegeißelt worden." Herr Dechant wie-

derum: „Glaubst du denn, daß Christus für uns gestorben?“ Er: „Warum sollte ich es nicht glauben? bin ich doch nicht weit davon gewesen.“ — — Darauf that Herr Dechant das Heilthum herab, nahm das vorgemeldete agnus Dei und legte es der Frau, ohne daß sie es merkte, auf ihr Haupt. Sie klagte, wimmerte leise und schrie noch mehr als vorhin. Auf solche Ungeberdigkeit wollte Herr Dechant wieder hören, was es denn wäre, worüber er sich so entsetzte. Da schrie der böse Feind: „Ho, ho, dahin bringst du mich nimmermehr, daß ich dir das sage.“ Darauf gingen viele Reden hin und her, bis der böse Geist durch den Finger Gottes getrieben wurde. Da fing er an und sprach: „Es ist halt ein agnus Dei.“ Der Herr Dechant: „Wo weiht man denn dieselben?“ Der Böse: „O wenn die ganze Welt dastände, sollte sie mich nicht zwingen, daß ich die Stadt nennte.“ Herr Dechant: „Wol ist in der Welt kein Ort, wo dir und deinem Haufen größerer Abbruch und Widerstand erwiesen wird; darum mach nur nicht viel Mäuse, sondern sag an, wie heißt die Stadt?“ Da ihm der Herr Dechant so hart auf den Socken lag und von ihm nicht lassen wollte, fing er an: „Sie heißt R! R! R!“ Der Herr Dechant: „Hui, junger Schüler, noch besser!“ Der Böse: „O! O! O!“ Der Herr Dechant: „O ein hoffnungsvoller Schüler! du verzweifelter Bösewicht! Du Todfeind des heiligen, wahren Glaubens, setze das M M M auch dazu, so hat dir Gott eine dreifache Wahrheit beschert.“ — —

Als nun Herr Dechant leider mehr denn zu viel erfahren, wie es um das elende Weib beschaffen war, und er dabei sah, daß alle Mittel, mit welchen vormals etlichen geholfen worden, gegen einen so mächtigen, wohlverschanzten Feind gar nichts waren, stellte er die Sache diesmal ein, bis Gottes Gnade bessere Zeit und Gelegenheit gäbe. Er befahl, man sollte Tag und Nacht gar fleißig Achtung geben, damit sie nur nichts erwische, womit sie sich oder einem andern einen Leibesschaden zu-

spricht diese, „ich und mein Stadler haben es leider nur zu wohl gehört, was für ein Katzengetöne und Gotteslästern ihr miteinander getrieben; die ganze Nachbarschaft verliert den Frieden, wo man so unchristlich lebt.“ Darauf fängt gedachte Apollonia in grimmigem Zorne an und spricht: „Ei, will mir unser Herregott von diesem heftigen Manne nicht helfen, so wollte ich, der Teufel käme und hülfe mir von ihm.“ Nun merkt, was geschieht! Als am gedachten Samstag Abend der Geißlbrechtin Rindvieh von der Weide heimkommt und sie dasselbe, wie gebräuchlich, melken will, da kommen zuerst zwei Vögel wie Schwalben, da doch zu dieser Zeit keine mehr im Lande sind, und fliegen ihr geschwind um den Kopf herum. Ehe sie sich recht unter der Kuh umsieht, steht ein langer Mann (es war aber leider der leibhaftige Teufel) neben ihr und spricht zu ihr: „Ach, meine liebe Appel, wie habe ich ein Mitleiden mit dir, daß es dir so übel geht, dein Leben ist so hart und armselig, hast auch einen so argen bösen Mann, der dich so schlecht hält, er hat die Absicht alles zu verthun, damit dir nach seinem Tode nur nichts von ihm bleibe. Thue eines, sage mir zu, daß du mein sein willst; siehe, so verspreche ich dir, daß ich dich in dieser Stunde an einen so herrlichen lustigen Ort führen will, wo du für und für nichts thun sollst als essen, trinken, singen, springen, tanzen, in Summa solche gute Tage haben, wie du dein Lebelang nie gesehen noch gehört. Denn es ist um das Himmelreich nicht so beschaffen, wie deine Pfaffen davon sagen. Ich will es dir anders weisen.“

Auf dies große Verheißen des leiblichen Satans giebt die armselige Frau ihm unbedacht die Hand und sagt ihm zu, sie wolle sein werden. In demselben Augenblicke wird gemeldete Apollonia von ihm leibhaft besessen, und alsbald giebt er ihr ein, sie solle eilends mit ihm auf den Boden, in der Hoffnung, sie solle sich dort erhenken. Als nun mehrerwähnte Geißlbrechtin von den Kühen aufspringt und der Hausthür zueilt, wird die

vorgemeldete Nachbarin ihrer gewahr und schreit ihrem Mann zu: „O Ulrich, komm! die alte Schäferin — Schäfer nennt man sonst ihren Mann, den Geißlbrecht — ist von Sinnen gekommen.“ Demnach laufen die beiden Eheleute zu, und ehe sie ganz zu ihr kommen, legt sie sich vor der Thür in eine Kothlache, mit der Absicht sich darin zu ertränken. Als sie aufgehoben wird, mehre andere Nachbarn zulaufen und die besessene arme Frau wieder in das Haus bringen, begehrt sie nur stracks die Stiege auf den Boden und schreit: „O laßt mich gehn, seht ihr nicht, wie köstlich ich lebe, daß ich für und für esse, trinke, singe, springe, tanze und nur gut zu leben habe?“ Als Apollonia in ihre Stube gebracht wurde, haben erstlich zwei, dann vier Mann genug an ihr zu halten gehabt. Indeß wird am Samstag grade zu Mitternacht dem ehrwürdigen und wohlgelahrten Herrn Wolfgang Agricola, Dechant und Pfarrherr, ein Bote zugeschickt, Seine Ehrwürden solle eilends auf und einen Gang zu der alten Schäferin thun, denn dieselbe wäre am Abend verrückt worden. Aber wohlgedachter Dechant meinte, die Sache wäre bei weitem nicht so heftig beschaffen, als man ihm berichtete, wollte auch so spät und in einer so heiligen Nacht nicht ausgehn, sondern vermeldete, er hätte wol Sorge getragen, das stete gottlose Zanken und Hadern werde zuletzt einen solchen Ausgang nehmen, befahl jedoch, wenn die Geißlbrechtin so unrichtig wäre, daß man sie nicht erhalten und dämmen könnte, so sollte man sie unterdeß in zwei Ketten schlagen, wie auch geschah.

Am Morgen, nachdem er die Metten verrichtet, nahm der Herr Dechant als ein Mann, der schon früher in dergleichen Fällen auf dem Platze gewesen, zur Fürsorge ein ganz kleines Heilthumtäflein, worin ein Stückchen von dem heiligen Kreuz und von der Säule, daran Christus der Herr gegeißelt worden, ferner ein agnus Dei, das im Jahre des Jubiläums, und endlich ein Stück weißes Wachs, welches vom summus pontifex

selbst geweiht war, zu sich und schob das alles auf seinen Leib. Als er des Geißlbrecht's Hause zuging und die Apollonia mit ihrem betrügerischen Inwohner, der sie so übel tractirte, den Herrn Dechanten nur gewahr wurde, nimmermehr werden es die, welche nicht dabei gewesen sind, glauben können, was für ein Wüthen, Toben und Beißen sich da erhoben. Denn ungeachtet die Frau an zwei Ketten ausgespannt lag, hatten doch noch vier Mann zu thun, um sie zu halten. Vielgedachter Herr Dechant fing an und sagte: „Ach, Appel, das sei Gott im Himmel geklagt, der große Jammer ist mir ein herzliches Leid! Christ gesegne dich, wie ist dir geschehen.“ Da fängt die arme Frau mit einer starken, männlichen, zuvor bei ihr ungewohnten Stimme an: „Hui, Pfaff, trolle dich, was frage ich nach dir und deinem Christ, ich hab' für mein Lebelang genug, siehst du nicht, wie wohl ich lebe? Ich bedarf deines Himmels nimmer.“ Darauf antwortete ihr der Herr Dechant: „Wie wohl du lebst, das sehe ich leider, dein gutes Leben wollte ich keinem Hunde, geschweige einem Menschen gönnen.“ Und zu einem Probezeichen, ob sie besessen oder sonst natürlich verrückt wäre, nahm Herr Dechant erst das vorgemeldete Heilthum, und da sie ihm den Rücken wandte, schob er es ohne ihr Wissen mit seiner Hand auf ihren Kopf. Was sich von Stund an für Jammer, Klage und Winselei erhoben, und wie sie in den Ketten gewüthet und mit schäumendem Munde wie ein beißendes Pferd nach dem Herrn geschnappt hat, davon werden diejenigen, welche sie gehalten, und die Stube voll Leute bessere Meldung thun als Se. Ehrwürden. Ihr Geschrei war immer: „O Pfaff, o Pfaff, thu mir das Ding von dem Kopf herab, wo nicht, siehe, so sei dir geschworen, mit meinen Zähnen will ich dich zu Stücken reißen, auf das eine Bein will ich dir treten und das andere — salvo decore — aus dem Hintern reißen, dich damit zu Tode zu schlagen. O thu das Ding herab und leg mir dafür sechs lange Säcke voll Steine auf, die werden nicht so schwer

sein." „So sage mir," sprach Herr Dechant, „was ist es denn? dann will ich es dir alsbald wieder herabthun." Da antwortete der Böse: „Was es ist, das weiß ich wol, aber ich wollte dir — cum venia — lieber etwas anderes thun als dir das sagen." „Wie," fing Herr Dechant mit Ernst an, „du willst mit der Sprache nicht heraus? Geschwind, bringt mir eine weiße Haube, mit dieser will ich dir das geringe Ding ganz auf dem Kopfe befestigen." „Ja," antwortete der Böse, „du sagst wol ein geringes Ding; wenn es so gering wäre, würde es nicht so hart brennen." — „Ich beschwöre dich bei dem Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's, sage an, was ist es denn?" Aber da gab er keine andere Antwort, als daß er für und für von einer gewissen unsaubern weichen Speise redete, die ihm Herr Dechant selbst zu fressen rieth. Unterdeß, lieber Gott, lechzte die arme, hart gepeinigte Frau gar sehr, und hätte bei ihrem vermeinten köstlichen Wohlleben gern zu trinken gehabt. Auf den Wink des Herrn reichten ihr die Weiber zuerst Taufwasser, aber da war kein Trinken, er wollte andres Wasser haben. Der Herr redete ihn an, warum er dies nicht trinken möchte, es wäre doch auch nur Wasser. Da antwortete er: „Pfaff, jetzo lügst du, es ist deine gesalbte Taufe." Darauf gaben ihr die Weiber von dem großen Weihbrunnen, welcher alle Jahre an dem goldnen Sonntag Trinitatis gesegnet wird, aber so wenig ihr das vorige schmeckte, noch viel weniger wollte sie von diesem wissen und hören, man sollte es nur geschwind hinwegthun, denn sie wüßte wol, was es wäre. Da sagte Herr Dechant, es wäre doch nur ein Wasser; der Böse antwortete ihm ganz grimmig: „Du sagst immer, ich lüge, aber ich sehe, du kannst auch lügen, ist es doch von deinem Weihwasser." Da man ihr aber gewöhnliches Wasser reichte, sprach sie oder er in ihr, obgleich an dem Geschirr und Wasser auch nicht der geringste Unterschied war: „Das ist von dem rechten." Darauf mischten wir die drei Wasser untereinander, machten ihr den Mund mit einem

Schlüssel auf und hatten unser ein Dutzend zu schaffen, bis wir es ihr eingossen und ihr in den Hals mit Mühe hinunterstürzten. Darauf fängt sie oder er durch sie an: „O Sacramentspfaff, wie gehst du mit mir um!“ Antwortete Herr Dechant: „Schmeckt dir das eine, so laß dir das andre auch schmecken; ich kenne dich wol, welch arger Gast du bist, ich und du werden noch eine bessere Sprache zu einander reden müssen, bis wir uns recht von einander scheiden.“ — „Wie, Pfaff, du willst mich vertreiben? Eher werde ich dich zerreißen, daß du in die Sonne fliegst.“ Herr Dechant gab ihm Antwort: „Höre, du verzweifelter Bösewicht — — dieweil du nach mir, dem allergeringsten päpstlichen Pfäfflein, so gar großes Gelüst hast, soll dir vor aller Welt erlaubt sein, fahre in mich, treibe deinen Hochmuth, ich will dir den Mund weit genug aufthun und kein Kreuz vormachen.“ Da fing der Böse an: „Ja fahren, fahren; könnte ich dafür nur deine Zunge und deinen Finger erwischen und abbeißen.“ „Das glaube ich gern,“ sagte Herr Dechant, „wenn es in deiner Macht gestanden und du mich und jeglichen Christenmenschen im Mutterleib hättest können umbringen, so halte ich durchaus dafür, an allem möglichen Fleiß würdest du es nicht haben fehlen lassen. Und höre, Satan, den Kopf halte ich fest, bis du mir sagst, was in dem Täflein auf dem Kopfe ist.“ Da antwortete er: „Es ist das Heilige.“ „Was für ein Heiliges?“ frägt Herr Dechant. Der Böse: „Das von Jerusalem.“ Herr Dechant wiederum: „Was von Jerusalem? Kurzum, mach nicht viel Umstände.“ Der Satan: „O laß mich zufrieden, du weißt, daß ich es nicht nennen kann.“ Der Herr Dechant: „Das sind faule, lahme Ausreden, wenn du willst, kannst du es wol nennen, darum beschwöre ich dich bei dem unschuldigen Tod unsers Herrn Jesu Christi, daß du öffentlich anzeigst, was es sei.“ „O,“ sagt er, „es ist halt von dem heiligen Kreuz, daran unser Herrgott gestorben, und dann von der Säule, daran er gegeißelt worden.“ Herr Dechant wie-

derum: „Glaubst du denn, daß Christus für uns gestorben?“ Er: „Warum sollte ich es nicht glauben? bin ich doch nicht weit davon gewesen.“ — — Darauf that Herr Dechant das Heilthum herab, nahm das vorgemeldete agnus Dei und legte es der Frau, ohne daß sie es merkte, auf ihr Haupt. Sie klagte, wimmerte leise und schrie noch mehr als vorhin. Auf solche Ungeberdigkeit wollte Herr Dechant wieder hören, was es denn wäre, worüber er sich so entsetzte. Da schrie der böse Feind: „Ho, ho, dahin bringst du mich nimmermehr, daß ich dir das sage.“ Darauf gingen viele Reden hin und her, bis der böse Geist durch den Finger Gottes getrieben wurde. Da fing er an und sprach: „Es ist halt ein agnus Dei.“ Der Herr Dechant: „Wo weiht man denn dieselben?“ Der Böse: „O wenn die ganze Welt daständе, sollte sie mich nicht zwingen, daß ich die Stadt nennte.“ Herr Dechant: „Wol ist in der Welt kein Ort, wo dir und deinem Haufen größerer Abbruch und Widerstand erwiesen wird; darum mach nur nicht viel Mäuse, sondern sag an, wie heißt die Stadt?“ Da ihm der Herr Dechant so hart auf den Socken lag und von ihm nicht lassen wollte, fing er an: „Sie heißt R! R! R!“ Der Herr Dechant: „Hui, junger Schüler, noch besser!“ Der Böse: „O! O! O!“ Der Herr Dechant: „O ein hoffnungsvoller Schüler! du verzweifelter Bösewicht! Du Todfeind des heiligen, wahren Glaubens, setze das M M M auch dazu, so hat dir Gott eine dreifache Wahrheit beschert.“ — —

Als nun Herr Dechant leider mehr denn zu viel erfahren, wie es um das elende Weib beschaffen war, und er dabei sah, daß alle Mittel, mit welchen vormals etlichen geholfen worden, gegen einen so mächtigen, wohlverschanzten Feind gar nichts waren, stellte er die Sache diesmal ein, bis Gottes Gnade bessere Zeit und Gelegenheit gäbe. Er befahl, man sollte Tag und Nacht gar fleißig Achtung geben, damit sie nur nichts erwische, womit sie sich oder einem andern einen Leibesschaden zu-

fügen könnte, er bat auch die Benachbarten und ihre bestellten Wärter für sie zu sorgen, wie denn auch Tag und Nacht aus brüderlichem und schwesterlichem Mitleiden geschah.

Die nächsten Tage präparirte sich wohlgemeldeter Herr Dechant so viel als möglich mit allem Fleiß zu der Haupthandlung und hatte genug für das zu sorgen, was bei einem solchen spitzigen, hochgefährlichen Handel nothwendig ist.

Unterdeß begab sich, daß ein junges lutherisches Predigerkäuzlein, Johannes Bäuerlein, eines hiesigen Kürschners Sohn, welcher erst nagelneu vom Examen hierher kam und schon, wie ihm dünkte, dieselbe volle Gewalt empfangen hatte, wie der Dichter seiner leidigen Tragödie, welcher Anno 1545 in der Pfarrsacristei zu Wittenberg die Teufel von den Besessenen ein- und ausgetrieben hatte; dieser Prädicant hatte von seiner Mutter, die grade Geißlbrecht's Haus gegenüber wohnt, solchen Jammer erfahren und uns etliche Mal ein- und ausgehen gesehen, hatte auch wohl unter dem Volk in der Stube gestanden, aber wegen seinem großen Bart, worin all seine Kunst wie Simson's Stärke steckte, hatten wir ihn nicht erkannt. Er geht nun etliche Male in unserer Abwesenheit hinüber und sieht, wie jämmerlich und erbärmlich die arme Frau von dem bösen Geist gequält und zermartert wird. Er spricht ihr zu, aber lieber Gott! auf seine toten, kraftlosen Worte wollte Hans nicht hervorkommen, sondern der Böse trieb nur sein Affenspiel mit ihm. Zuletzt forderte er den Mann der elenden Frau zu sich und redete ihn mit diesen Worten an: „Mein lieber Hans Geißlbrecht, daß eure päpstlichen Pfaffen eurem Weibe helfen und den leidigen Satan, womit sie gar hart gestraft ist, von ihr treiben sollten, das geschieht nimmermehr, es ist ihnen unmöglich. Aber ich," sagte der kühne Degen, „würde noch einen Diener des Amtes zu mir nehmen und ihn mit dem klaren Wort Gottes austreiben." Solches wurde uns durch gedachten Geißlbrecht geoffenbart. Das verdroß alle Geistlichen, und nicht unbillig,

von einem, der hier geboren, getauft, confirmirt, confitirt, communicirt und erzogen worden, dessen Vater, Mutter und Geschwister hier gut katholisch gelebt und zum Theil schon gestorben, er aber allein von ihnen apostasirt war! — so daß wir alle entschlossen waren, bei dem Act der Beschwörung, der in aller Stille auf den Donnerstag angesetzt war, hätte er mit in die Kirche gemußt, und sollten wir ihn gebunden wie das arme Weibsbild, mit hineingeschleppt haben. Nicht daß ihm etwas Leides widerfahren sollte, sondern nur damit er sähe, was dies für eine sorgliche, große, gefährliche Arbeit sei und nicht, wie er vielleicht vermeinte, so ein Ding, als wenn man den Kater Heinz hinter dem Ofen hervorlockt. Er aber roch das Feuer, wurde gewarnt und trollte sich auf eine Zeit zum Thor hinaus.

Am Mittwoch unter der Vesper war die Noth der Kranken so groß, daß man eilends den Herrn Dechant holte, denn wenn man nicht helfe, so werde sie der böse Feind zu tausend Stücken zerreißen. Als gedachter Herr Dechant und etliche von uns kamen, fanden wir einen Jammer, der uns unser Lebtag vor Augen steht; denn obgleich die mehr als elende Frau auf der Erde in einem elenden Bettlein an zwei Ketten ausgespannt war, daß sie keine Hand und keinen Arm zu dem andern bringen konnte, lagen und hielten noch auf jedem Arm zwei Mann, ihr eheleiblicher Bruder saß ihr rittlings über den Beinen, etliche Weiber fielen ihr über den Leib und vermeinten sie niederzudrücken, doch half es alles nichts. Der böse Feind bäumte und hob alle dermaßen über sich, daß ein Mensch unter ihrem Rücken hätte hindurchschlüpfen können, und was das allerschrecklichste war, so sah und griff man den bösen Feind zwischen Haut und Fleisch in Form und Gestalt wie eine gute lange dicke Natter oder Schlange. So geschwind wie sie von Natur auf der Erde läuft, so behende lief sie in dem Leibe hin und wieder, eine Weile in den Kopf, bald war sie in einem Arm, dann in dem andern, urplötzlich in den Füßen, und wo sie in dem Leibe lag,

war die Stelle so heiß und brannte wie lauter Feuer. Zuletzt läuft das Herz wie ein ziemliches Sechserbrot auf, und der böse Feind windet sich und kriecht um das Herz herum, grade als wenn sich eine Natter um einen Baum schlägt, er rüttelt und zieht ihr Herz dermaßen zusammen, daß alles anfing zu krachen und wir alle miteinander nicht anders meinten, als der grimmige, zornige böse Geist hätte sie schon ganz erstickt und umgebracht, denn an dem ganzen Leibe wollte sich auch nicht ein Aederlein mehr regen. Der Dechant schrie und rief für und für zu Gott im Himmel. — Indem that man ihr den Mund mit einem Schlüssel auf, aber lange Zeit wollte sich kein Leben mehr finden, bis man ihr etwas eingoß, da fing das Herz wieder an zu klopfen. Das war uns allen ein Trost, wir halfen und labten alle an ihr, bis sie ein wenig zu sich kam. Alsbald gab Herr Dechant Befehl, man solle ihr das Haar auf dem Kopf sauber hinwegschneiden, denn alles war mit Blut überronnen, er verordnete auch eine Lauge, damit sollten sie die Weiber sauber waschen, er, der Herr Dechant, wollte alsbald wiederkommen.

Darauf kommt Herr Dechant heim, und fordert zu sich mich, seinen Bruder Magister Sixtus, dann Herrn Georg Wittmeier, seinen Confessarius, Herrn Bernhardt Eisen, der damals Diaconus war, den Studiosus Wilibald Plettelius, der vor kurzem von Rom aus dem deutschen Collegium gekommen war, und den Studiosus Leonhard Agricola, und erklärt uns den großen Jammer, und das sei gewiß, helfe man der armen Frau nicht noch diesen Abend, so bringe sie der böse Feind um, und wenn sie mit tausend Menschen umwehrt wäre. „Darum kommt nur eilends mit mir," spricht Herr Dechant, „habt ein gutes unverzagtes Herz und fürchtet euch nicht, es soll euch kein Leid widerfahren; und wenn erforderlich ist, daß ihr mir im Exorcismus bei dem et cum spiritu tuo oder beim Amen respondiren sollt, so gebt besonders ihr Priester fein Acht." Alsbald giebt er dem einen Studiosus unter den Rock, was ihm, dem Dechant, zu diesem

Actus von Nöthen war, geht und führt uns zuerst in die Kirche, vermahnt uns allda recht treulich zum Gebet, sperrt das Sacrarium auf, nimmt aus dem Viaticum einen einzigen heiligen Partikel*), legt denselben in ein kleines Corporaltüchlein und schiebt es an den Leib hinein, zieht den Chorrock wieder aus und geht in Form und Gestalt, wie sonst immer, mit uns dem Hause zu. Darauf befiehlt er dem, der seine andere Rüstung trug, er soll damit in der Tenne bis auf weitern Bescheid warten. Er geht hinein in die Stube, kniet neben der armen Frau auf der Erde nieder, legt seine Hand, wie er stets pflegte, ihr auf den Kopf und spricht ihr zu, aber das vorige alte Schimpfen wollte wieder angehen; da greift Herr Dechant, ohne daß es ein Mensch merkt, in seinen Busen, zieht das Corporal mit der allerheiligsten Hostie heraus und legt es ihr unter seiner Hand auf den Kopf. Sobald sie diese nur empfindet, thut sie in dem Bette drei große Rucke über sich. Da sagt der Herr Dechant: „Appel, thue ich dir denn mit meiner Hand weh? Wie geht das zu, einmal kannst du sie leiden, das andere Mal nicht." „O ja," sagte sie, „die Hand könnte ich wol leiden, allein das, was du unter der Hand hast, thu herab, sonst wirst du mich umbringen." „Das wolle Gott nicht," sagte Herr Dechant, „sage an, was ist auf deinem Haupt?" Da spricht der böse Feind: „Sieh doch, wart' ein bischen!" — [folgt Examen wie oben, endlich sagt der Böse, was es sei.] — Darauf Herr Dechant: „Aber noch eins will ich wissen, ob du allein bist, oder sonst noch mehr Gesellen bei dir sind." „Ich bin allein," sagte der Böse. „Wie heißest du mit Namen?" Der Böse: „Ich heiße der Spielfleck." „O das ist nichts, du hast mir bis jetzt niemals gleich im Anfang die Wahrheit gesagt, ich habe sie immer mit Gewalt aus dir herausbringen müssen. Ich will auch deinen rechten Namen schon von dir erfahren, denn den soll und muß ich wissen." Also fing das

*) Hostie.

Beschwören wieder an, so lange bis der Böse genöthigt war und sagte, er hieße Schwamm*). Darauf huben die Wärter und Wärterinnen an: „O das ist wahrlich sein rechter Name, denn stets hat sie ihn so gerufen und genannt.“ Hierauf fing Herr Dechant an: „Wohlan, so vertrau ich Gott im Himmel, wir wollen den Schwamm jetzt bald fassen und dem Lucifer in die Hölle hinunterschicken, daß er seine Schuhe damit wische.“ Der Böse: „O nit, o nit, verschöne mein.“ Darauf rief mein Herr Bruder mich, den Herrn Magister Sixtus, ich solle herzutreten und das Corporal mit dem hochwürdigen heiligen Sacrament auf den Kopf halten, und befahl, man solle alle Ketten aufschließen und hinweglegen, worüber doch manchem schauerte. Er selbst ließ sich seinen Chorrock, Stola und Bücher hereinbringen und legte sie an, und als die arme Frau aller Bande ledig gemacht war, nahm er eine alte rothe Stola in seine Hände und sprach: „Sieh, Schwamm, jetzt komme ich zu dir in dem Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Dieses dreifaltige unauflösliche göttliche Band soll dich jetzo in den Abgrund der Hölle hinabbinden, daß du nimmermehr in Ewigkeit weder Leuten, Vieh, noch irgend einer Creatur weder schädlich noch schade seist.“ Er nahm ihre beiden Hände, wickelte ihr die Stola zu drei Malen herum und gebot dem Bösen bei der großen Kraft und Würdigkeit dessen, der auf der armen Frau Kopf läge, daß er sich alles weiteren Ungestüms enthalten wolle. Darauf wendete sich Herr Dechant gegen das Volk, dessen eine solche Menge war, daß Stube, Tenne, Fenster und Gasse alles voll stand, und sprach zu ihnen: — — —

Nach verrichtetem heiligen Gebet ordnet der Herr Dechant uns Studirte, die er allein zur Handreichung mitgenommen,

*) Bedeutet nicht Pilz, und nicht Badeschwamm, wie der Herr Dechant versteht. Es ist das bairische Wort: der Schwaim, gesprochen Schwaem, „der schwebende Schatten.“

stellt uns um das elende Weib herum, giebt einem das Buch, dem andern das Licht und einem jeglichen, was er bei diesem Handel zur Hand haben mußte, und fängt im Namen Gottes einen solchen herrlichen, in heiliger göttlicher Schrift überaus wohlbegründeten modus conjurationis an mit einem solchen Fleiß und Ernst (wie er denn hierzu ein lauteres, starkes, unverzagtes Löwenherz hatte), daß unser einem das Herz zu zittern und die Haare gen Berg zu gehen anfingen. Während nun dieser herrliche Exorcismus eine gute Zeit währte, hat der böse Feind nicht sonderlich gepoltert; nur als ein Bube die Zähne zum Fenster hineinbleckte, begehrte er, man solle ihm zulassen dem Buben die Zähne einzustoßen, aber dies sein Begehren konnte nicht gewährt werden. Während dem Actus haben die umstehenden Leute, welche besser beobachten konnten als unser einer, der mehr zu thun hatte, deutlich gesehen, daß die Augen der Geißlbrechtin, die von Natur schwarz, aber in diesem Elend grau und feurig wie Katzenaugen geworden waren, wieder allmälig ihre vorige natürliche Farbe annahmen, daß die Glieder, die alle verrenkt waren, wieder in ihre rechte Lage kamen, und daß der Frau ihre leibliche Farbe, Gestalt und Natur, die sich ganz verändert hatten, wieder fein frisch herzukam. Etliche, die dabei gestanden, bezeugen und betheuern, daß sie während dem einen schwarzen Vogel in Gestalt einer Amsel aus dem Munde der Frau fliegen sahen. Das geben wir für keine Wahrheit aus, weil es keiner von uns gesehen, denn wir wollen nicht mehr Bericht geben, als wir im Fall der Noth bei unserer priesterlichen Würde mit höchstem Eid und gutem Gewissen betheuern können.

Dieser Actus war durchaus glücklich und wohl verrichtet, Gott sei gelobt! und gedachte Apollonia fing an die Hände zusammenzuschlagen. Da neigte sich Herr Dechant zu ihr nieder, that ihr die Stola von den Händen, fragte sie und sprach: „Liebe Apollonia, wie gehabst du dich jetzt? kennst du wieder mich und

die Leute?" Da will die befreite Frau vor Freude in dem Bettlein aufspringen und dem Herrn Dechant um den Hals fallen — das machte manches Auge naß —, aber die Glieder und der ganze Leib waren so sehr zerrissen, daß sie so viel Kräfte nicht gehabt hat; so schlägt sie ihre Hände über dem Kopf zusammen, sieht auf gen Himmel und ruft zu drei Malen: „O allmächtiger, ewiger Gott, dir sei Lob, Ehre und Preis in Ewigkeit! O Gott, verzeih und vergieb mir, daß ich so hart und schwer wider dich gesündigt habe! O Herr, jetzt will ich gern sterben!" —

So weit die Mittheilung aus der Flugschrift. Das Ende ist erbaulich, der tapfere Dechant erntet den Lohn seiner gefährlichen Arbeit, er gewinnt die Seele der Apollonia für seine Kirche, sie ermahnt ihren Mann, gelobt eine Wallfahrt und die zänkischen Gatten leben seitdem, so scheint es, friedfertiger zusammen. Was der religiöse Eifer des Erzählers dem geistlichen Examen des Teufels zugedichtet hat, ist harmloser als in vielen ähnlichen Fällen.

Die Zärtlichkeit, mit welcher beide Kirchen um die Besessenen sorgten, und die fromme Theilnahme, mit welcher die Gläubigen ein Opfer des Teufels bedachten, machten dergleichen Zustände auch zu einem Gegenstand der Speculation. So machte in Thüringen um 1560 ein Hirt, Hans Vater von Mellingen, großes Aufsehn. Er gab vor, durch den Genuß von Brot, das ihm ein übelberüchtigter Mensch mit Gewalt eingenöthigt hatte, in die Gewalt des Teufels gekommen zu sein. Er wurde vom Teufel hart behandelt und viel geprügelt und zeigte die Striemen. Deßhalb wurde er in Flugschriften dem Gebet der Christenheit eifrig empfohlen. Aber als er einige Zeit darauf in Nürnberg erschien, mit einem blutenden Ohr, die Hände mit einem dreifarbigen Seil auf den Rücken gebunden, und dort betend und bettelnd seine alte Geschichte erzählte und vorgab, der Teufel selbst habe ihm die Hände so zusammengeschnürt, nahmen die

Nürnberger das Wunder zu ernst, und vor dem angelegentlichen Kreuzverhör der geistlichen und weltlichen Autoritäten sank die Frechheit des Mannes; er bekannte, daß er betrogen habe, wurde an den Pranger gestellt und aus der Stadt verwiesen. Auch die von Nürnberg verfehlten nicht, ihre Entdeckung in einer Flugschrift zu verbreiten.

Aber wahrhaft greulich war der Haß, mit welchem man in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts jene andere Verbindung der Menschen mit der Hölle betrachtete, die alte Hexerei. Auch Luther glaubte an Hexen. Er erzählte gelegentlich, daß ein solches Weib seiner Mutter geschadet habe, er zürnt an einer andern Stelle sogar auf die Juristen, die dergleichen Zauberinnen, wenn sie ihren Mitmenschen schaden, nicht bestrafen. Aber solche Aeußerungen waren so arg nicht gemeint. Im ganzen kümmerte ihn dieser ganze Kreis von Aberglauben wenig. Er, der Schreibfertige, fühlte nie Veranlassung darüber zu seinem Volke zu reden, auch in seinen Predigten erwähnt er die Hexerei nur gelegentlich und seinem ganzen Wesen widerstand die Anwendung roher Gewalt. Wenn aber Luther's reines Gemüth ihn zur Freude für uns davor bewahrte, gegen die Teufelsliebchen zu eifern, seine Schüler und Nachfolger hatten wenig von seinem hohen Sinn. Und der junge Protestantismus war in dieser Frage nur um wenig besser als der alte Glaube. Allerdings waren in protestantischen Ländern nicht vorzugsweise Diener Gottes die Verfolger, aber die bürgerliche Obrigkeit ahmte nur zu willig das Beispiel nach, welches die geistlichen Gerichte der Katholiken, vor allem die Jesuiten gaben. Ungezählt sind die Schlachtopfer, sie reichen sicher in die Hunderttausende. Zunächst auf den Gebieten geistlicher Fürsten brach die Seuche aus, welche ganze Landschaften verwüstete, so in Eichstädt, Würzburg, Cöln. In zwanzig Dörfern der Umgegend von Trier wurden in sieben Jahren dreihundertachtundsechzig Personen hingerichtet, außer den vielen, welche in der Hauptstadt

selbst gebrannt wurden; in Braunschweig standen die Brandpfähle auf der Richtstätte wie ein kleiner Wald. Aus jeder Landschaft ließen sich Hunderte, Tausende zusammenzählen. Jede Niederträchtigkeit wurde von den geistlichen und weltlichen Richtern geübt, die abgeschmacktesten Verdachtgründe reichten hin, ganze Dörfer auszurotten. Kein Stand, kein Alter sicherte, Kinder und Greise, Gelehrte und Rathsherren wurden an den Pfahl gebunden, die Mehrzahl freilich waren Frauen. Ein Schauder ergreift uns beim Einblick in die Methode dieser Verurtheilungen. Es ist nicht unmöglich, obgleich keineswegs aus den Akten mit Sicherheit festzustellen, daß hier und da eines der Opfer selbst in dem thörichten Wahne lebte, durch Zauberkünste mit dem Teufel in Verbindung zu stehn. Es ist nicht unmöglich, obgleich auch dies nicht mit Sicherheit zu erkennen ist, daß schädliche Mittel, berauschende Tränke und abergläubische Medicamente in einzelnen Fällen zum Schaden anderer beigebracht worden sind. Aber grade das ist der stärkste Beweis für die Schändlichkeit des ganzen Verfahrens, daß sich aus den ungeheuren Stößen der alten Hexenakten keine Ueberzeugung gewinnen läßt, daß auch nur in dem einen oder dem andern Fall das Urtheil durch wirkliche Missethaten der Angeschuldigten nicht gerechtfertigt, aber doch entschuldigt werde. Denn so groß war Fanatismus, Beschränktheit oder Bosheit, daß schon die Anklage fast sicher tötete. Die Tortur wurde auf die albernste Anschuldigung angewandt. Wer die Tortur aushielt ohne zu bekennen, gegen den wurde grade die Fähigkeit, Schmerzen zu ertragen, zum Beweise; ebenso wurde Beweis jede Art von zufälligen Symptomen, ein Maal am Körper, das äußere Aussehn, zahlreiche Zufälligkeiten. Das Vermögen der Verurtheilten ward confiscirt, Habsucht und Rachsucht der Richter vereinigten sich mit Rohheit und Dummheit. Und dies greuliche Unwesen endete nicht mit dem Jahrhundert, das ganze siebzehnte hindurch bis in die Mitte des achtzehnten wurden die schauderhaften Justiz-

morde fortgesetzt. Erst die Zeit des großen Friedrich machte ihnen ein Ende.

Wie groß aber auch die Wichtigkeit war, welche Luther's Lehre und Gemüth dem Teufel beilegte, der Protestantismus schadete dem Höllenfürsten doch. Die Vernunft fing langsam an ihr Recht zu fordern. Die gelehrte Bildung der deutschen Theologen war sehr einseitig, aber jedes ernste, wissenschaftliche Arbeiten leitet zu demselben Resultat, es hilft den vernünftigen Zusammenhang der Dinge verstehn. So konnten auch die Reformatoren nicht vermeiden, über das Verhältniß des Teufels zu Gott und über den Umfang seiner Macht nachzudenken. Die Resultate, zu denen sie kamen, wichen natürlich im einzelnen von einander ab und waren lange abhängig von alter Kirchenlehre, im ganzen ist eine rationalistische Strömung unter der großen Gläubigkeit schon im sechzehnten Jahrhundert unverkennbar. Der Teufel steht unter der Zucht des Herrn, er darf nur thun, was Gott zuläßt, und erhält nur durch Versehen und Unrecht der Einzelnen Macht über sie. Etwas Lebendiges kann er nicht schaffen, allerdings aber ist er ein sehr gewandter „Physikus," der durch seine Schnelligkeit und große Kenntniß der Natur eine Menge überraschender Experimente durchsetzen kann. Er ist es, welcher die Milch fließen läßt, wenn Hexen und Zauberer eine Axt in die Wand hauen und den Stiel melken. Die Bethörten glauben, sie selbst bewirkten die Sache durch ihre Kraft, während doch die Mittel, welche der Teufel ihnen verschreibt, nur läppische sind. In der Regel sind auch die Künste des Teufels nur Blendwerke*). Allerdings ist diese Auffassung noch ziemlich orthodox, aber es ist ersichtlich, daß solch erklärendes Reflectiren, so tief in dem Wesen des Protestantismus begründet, mit der Zeit weitergehn und endlich die ganze Realität

---

*) Unter vielem anderen z. B.: Des Teufels Nebelkappen, durch Paulum Frisium, Nagoldanum. 1583.

des Teufels in Frage stellen mußte. Dieselbe rationalistische Richtung ist hinter großer Gläubigkeit zu erkennen in einem besondern Zweige der Teufelsliteratur, welche vom sechzehnten bis in das achtzehnte Jahrhundert herein zahlreiche Federn in Bewegung setzte und große Wirkung ausübte. Es waren kleine Büchlein, meist von Theologen abgefaßt, wenige in dramatischer Form, in denen Thorheiten und Laster des Jahrhunderts geschildert und vom Standpunkt der christlichen Moral verurtheilt werden. Einige namhafte Schriftsteller brachten diese Art Literatur in Aufnahme; die Titel der Büchlein componirte man mit dem Worte Teufel: der Hofteufel, Eheteufel, Gesindeteufel, Jagdteufel, Hosenteufel (gegen die Pluderhosen), Spielteufel, Saufteufel u. s. w. Etwa vierzig derselben gehören dem sechzehnten Jahrhundert an. Die Mehrzahl dieser moralischen Tractätlein ist langweilig, auch für unsre Kenntniß alter Culturzustände nicht besonders wichtig, aber fast in allen erscheint der Teufel schon als ein Synonym für verkehrte Neigungen der Menschennatur selbst. Und obgleich keiner der frommen Verfasser zugestanden hätte, daß er die Realität Satans bezweifele, so verflüchtigt sich ihnen doch unter den Händen sein Wesen zu einer Abstraction. Diese kleinen Schriften haben mehr als anderes eine entsprechende rationalistische Auffassung vorbereitet.

Gefahrvoll aber war die schriftstellerische Thätigkeit der wenigen aufgeklärten Männer, welche sich im Interesse der Humanität gegen die Hexenprocesse auszusprechen wagten. Sie selbst hatten Kerker und Scheiterhaufen zu fürchten, im besten Fall den Haß und die Bosheit, welche gläubige Fanatiker auf ihre Gegner auszuschütten pflegen. Dem sechzehnten Jahrhundert gehört noch ein Name an, der immer dankbar genannt werden soll. Der protestantische Arzt Johann Weier (lat. Wierus oder Piscinarius), Leibarzt des Herzogs Wilhelm von Cleve, schrieb im Jahr 1563 seine sechs Bücher: De praestigiis daemonum. Auch er glaubt noch an Schwarzkünstler, welche

mit Hilfe des Teufels Unheil stiften; thun sie dies, so sollen sie der bürgerlichen Strafe verfallen; die Hexen aber seien arme elende Mütterlein, die im schlimmsten Fall sich einbilden Teufelswerke zu thun, häufig ganz unschuldig sind. Sein warmes Herz für die Unterdrückten, sein edler Zorn gegen die Brutalität der Hexenrichter machten ungeheures Aufsehn. Auf diesem abgegrenzten Gebiet erscheint uns Weier als eine Ergänzung zu Luther. Auch gegen ihn erhob sich die wüthende Meute der Orthodoxen. Die guten Wirkungen, welche Weier's Buch hervorgebracht, wurden durch eine Fluth von Gegenschriften größtentheils aufgehoben. Und wieder mitten in den Greueln des dreißigjährigen Krieges schrieb Friedrich Spee, der beste deutsche Jesuit, heimlich seine cautio criminalis gegen das Hexenbrennen, er ließ diese Schrift anonym in einer protestantischen Druckerei erscheinen.

Aber die volksthümlichen Umbildungen des Teufels endigten nicht mit dem Jahrhundert, in welchem Luther lehrte und Weier die Brandpfähle der Richtstätten umzuwerfen bemüht war. Der dreißigjährige Krieg stellte eine andere Seite des düstern Phantasiebildes in den Vordergrund. Als Dämon, welcher festmachte und Zauberkugeln goß, welche durch jede Rüstung gingen, lebte der Satan unter den wilden Schaaren des dreißigjährigen Krieges.

Als der Friede kam und der Kriegsteufel sich in die Wälder zurückzog, wo er seine Künste den verwilderten Jagdgesellen lehrte, als ein verarmtes, an Glauben und Hoffnung leeres Geschlecht in dem verwüsteten Lande übrig blieb, wurde der Teufel am liebsten in einer andern alten Amtsthätigkeit aufgesucht, in einer stillen, nur durch die Begehrlichkeit der Menschen gestörten — als Hüter unterirdischer Schätze. Nicht wenig Geld und Gut war in dem langen Kriege vergraben worden, manches wurde nach dem Frieden durch glücklichen Zufall entdeckt. Das armselige, nach Gold lüsterne und ruhiger Arbeit entwöhnte

Volk wurde durch solche Funde und die Hoffnung auf größere mächtig aufgeregt. Schatzgräber und Teufelsbanner, welche den Bösen vom Schatz wegzubeschwören wußten, hatte es seit uralter Zeit gegeben. Im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert waren die fahrenden Schüler die gewöhnlichen Schatzgräber, Teufelsbanner und Betrüger unwissender Landleute; ihnen folgten jetzt im siebzehnten Italiener und Franzosen, schlaue Welsche, bis tief in das vorige Jahrhundert hinein eine Landplage.

Allmälig wurden die Hoffnungen, welche man auf den Teufel setzte, geringer, die Farbe seiner Gestalt verblich. Das Jahrhundert der Aufklärung verschmähte es zuletzt sogar, über ihn zu spotten. Er wurde, wie längst verstorbene Helden, ein Stoff für die Bühne. Er erhielt sich als Kinderfreude im Puppenspiel, der größte Dichter Deutschlands idealisirte mit höchster Grazie sein alterthümliches Bild. Zuletzt bemächtigten sich die Operndichter seiner Gestalt, und Teufelsbeschwörungen und Höllengefühle wurden in Noten correct gesungen.

Doch unten im Volk haftet noch heut der Glaube an den Teufel und seine Hexen, und noch heut versucht der alte Wahn in der orthodoxen Lehre der Katholiken und Protestanten ans Tageslicht zu bringen. Aber die jetzt noch wagen eine reale Existenz des Versuchers zu behaupten, müssen sich gefallen lassen selbst die Bezeichnung zu ertragen, welche der Böse in dem letzten Jahrhundert vorzugsweise erduldete, das Prädikat armer Teufel*).

Im Anfange des großen Jahrhunderts hatte das deutsche Volk so eifrig seinen Gott gesucht, am Ende des Jahrhunderts

---

*) Das Prädicat ist allerdings schon um 1550 volksthümlich, z. B. bei Hans Sachs im Schwank: Der Teuffel lest kein Lantzknecht mehr in

war der Teufel so mächtig! Dem hohen Aufschwung war eine Abspannung gefolgt, dem Ringen nach Christus die Furcht vor der Hölle, das Gegenbild des Heiligen drängte sich als Gespenst überall in das Leben. Gegen den Teufel donnerten die Protestanten von ihren Kanzeln, schwenkten die Katholiken den Weihwedel. Auch in andern Ländern grassirte diese geistige Krankheit, in den deutschen Landen aber war das Hexenbrennen durch viele Jahrzehnte fast die einzige öffentliche Action, bei welcher das bethörte Volk ein starkes gemüthliches Interesse bewies. Die Vielgetheiltheit und der Mangel an Gemeinsinn und großen politischen Zielen wurde der Nation zum Verderben.

Durch Pfaffengezänk und Fürsteneigennutz, durch die unseligen politischen Verhältnisse Deutschlands war der Flug des Protestantismus gehemmt, die katholische Reaction erhob wachsend ihr Haupt. Ueberall im Lande, in der Politik, auf den Kanzeln, in den Gelehrtenstuben der Geistlichen war mehr Haß als Liebe. Unter einer geistlosen Dogmatik verkümmerten die Seelen, die Herzen der Frommen wurden durch trübe Ahnungen bedrückt. Die Besseren sorgten um die elende Lage des deutschen Vaterlandes, die Gläubigsten wurden durch die Geistlichen und zahllose Kalendermacher in fortwährender Spannung und Sorge erhalten, daß das Ende der Welt bevorstehe. Grade das häufige Auftreten des Teufels erschien vielen als Vorzeichen des nahen Weltendes. Unterdeß lebte die Masse des Volkes, Vornehme und Geringe, einem derben Genuß in dem damals wohlhabenden Lande. Der Luxus war größer geworden, jede Art von Ueppigkeit wurde nachgeahmt. Wer den Teufel nicht fürch-

---

die Helle faren. (1555. Nürnb. G. Merckel. 4.) befiehlt der Landsknecht dem Wirth einen toten Hahn zu braten, der in der Ofenhölle hängt. Teufel Belzebock, der ebendaselbst auf einen Landsknecht lauert und bereits durch das wilde Wesen der Landsknechte sehr beunruhigt ist, nimmt an, daß die Bezeichnung des zu bratenden Hahns „armer Teufel" ihn selbst meine, stößt entsetzt eine Ofenkachel aus und flieht in die Hölle.

tete, fand es auch nicht behaglich, sich viel um Gott und seine Heiligen zu kümmern. Es wurde als lustige Anecdote erzählt, daß ein Todkranker in Pommern, dem der Geistliche in articulo mortis stark zusetzte, endlich antwortete: „euch zu Gefallen will ich an eine Auferstehung glauben, ihr werdet aber sehn, es wird nichts daraus werden"; und daß ein Landsknecht, der wegen greulichem Fluchen gescholten wurde, betheuerte, er habe das ganze Jahr nicht an Gott gedacht, geschweige bei ihm geflucht.

Unter solchen Aspecten begann das furchtbare Jahrhundert der Kriege.

Inhalt.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



